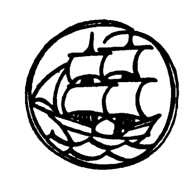
DAS INSELSCHIFF



1924

FÜNFTER JAHRGANG





*

* DAS *

INSELSCHIFF

EINE ZEITSCHRIFT

FÜR DIE FREUNDE DES

INSEL-VERLAGES

*

FÜNFTER JAHRGANG

LEIPZIG / IM INSEL-VERLAG / 1924

INHALT

LITERARISCHER TEIL



BILDERTEIL

HANDSCHRIFTENFAKSIMILES

DAS INSELSCHIFF



EINE ZEITSCHRIFT FÜR DIE FREUNDE DES INSELVERLAGES

WEIHNACHTEN 1923

INHALT

Umschlagzeichnung von Walter Tiemann

Für den Inhalt verantwortlich: Karl Weisser, Leipzig
Druck von Poeschel & Trepte, Leipzig

DAS

INSELSCHIFF

*

EINE

ZEITSCHRIFT

FÜNFTER JAHRGANG / ERSTES HEFT

WEIHNACHTEN 1923

*

Halte das Bild der Würdigen fest! Wie leuchtende Sterne
Teilte sie aus die Natur durch den unendlichen Raum.
Goethe

BOGUMIL GOLTZ
DAS DEUTSCHE VOLKSLIED

Um die Mitte des vergangenen Jahrhunderts zog ein wunderlicher Wanderredner durch die Hauptstädte Deutschlands und Österreichs, der den literarisch und politisch angeregten Kreisen eine Geisteskost bot, die sie nicht nur erstaunen ließ, sondern zu heller Begeisterung hinriß. Ein Zeitprediger, berauscht und berauschend, ganz Naturmensch und von unverwelklicher Herzenskraft, der seinen Zuhörern Wahrheiten ins Gesicht schleuderte, die sie niemals erwartet, und sie zu Idealen zu begeistern suchte, die sie vergessen oder noch nicht erfahren hatten — Bogumil Goltz. Dieser urwüchsige, eigensinnige, kerndeutsche Mann und Weltbeobachter, der hinter seinen Schriften hoch aufragt und zugleich mit so gütigen, oft schelmischen Augen seine Leser anblickt, verdient gerade in unsern Tagen ein lebhaftes Gedächtnis und eine wahrhafte Auferstehung. Die soeben als Nr. 357 der Insel-Bücherei erschienene, von Ewald Silvester getroffene Auswahl aus dem Buche „Die Deutschen" möchte der Gegenwart die Bedeutung des heute fast vergessenen Mannes zum Bewußtsein bringen.

IN den deutschen Volksliedern spiegelt sich der unergründliche Dualismus des deutschen Wesens am wunderbarsten ab. Unser Volkslied atmet ebensoviel freieste, keckste Lebenslust

wie Melancholie. Es unterscheidet sich eben dadurch von den Gesängen anderer Nationen, daß sein Geist nicht, wie bei den Slawen, in Seele und Sinnlichkeit ersäuft wird, sondern die Mannigfaltigkeit der Naturerscheinungen wie der Weltverhältnisse beherrscht. Es charakterisiert unser Volk, daß es die Kraft seines Herzens aus dem lebendigsten Verkehr mit der Wirklichkeit bezieht, daß es nicht nur Novellen, Kriegs- und Staatsaktionen zu besingen, sondern alle Töne anzuschlagen, daß es Wander-, Jäger-, Bettler-, Fuhrmanns-, Fastnachts-, Schelmen-, Zoten- und Trinklieder zu singen, sich mit dem derbsten, dem ungereimtesten, dem tollsten Leben in Harmonie zu setzen versteht; und dann wieder ist es das deutsche Lied, welches uns ein Ade, ein „Scheiden und Meiden", ein Lieben und Leiden, eine Vereinsamung der Seele mit Worten vorsingt, in welchen der ganze bunte Weltwirrwarr, den unsere Sinne entzündeten, wie ein chinesisches Feuerwerk erlischt.

Und wie können diese einfältigen Liederworte, die bekanntesten Naturbilder solche Zauberwirkungen tun? Sicherlich, weil sie so knapp und keusch, so ungeschminkt und ungesucht, weil sie eben so einfältig sind.

Das deutsche Volkslied ist es, das uns die tiefsten Mysterien nicht nur der Poesie und des Menschengemüts, sondern der Sprache und Lebensökonomie erschließen könnte, wenn wir einen Überrest von dem symbolischen Verstande behalten hätten, der die Hieroglyphen der Natur und die Zeichensprache des Herzens zu deuten, der zwischen den Zeilen zu lesen versteht.

Die deutschen Volkslieder sind nicht allein deshalb so knapp und keusch in ihrer Sprachökonomie, sie zeigen nicht deshalb so viel Lücken und naive Phantasiesprünge, weil sie ein Liedertext sind, welcher die Bestimmung hatte, von der Musik koloriert und mit Fleisch bekleidet zu werden, sondern die Bescheidenheit, die Verschämtheit, die geistige Jung-

fräulichkeit ist das notwendige Symptom der deutschen Tiefe, Innigkeit und Wahrhaftigkeit; und eben sie begnügte sich mit Andeutungen von Mysterien, für deren förmliche Ausführung das Volk weder den Kunstverstand noch die Dreistigkeit und den Profansinn besitzt.

Der Preis vor allen Liedern gebührt dem deutschen Liebeslied; seine Tiefe, seine Herzenskraft und Frische, seine Naivität und Wahrhaftigkeit wird nicht einmal von den Liebesliedern der stammverwandten Engländer, geschweige von andern Nationen erreicht.

Eine Volksmelodie erschließt uns die tiefsten Gesetze der Poesie, der Sittlichkeit und alles Lebens, wenn wir ihre wunderbare Melancholie, ihre Symbolik zu deuten verstehen.

Der allgemeinste Zauber des Volksliedes wie der Märchen besteht eben darin, daß man ihre Verfasser nicht kennt.

Wenn heute keine Volkslieder, Sprichwörter und Märchen mehr zur Welt kommen, so rührt dies von dem übertriebenen Verkehr des modernen Volks mit den Literatur- und Kulturgeschäftigkeiten her. Das Volk will, wie der Diamant, mit seinem eigenen Staube, nicht aber mit Schulstaub und politischem Wüstensande geschliffen sein.

* * *

L. N. TOLSTOI
AUFZEICHNUNGEN EINES MARQUEURS
(1856)

So zwischen zwei und drei Uhr mochte es sein. Es spielten mehrere Herren: der große Gast (wir Kollegen nannten ihn so), da war der Fürst (der immer mit ihm fährt), der Herr mit dem großen Schnurrbart war auch da, der kleine Husar, der Schauspieler Oliver, der „Pan“ war da. Es war ordentlich viel Volks da.

Der große Gast spielte mit dem Fürsten. Ich gehe bald hier bald da mit dem Zählapparat um das Billard herum und zähle: zehn und achtundvierzig, zwölf und achtundvierzig. Es ist nun einmal mein Beruf, Marqueur zu sein; man hat noch keinen Bissen im Munde gehabt und zwei Nächte hintereinander nicht geschlafen; aber doch ruft man beständig die Points aus und nimmt die Bälle aus den Beuteln. Ich zähle, da sehe ich, ein neuer Herr ist in die Tür getreten, hat sich umgesehen und umgesehen und auf das Sofa gesetzt. Gut.

„Was mag das für einer sein?" von welcher Sorte, heißt das, denke ich bei mir.

Gekleidet ist er sauber, so sauber, daß sein ganzer Anzug funkelnagelneu aussieht: karierte Tuchhosen, modernes kurzes Röckchen, Plüschweste und goldne Uhrkette, und daran hängen allerlei verschmitzte Dingelchen.

Gekleidet ist er also sauber, und von Person ist er noch sauberer: schlank, großgewachsen, das Haar nach der Mode vorn gekräuselt, und im Gesicht weiß und rot, na, sozusagen ein hübsches Kerlchen.

Unser Beruf bringt es bekanntlich mit sich, daß man allerlei Volk zu sehen bekommt. Das vornehmste, das es nur gibt, aber auch viel Lumpenzeug kommt einem vor. Wenn man also auch nur Marqueur ist, man paßt sich den Leuten an, d. h. wofern man etwas Lebensklugheit besitzt.

Ich betrachtete den Herrn und sehe, er sitzt still, er ist mit niemand bekannt und hat einen ganz neuen Anzug an; ich denke bei mir: entweder wird es ein Fremder sein, ein Engländer, oder irgendein zugereister Graf. Und wiewohl er jung ist, nimmt er sich doch ganz gut aus. Neben ihm saß Oliver und machte ihm sogar Platz.

Die Partie war zu Ende; der Große hatte verloren. Da schreit er mich an: „Du schwindelst immer," sagt er; „du zählst nicht ordentlich, siehst dich nach allen Seiten um."

Schimpfend warf er das Queue hin und ging weg. Ja, du bist der Rechte! Abends spielt er mit dem Fürsten die Partie zu fünfzig Silberrubeln, und nun hat er eine Flasche Mâcon verloren und ist darüber ganz außer sich. So ein Charakter! Ein andermal spielt er mit dem Fürsten bis zwei Uhr, und wenn sie dann kein Geld in den Beutel legen, so weiß ich schon, daß weder der eine noch der andere Geld hat; aber trotzdem renommieren sie.

„Gilts,“ sagt er, „um fünfundzwanzig die Ecke?“

„Es gilt!“

Aber wenn unsereiner nur gähnt oder einen Ball nicht ordentlich aufsetzt — der Mensch ist ja doch nicht von Stein —, dann bekommt mans gleich zu hören: Um Geld spielen sie, sagt er, und nicht um Hobelspäne.

Dieser Mensch macht mir mehr als alle andern das Leben sauer.

Nun gut. Der Fürst sagt zu dem fremden Herrn, als der Große weggegangen ist: „Ist es Ihnen nicht gefällig, mit mir zu spielen?“

„Mit Vergnügen“, erwidert der.

Solange er saß, hätte er wie der böse Mann ausgesehen, mit dem man die Kinder ängstigt; na, denk ich, ein couragierter Mensch! Wie er aber aufgestanden war und ans Billard herantrat, wurde er zwar nicht gerade schüchtern, aber es war doch deutlich, daß er sich nicht recht behaglich fühlte. Mochte ihm nun der neue Anzug nicht bequem sitzen oder mochte er fürchten, daß alle nach ihm sehen könnten: das forsche Wesen war hin. Er geht so schräg von der Seite, hakt mit der Tasche an den Netzen an, fängt das Queue mit Kreide einzureiben an und läßt die Kreide hinfallen. Sooft er einen Ball gemacht hat, sieht er sich immer um und wird rot. Das ist nicht so wie beim Fürsten; dem ist die Sache geläufig: er kreidet das Queue ein, bestreicht sich die Hand mit Kreide, streift die Ärmel

auf, und sobald er anfängt zu stoßen, knistern die Ballfänger, obwohl er nur klein von Statur ist.

Sie spielten zwei oder drei Partien, ich erinnere mich nicht mehr; da legte der Fürst das Queue hin und sagte: „Gestatten Sie die Frage, wie Ihr Name ist?"

„Nechljudow!" antwortet er.

„Ihr Herr Vater", sagt er, „war kommandierender General?"

„Ja", sagt er.

Nun redeten sie schnell etwas auf Französisch; ich verstand es nicht. Sie sprachen wohl die ganze Verwandtschaft durch.

„Au revoir," sagt der Fürst, „sehr erfreut, Sie kennen gelernt zu haben."

Er wusch sich die Hände und ging hinaus, um zu speisen; aber der steht mit dem Queue am Billard und stößt hier und da die Bälle an.

In unserm Berufe heißt es bekanntlich: je gröber man mit einem Fremden verfährt, um so besser. Ich nahm die Bälle und legte sie zusammen. Er errötete und sagte: „Kann man noch spielen?"

„Gewiß," sage ich, „dazu steht das Billard da, zum Spielen." Aber ich sehe gar nicht nach ihm hin und stelle die Queues an ihren Platz.

„Willst du mit mir spielen?"

„Gewiß, mein Herr", antwortete ich.

Ich stellte die Bälle auf.

„Ist es Ihnen gefällig ums Durchkriechen?"

„Was bedeutet das," fragt er, „ums Durchkriechen?"

„Nun, das ist so," sage ich, „Sie zahlen mir einen halben Rubel, wenn Sie verlieren, und ich, wenn ich verliere, krieche unter dem Billard durch."

Da er eben noch nichts kennen gelernt hatte, schien ihm das wunderlich, und er lacht.

„Los also", sagt er.

Gut. Ich sage: „Wieviel geben Sie mir vor?"

„Spielst du denn schlechter als ich?" fragt er.

„Um vieles," sage ich; „bei uns können gegen Sie überhaupt nur wenige Spieler aufkommen."

Wir fingen an zu spielen. Er bildet sich wirklich ein, ein vortrefflicher Spieler zu sein. Aber er klopft beim Spielen, daß es ein wahrer Jammer ist; der „Pan" indessen sitzt da und macht fortwährend seine Bemerkungen: „Das war ein Ball! Das war ein Stoß!"

Aber was für einer!... ein glücklicher Stoß war es wirklich, aber auf Berechnung versteht er sich nicht. Nun, ich verlor, wie es Gebrauch ist, die erste Partie. Ich kroch unter dem Billard durch, ich stöhne dabei. Da sprangen Oliver und der Pan von ihren Sitzen auf und klopften mit den Queues.

„Bravo! Noch eine Partie!" sagen sie, „noch eine!"

Die mit ihrem „Noch eine!" und besonders der Pan würde für einen halben Rubel mit Vergnügen nicht bloß unter dem Billard, sondern unter der blauen Brücke durchkriechen. Aber da schreit er noch: „Bravo!" sagt er, „er hat noch nicht allen Staub aufgewischt."

Ich deckte indessen mein Spiel nicht auf: ich verlor auch die zweite Partie.

„Mit Ihnen, mein Herr," sage ich, „kann ich überhaupt nicht spielen."

Er lacht. Dann, als ich die drei folgenden Partien gewonnen hatte — er hatte neunundvierzig, ich keinen —, legte ich das Queue aufs Billard und sagte: „Ist es Ihnen gefällig, mein Herr, ums Ganze?"

„Wie heißt das, ums Ganze?" fragt er.

„Entweder haben Sie mir drei Rubel zu zahlen oder nichts", sage ich.

„Wie?" sagt er, „spiele ich etwa mit dir auf Geld? Dummkopf!"

Dabei wurde er ganz rot.

Gut, er verlor die Partie.

„Genug", sagt er.

Er nahm die Brieftasche heraus, eine ganz neue, im Englischen Laden gekaufte, und öffnete sie; ich sah gleich: er wollte sich großtun. Sie war voll Geld, und lauter Hundertrubelscheine.

„Nein," sagt er, „hier ist kein Kleingeld."

Er holte aus der Börse drei Rubel heraus.

„Für dich", sagt er, „zwei; und dann das Billardgeld für die Partien; den Rest nimm als Trinkgeld."

Ich bedankte mich also gehorsamst. Ich sehe — ein prächtiger Herr! Für so einen kann man schon ab und zu durchkriechen. Nur eins ist schade: daß er nicht auf Geld spielen will; sonst, meine ich, hätte ich schon meine Geschicklichkeit gezeigt; ein zwanzig oder vierzig Rubel hätte ich mir gefischt.

Sowie der Pan das Geld bei dem jungen Herrn erblickte, sagte er: „Ist Ihnen nicht ein Partiechen mit mir gefällig? Sie spielen so ausgezeichnet." Recht wie ein Fuchs schlich er sich mit Schmeicheleien heran.

„Nein," sagt er, „entschuldigen Sie; ich habe keine Zeit." Und er ging fort.

Ich weiß nicht, was für einer er war, dieser Pan. Es hatte ihn jemand Pan genannt, und so war die Benennung üblich geworden. Den ganzen geschlagenen Tag pflegte er im Billardzimmer zu sitzen und zuzusehen. Zu keiner Partie nahm man ihn als Mitspieler an; immer sitzt er für sich; er bringt sich eine Pfeife mit und raucht. Und dabei spielte er fein.

Gut. Nechljudow kam zum zweitenmal, zum drittenmal; er wurde ein häufiger Gast. Er pflegte bald morgens, bald abends zu kommen. Alle Spielweisen: mit drei Bällen, à la guerre, Pyramide, eignete er sich an. Er wurde dreister, machte mit allen Bekanntschaft und hatte sich zu einem ziemlich guten

Spieler entwickelt. Natürlich, er war ein junger Mensch, aus angesehener Familie, mit Geld; darum behandelte ihn auch jedermann mit Achtung. Nur mit einem, mit dem großen Gaste, überwarf er sich einmal.

Der Streit entsprang aus einer Kleinigkeit.

Sie spielten à la guerre: der Fürst, der große Gast, Nechljudow, Oliver und noch jemand. Nechljudow steht am Ofen und spricht mit einem; der Große ist am Spielen. Aber sein Ball war unmittelbar dem Ofen gegenüber zu stehen gekommen, und er liebte es, weit auszuholen.

Nun — ob er Nechljudow nicht gesehen hatte oder es vorsätzlich tat —, wie er ausholt, um den Ball zu machen, stößt er Nechljudow gehörig gegen die Brust! Der gute Kerl stöhnte sogar. Also was weiter? Nichts von Sichentschuldigen — so ein Grobian! Er ging unbekümmert weiter, ohne ihn auch nur anzusehen; ja, er brummte noch: „Was drängen die sich da heran? Wegen dieses Menschen habe ich den Ball nicht gemacht. Ist etwa nicht Platz genug?"

Der trat zu ihm, er war ganz blaß geworden, und sagte höflich, als wäre nichts vorgefallen: „Sie hätten soeben um Entschuldigung bitten müssen, mein Herr; Sie haben mich gestoßen", sagt er.

„Zu Entschuldigungen habe ich jetzt keine Lust; ich mußte gewinnen," sagt er; „aber jetzt machen die da meinen Ball."

Der sagt wieder zu ihm: „Sie müssen sich entschuldigen", sagt er.

„Scheren Sie sich weg", entgegnet der andere. „Ist der Mensch aufdringlich!"

Er blickte aber immer nur nach seinem Balle.

Nechljudow trat noch näher an ihn heran und faßte ihn an den Arm.

„Sie sind ein Flegel," sagt er, „gnädiger Herr!"

Obgleich er nur leichtgebaut und jugendlich war wie ein hübsches Mädchen, was war er doch hitzig! Die Augen brannten ihm, als wollte er den andern auffressen. Der große Gast dagegen war ein kräftiger, hochgewachsener Mann.

„Wa—as?“ sagt er, „ich ein Flegel?“

Und wie schrie er los und holte nach ihm aus! Da sprangen die, die da waren, hinzu, faßten sie beide an den Armen und zogen sie auseinander.

Nun folgte ein Durcheinanderschreien, Nechljudow sagte: „Er möge mir Genugtuung geben, er hat mich beleidigt.“

„Fällt mir nicht ein, Genugtuung,“ antwortet der Große; „er ist ein Gelbschnabel, weiter nichts. Ich werde ihn an den Ohren reißen.“

„Wenn Sie“, sagt er, „mir keine Genugtuung geben wollen, so sind Sie kein Edelmann.“

Er weinte beinah.

„Du bist ein Gelbschnabel,“ erwiderte der; „ich fühle mich von dir nicht beleidigt.“

Nun, man brachte sie, wie üblich, auseinander nach verschiedenen Zimmern. Nechljudow und der Fürst waren gute Freunde. „Geh hin,“ sagt er, „um Gottes willen, überrede ihn ...“

Der Fürst ging hin. Der Große antwortet: „Ich fürchte mich vor nichts“, sagt er. „Mit dem Gelbschnabel werde ich mich nicht auf Auseinandersetzungen einlassen. Ich will es nicht, damit ist die Sache abgetan.“

Also, sie redeten und redeten, dann schwiegen sie zuletzt; aber der große Gast kam seitdem nicht mehr zu uns.

Wo es sich um dergleichen Dinge handelte, da war er ein ordentliches Kampfhähnchen, er hatte Ambition im Leibe ... das heißt Nechljudow ... aber was einen gewissen andern Punkt anlangt, so verstand er davon gar nichts. Ich erinnere mich an folgenden Fall:

„Wen hast du hier in der Stadt?" sagt der Fürst zu Nechljudow.

„Niemand", antwortet er.

„Wie," sagt er, „niemand?"

„Wozu?" erwidert er.

„Was heißt das: wozu?"

„Ich habe bisher so gelebt," sagt er, „also warum soll es nicht gehen?"

„Was heißt: so gelebt? Unmöglich!"

Und er schlägt ein schallendes Gelächter auf, und der Herr mit dem Schnurrbart lacht gleichfalls. Gehörig lustig machten sie sich über ihn.

„Also nie?" sagen sie.

„Nie."

Sie wollen sich totlachen. Ich hatte natürlich sofort begriffen, warum sie so über ihn lachten. Ich passe auf: was wird daraus werden?

„Wollen hinfahren," sagt der Fürst, „auf der Stelle."

„Nein, um keinen Preis", entgegnet er.

„Aber geh doch! das ist lächerlich", sagt er. „Wollen hinfahren."

Sie fuhren hin.

Sie kamen zwischen zwölf und ein Uhr zurückgefahren. Sie setzten sich hin, um zu Abend zu speisen, und es hatten sich ihrer viele zusammengefunden, was es nur von ganz vornehmen Herren gab: Atanow, Fürst Rasin, Graf Schustach, Mirzow. Und alle beglückwünschen sie Nechljudow und lachen. Sie riefen mich; ich sehe, sie sind recht lustig.

„Gratuliere dem Herrn", sagen sie.

„Wozu?" frage ich.

Wie sagte er doch nur? ob „zur Einweihung" oder „zur Aufklärung", ich besinne mich nicht mehr recht.

„Ich habe die Ehre zu gratulieren", sage ich.

Aber er sitzt errötend da und lächelt nur. Und ein Gelächter war, ein Gelächter!

Gut. Sie gehen dann ins Billardzimmer; alle sind sehr aufgeräumt, aber er trat ans Billard, lehnte sich mit den Ellbogen darauf und sagte: „Ihnen“, sagt er, „ist es zum Lachen, aber ich bin traurig. Warum“, sagt er, „habe ich das getan? Dir, Fürst, und mir selbst“, sagt er, „verzeihe ich das in meinem Leben nicht.“

Und da bricht er in Tränen aus und weint. Nämlich, er weiß selbst nicht, was er redet. Der Fürst trat lächelnd zu ihm.

„Hör doch auf, Unsinn zu reden! Wollen nach Haus fahren, Anatol!“

„Nirgend will ich hinfahren“, sagt er. „Warum habe ich das getan?“ Und er weint und weint. Er geht nicht vom Billard fort, nimmt nichts vor. Was soll das heißen: ein junger Mensch, der das nicht zu tun pflegt...

In dieser Weise kam er häufig zu uns. Einmal kam er, der Fürst und der Herr mit dem Schnurrbart, der immer mit dem Fürsten ging. Fedotka nannten ihn die Herren immer. Er hatte stark hervorstehende Backenknochen und war recht häßlich, aber er ging elegant gekleidet und fuhr in einer Kutsche. Warum die Herren ihn so gern hatten? Ich weiß es wahrhaftig nicht. „Fedotka, Fedotka“, hieß es immer, und dabei sah man, wie sie ihm zu essen und zu trinken geben ließen und für ihn bezahlten. Und was für ein Schlaukopf er war! Verlor er im Spiel, so bezahlte er nicht; gewann er aber, dann konnte man sicher sein! Und wie wurde er nicht heruntergemacht... aber immer ging er mit dem Fürsten Arm in Arm.

„Du kannst ohne mich nicht leben“, sagt er.

Und Witze pflegte er zu machen! so ein Spaßvogel.

Nun gut also. Sie kamen an. Sie sagen: „Wollen à la guerre zu dreien spielen.“

Sie spielten um einen Einsatz von drei Rubeln. Nechljudow plauderte viel mit dem Fürsten.

„Achte einmal darauf," sagt er, „was sie für ein Füßchen hat. Nein," sagt er, „was rede ich vom Füßchen? Zöpfe hat sie erst, wundervoll!"

Natürlich sehen sie nicht aufs Spiel. Sie unterhalten sich nur immer miteinander. Bloß Fedotka paßt auf seine Sache auf und spielt weiter, ohne sich um etwas zu kümmern; aber die andern machen Fehlstöße oder sind ganz mit sich beschäftigt. Und er profitiert von jedem Mitspieler sechs Rubel. Mit dem Fürsten hatte er Gott weiß was für Berechnungen, nie bezahlte einer dem andern Geld; aber Nechljudow holte zwei grüne Scheine heraus und reichte sie ihm.

„Nein," sagt er, „ich will kein Geld von dir nehmen. Wir wollen eine gewöhnliche Partie spielen: quitte ou double, das heißt, entweder das Doppelte oder nichts."

Ich stellte die Bälle auf. Fedotka hatte die Vorhand, und sie fingen an zu spielen. Nechljudow treibt Mutwillen, um großzutun. „Nein," sagt er, „ich will nicht, es ist zu leicht." Aber Fedotka nimmt seinen Vorteil wahr und bringt, ohne sich beirren zu lassen, etwas für sich zusammen. Natürlich hielt er sein Spiel verborgen, aber unversehens hatte er die Partie gewonnen.

„Vorwärts," sagt er, „noch einmal ums Ganze."

„Vorwärts."

Wieder gewann er.

„Mit einer Lappalie hat die Sache angefangen," sagt er; „ich mag von dir nicht eine Menge Geld gewinnen. Gilt es, ums Ganze?"

„Es gilt."

Wie es auch zugehen mochte: schade wars um die fünfzig Rubel; nunmehr war es Nechljudow, der bat: „Wollen ums Ganze spielen." Das Spiel ging weiter und weiter, weiter und

höher, zweihundertundachtzig Rubel hatte er ihm schon abgewonnen. Fedotka versteht sich auf den Kunstgriff: die einfache Partie verliert er, aber die doppelte gewinnt er. Der Fürst aber sitzt dabei und sieht, daß die Sache ernst geworden ist.

„Assez,“ sagt er, „assez.“

Ja, der und aufhören!... immer erhöhen sie den Satz.

Schließlich war die Sache so weit gediehen, daß Nechljudow fünfhundert und einige Rubel zu zahlen hatte. Fedotka legte das Queue hin und sagte: „Ists nicht genug? ich bin müde“, sagt er.

Aber dabei ist er bereit, bis zum Morgen zu spielen, vorausgesetzt, daß Geld zu gewinnen ist; er redet natürlich so aus Berechnung. Der Gegner wird dadurch nur noch eifriger: „Spielen wir weiter, spielen wir weiter.“

„Nein,“ sagt er, „ich bin, weiß Gott, müde. Wir wollen nach oben gehen, dort kannst du Revanche bekommen.“

Oben nämlich spielten die Herren bei uns Karte.

Und von diesem Tage an umgarnte ihn Fedotka so, daß er jeden Tag zu uns kam. Er spielt eine Partie, auch eine zweite; dann heißts nach oben und immer nach oben.

Was da bei ihnen vorgegangen ist, Gott weiß es; jedoch, er wurde ein ganz anderer Mensch und war mit Fedotka immer ein Herz und eine Seele. Früher ging er modern und sauber gekleidet und trug das Haar gekräuselt; aber jetzt war sein Äußeres nur noch am Morgen ordentlich; sobald er oben gewesen war und dann wieder herunterkam, war er vollständig verwandelt.

Einmal kam er in dieser Weise von dort mit dem Fürsten zurück; er war blaß, seine Lippen zitterten, und er stritt mit dem andern über etwas.

„Ich kann ihm“, sagt er, „solche Äußerungen nicht gestatten, daß es mir“ (wie sagte er doch?) „... daß es mir an Delikatesse mangele und daß er mit mir nicht mehr spielen werde.

Ich habe ihm", sagt er, „zehntausend Rubel bezahlt; da könnte er in Gegenwart anderer mit seinen Ausdrücken behutsamer sein."

„Na, laß es gut sein," sagt der Fürst, „verlohnt sich denn die Mühe, sich über Fedotka zu ärgern?"

„Nein," sagt er, „ich lasse das nicht so auf sich beruhen."

„Hör auf damit," sagt er, „wie kann man sich so weit erniedrigen, mit Fedotka Krakeel zu haben."

„Aber es waren doch Fremde zugegen."

„So," sagt er, „Fremde? Na, wenn du willst, werde ich ihn sofort zwingen, dich um Verzeihung zu bitten."

„Nein", sagt er.

Darauf murmelten sie etwas auf Französisch; ich verstand nichts weiter. Und was begab sich? An demselben Abend soupierten sie mit Fedotka zusammen, und es bestand wieder Freundschaft.

Gut. Ein andermal kommt er allein.

„Was meinst du," sagt er, „spiele ich gut?"

Unser Beruf bringt es selbstverständlich mit sich, daß man sich nach einem jeden richten muß. Man sagt also: „Ja, Sie spielen gut." Aber von gut ist nicht die Rede; er klopft schrecklich, und Berechnung ist gar keine da. Und von dem Zeitpunkte an, wo er sich mit Fedotka eingelassen hatte, spielte er immer auf Geld. Früher hatte es ihm nicht zugesagt, um etwas zu spielen, weder um das Essen noch um Champagner. Es war vorgekommen, daß der Fürst sagte: „Wollen um eine Flasche Champagner spielen."

„Nein," antwortete er, „ich lasse lieber eine so kommen. Heda! bring eine Flasche."

Aber nun hatte er angefangen, immer um des Gewinnes willen zu spielen. Er war gewöhnlich den ganzen lieben, langen Tag bei uns. Entweder spielt er mit jemand Billard, oder er

geht nach oben. Ich denke bei mir: „Warum soll alles den andern und nicht mir zufallen?'

„Nun, wie stehts," sage ich, „gnädiger Herr; mit mir haben Sie lange nicht gespielt."

Wir fingen an zu spielen.

Als ich ihm etwa zehn halbe Rubel abgewonnen hatte, sage ich: „Wollen Sie auf quitte ou double, gnädiger Herr?"

Er schweigt. Anders als früher, wo er „Dummkopf" gesagt hatte. Wir spielten also los: auf quitte ou double und wieder auf quitte ou double; ich gewann von ihm ungefähr achtzig Rubel. Und was dann? Jeden Tag spielte er mit mir. Er pflegte darauf zu warten, daß niemand da war; sonst schämte er sich natürlich, in Gegenwart anderer mit einem Marqueur zu spielen. Einmal wurde er hitzig. Er hatte schon gegen sechzig Rubel zu bezahlen.

„Willst du aufs Ganze?" sagt er.

„Es gilt", sage ich.

Ich gewann.

„Hundertzwanzig gegen hundertzwanzig?"

„Es gilt", sage ich.

Ich gewann wieder.

„Zweihundertvierzig gegen zweihundertvierzig?"

„Wird es nicht zuviel sein?" sage ich.

Er schweigt. Wir spielten; wieder fiel die Partie zu meinen Gunsten aus.

„Vierhundertachtzig gegen vierhundertachtzig?"

Ich sage: „Gnädiger Herr, was soll ich Sie zu Schaden bringen? Haben Sie die Güte, mir hundert Rubelchen zu geben; im übrigen wollen wir es gut sein lassen."

Wie schreit er mich da an! Und er war doch so ein stiller Mensch.

„Spiele ordentlich, oder spiele gar nicht!"

Na, ich sehe, es ist nichts zu machen.

„Dreihundertachtzig,“ sage ich, „wenns Ihnen gefällig ist.“

Ich wollte natürlich verlieren.

Ich gab ihm vierzig vor. Er hatte zweiundfünfzig, ich sechsunddreißig. Er wollte den Gelben schneiden und machte achtzehn Points Schaden; aber mein Ball stand auf der Zwischenstrecke.

Ich stieß so, daß der Ball hinausspringen sollte. Aber das geschah nicht, er machte ein Doublé. Wieder war die Partie mein.

„Höre,“ sagt er, „Peter“ (er nannte mich nicht Petruschka), „ich kann dir nicht sofort die ganze Summe geben; aber in zwei Monaten kann ich Dreitausend bezahlen.“

Er war ganz rot geworden, und es bebte ihm sogar die Stimme.

„Sehr wohl, gnädiger Herr“, sage ich.

Ich stellte das Queue an seinen Platz. Er ging auf und ab, immer auf und ab; er war wie gebadet in Schweiß.

„Peter,“ sagt er, „wollen noch einmal ums Ganze.“

Dabei weint er beinahe.

Ich antwortete: „Wie, gnädiger Herr, weiterspielen?“

„Komm, sei so gut.“

Er reicht mir selbst das Queue. Ich nahm das Queue, warf aber die Bälle so auf das Billard, daß sie auf den Fußboden flogen; natürlich, da muß man ja großtun.

Ich sage: „Los also, gnädiger Herr!“

Er hatte es schon so eilig, daß er selbst einen Ball aufhob. Ich denke bei mir: „Bekommen werde ich die siebenhundert Rubel nicht; da ist es einerlei, ich werde verspielen.“ Ich fing an, absichtlich schlecht zu spielen. Also was nun?

„Warum spielst du absichtlich schlecht?“ fragt er.

Ihm selbst aber zittern die Hände; und sobald ein Ball zum Netze hinläuft, spreizt er die Finger auseinander, verzieht den Mund und reckt immer Kopf und Hände nach dem Netze hin.

Da sage ich: „Damit richtet man nichts aus, gnädiger Herr.“

Gut. Als er diese Partie gewonnen hatte, sage ich: „Hundertachtzig Rubelchen sind Sie mir schuldig und das Billardgeld für hundertfünfzig Partien; ich gehe jetzt Abendbrot essen.“

Ich stellte das Queue hin und ging hinaus.

Ich setzte mich an ein Tischchen der Tür gegenüber und passe auf: was wird er nun anfangen? Also er geht hin und her, immer hin und her (er denkt wohl, daß ihn niemand sieht) und reißt sich an den Haaren — und wieder geht er, murmelt immer irgend etwas vor sich hin und reißt sich wieder an den Haaren.

Hierauf bekam man ihn etwa acht Tage lang nicht zu sehen. Er kam einmal ins Speisezimmer, mit ganz finsterem Gesicht; ins Billardzimmer kam er nicht.

Der Fürst erblickte ihn.

„Komm,“ sagt er, „wir wollen ein Spielchen machen.“

„Nein,“ erwidert er, „ich werde künftig nicht mehr spielen.“

„Ach, rede doch nicht, komm.“

„Nein,“ sagt er, „ich komme nicht. Du“, sagt er, „hast keinen Nutzen davon, und ich habe Schaden davon.“

So vermied er es ungefähr noch zehn Tage lang, zu kommen. Aber dann, an einem Festtage, kam er mit heran, im Frack (er war offenbar irgendwo zu Besuch gewesen), und blieb den ganzen Tag da; er spielte immerzu. Auch am andern Tage kam er, am dritten ... Es ging wieder ganz in der alten Weise. Ich bot ihm an, wieder mit ihm zu spielen.

„Nein,“ sagt er, „mit dir werde ich nicht spielen; aber die hundertachtzig Rubel, die ich dir schuldig bin, wirst du erhalten; komm nach einem Monat zu mir.“

Gut. Ich ging nach einem Monat zu ihm.

„Bei Gott,“ sagt er, „es ist nichts da; aber komm Donnerstag.“

Ich ging am Donnerstag wieder hin — ein ganz prächtiges Quartier bewohnte er.

„Ist er zu Hause?“ frage ich.

„Er schläft“, ist die Antwort.

Gut, ich warte.

Als Kammerdiener hatte er einen von seinen Gutsleuten; es war ein alter, schlichter Graukopf, der nichts von Weltklugheit verstand. Ich kam ins Gespräch mit ihm.

„Was führen wir hier mit dem Herrn für ein Leben?“ sagt er. „Wir haben uns ganz und gar in Schulden gestürzt und haben von diesem Petersburg weder Ehre noch Vorteil. Wir kamen vom Dorfe hierher und dachten: wir werden wie zur Zeit des verstorbenen Herrn (Gott schenke ihm die ewige Seligkeit!) mit Fürsten, Grafen und Generalen Umgang haben; wir dachten: wir werden uns eine von den Gräfinnen nehmen, eine schmucke Dame, mit Mitgift, und werden einen Haushalt führen wie Edelleute; aber am Ende ist es so herausgekommen, daß wir nur in die Restaurants laufen — sehr übel! Die Fürstin Rtischtschew ist doch unsere leibliche Tante und Fürst Borotünzew unser Pate. Und doch ist er nur zu Weihnachten einmal dagewesen, sonst zeigt er sich dort gar nicht. Denen ihre Leute machen sich schon über mich lustig: ‚Euer Herr‘, sagen sie, ‚scheint seinem Papachen nicht nachzuarten.‘ Ich sagte einmal zu ihm: ‚Warum belieben Sie nicht Ihre Frau Tante zu besuchen, gnädiger Herr? Sie ist bekümmert, weil sie Sie lange nicht gesehen hat.‘

‚Es ist langweilig da, Demjanütsch‘, sagt er.

Da haben wirs! Nur in den Restaurationen hat er sein Vergnügen. Hätte er doch nur irgendwelche Stellung im Staatsdienst; aber nichts davon. Kartenspiel und dergleichen ist seine Beschäftigung geworden; aber solche Dinge führen schon nie zu etwas Gutem ... O weh, o weh! wir gehen zugrunde, für nichts und wieder nichts gehen wir zugrunde. Es war uns von

der verstorbenen gnädigen Frau (Gott schenke ihr die ewige Seligkeit!) ein sehr reiches Gut hinterlassen. Mehr als tausend Seelen und für dreihunderttausend Rubel Wald war es. Alles hat er jetzt verpfändet, den Wald hat er verkauft, das Gut hat er ruiniert, und es ist geradezu nichts mehr da. Wenn der Herr nicht da ist, gilt natürlich der Verwalter mehr als der Herr. Was liegt unserm Herrn daran? Wenn er sich nur die Tasche voll Geld stopfen kann, so mag dort alles zugrunde gehen. Vor einigen Tagen kamen zwei Bauern an und brachten Beschwerden von der ganzen Gutsbevölkerung.

‚Er hat das Gut völlig ruiniert', sagen sie.

Was tat der Herr? Er las die Beschwerden durch und gab jedem der beiden Bauern zehn Rubel. ‚Ich werde bald selbst hinkommen', sagt er. ‚Wenn ich Geld bekomme, bezahle ich meine Schulden, dann reise ich hin.'

Aber wie kann er bezahlen, wenn wir immerfort Schulden machen? In dem Winter, den wir hier verlebt haben, haben wir achtzigtausend Rubel durchgebracht; und jetzt ist nicht ein einziger Silberrubel im Hause. Und alles infolge seines tugendhaften Wesens. Er ist so ein schlichter Herr, es ist gar nicht zu sagen. Und gerade deswegen geht er zugrunde, um nichts und wieder nichts geht er zugrunde."

Der Alte weinte fast dabei.

Nach zehn Uhr hatte er ausgeschlafen und ließ mich rufen.

„Ich habe kein Geld geschickt bekommen," sagt er; „aber es ist nicht meine Schuld. Mach die Tür zu", sagt er.

Ich machte sie zu.

„Da," sagt er, „nimm die Uhr oder die Brillantnadel und versetze die Dinger. Man wird dir mehr als hundertachtzig Rubel dafür geben, und wenn ich Geld bekomme, löse ich sie aus."

„Ja," sage ich, „gnädiger Herr, wenn Sie kein Geld haben,

so ist nichts zu machen; gestatten Sie mir wenigstens die Uhr. Ich kann um Ihretwillen etwas ablassen."

Aber ich sehe, daß die Uhr etwa dreihundert Rubel wert ist.

Gut. Ich versetzte die Uhr für hundert Rubel und brachte ihm den Pfandschein.

„Achtzig Rubel", sage ich, „sind Sie mir noch schuldig; und die Uhr belieben Sie selbst auszulösen."

Noch bis auf den heutigen Tag schuldet er mir meine achtzig Rubel.

So begann er wieder täglich zu uns zu kommen. Ich weiß nicht, wie sie untereinander abrechneten, aber er fuhr immer mit dem Fürsten zusammen. Oder sie gehen mit Fedotka nach oben, um zu spielen. Und auch zu dreien hatten sie irgendwelche kunstvollen Rechnereien: der eine gibt dem etwas, der andre jenem; aber wer einem andern etwas schuldig ist, bekommt man gar nicht heraus.

Auf diese Art verkehrte er bei uns zwei Jahre lang, wohl jeden Tag; aber sein früheres Wesen hatte er verloren. Er war ungeniert geworden und ging manchmal so weit, von mir einen Silberrubel zu borgen, um ihn dem Kutscher zu geben; aber mit dem Fürsten spielte er die Partie zu hundert Rubel.

Er wurde mürrisch, hager und gelb. Wenn er kam, pflegte er sich sogleich ein Gläschen Absinth geben zu lassen, ein „Kanapé"[1] zu essen und Portwein nachzutrinken; davon wurde er etwas heiterer.

Er kommt einmal vor dem Mittagessen — die Geschichte spielte in der Fastnachtswoche — und fing an mit einem Husaren zu spielen.

„Wollen wir um einen Gewinn spielen?" sagt er.

„Wie Sie belieben", antwortet der. „Worauf?"

„Auf eine Flasche Claude Voujeau, wollen Sie?"

„Es gilt."

---

[1] Eine mit Fleisch belegte geröstete Brotschnitte.

Gut. Der Husar gewann, und sie gingen hin, um zu speisen. Sie setzten sich an einen Tisch, und Nechljudow sagt: „Simon! eine Flasche Claude Voujeau; aber achte darauf, ordentlich anwärmen."

Simon ging hinaus, er bringt Speisen, aber keinen Wein.

„Nun," sagt er, „und der Wein?"

Simon lief hin und bringt den Braten.

„Gib doch den Wein", sagt er.

Simon schweigt.

„Du bist wohl verrückt geworden! Wir sind mit dem Diner gleich zu Ende, und es ist noch kein Wein da. Wer trinkt ihn denn erst beim Dessert?"

Simon lief weg.

„Der Wirt läßt Sie bitten", sagt er.

Er wurde ganz rot und sprang vom Tische auf. „Was will er denn?" sagt er.

Der Wirt steht an der Tür.

„Ich kann Ihnen keinen Kredit mehr geben," sagt der, „wenn Sie mir nicht die Rechnung bezahlen."

„Aber", erwidert er, „ich habe Ihnen doch gesagt, daß ich es gleich nach dem Ersten berichtigen werde."

„Wie es Ihnen gefällig ist," sagt er; „aber das geht nicht, daß ich unaufhörlich auf Borg gebe und nichts bezahlt bekomme. Es gehen mir auch so schon", sagt er, „Zehntausende an ausstehenden Schulden verloren."

„Na, lassen Sie es gut sein, mon cher," entgegnet er; „mir können Sie schon trauen. Schicken Sie die Flasche, und ich werde mich bemühen, möglichst bald meine Rechnung zu begleichen."

Er ging eilig weg.

„Was war denn? warum wurden Sie hinausgerufen?" fragt der Husar.

„Er bat mich da um etwas", sagt er.

„Es wäre prächtig," sagt der Husar, „jetzt ein Glas von dem angewärmten Wein zu trinken."

„Simon, wie stehts?"

Mein Simon lief weg. Wieder kein Wein. Ein übles Ding. Er stand vom Tische auf und kam hastig zu mir.

„Um Gottes Willen," sagt er, „Petruschka, gib mir sechs Rubel."

Sein Gesicht war ganz entstellt.

„Ich habe nichts," sage ich, „gnädiger Herr, weiß Gott, und Sie sind mir so schon viel Geld schuldig."

„Ich werde dir", entgegnet er, „vierzig Rubel für die sechs in einer Woche zurückgeben."

„Wenn ich das Geld hätte," sage ich, „so hätte ich mich nicht unterstanden, es Ihnen abzuschlagen, aber ich habe ganz wahrhaftig nichts."

Was geschah nun? Er stürzte hinaus, biß die Zähne zusammen, ballte die Fäuste, lief wie ein Wahnsinniger auf dem Korridor umher und schlug sich gegen die Stirn.

„Ach!" sagt er, „Herr Gott! was soll nun werden?"

Er ging gar nicht erst wieder in das Speisezimmer hinein, sondern sprang in den Wagen und jagte davon.

Das gab ein Gelächter! Der Husar sagt: „Wo ist denn der Herr, der mit mir dinierte?"

„Er ist weggefahren", wird ihm geantwortet.

„Wie? weggefahren? Was hat er denn mir sagen lassen?"

„Nichts hat er sagen lassen", ist die Antwort. „Er hat sich hineingesetzt und ist weggefahren."

„Ein sauberer Patron!" sagt er.

Na, ich denke bei mir, jetzt wird er uns für längere Zeit nicht besuchen, nämlich nach einem solchen Skandal. Keineswegs. Am andern Tage gegen Abend kommt er angefahren. Er trat ins Billardzimmer und brachte ein Kästchen mit. Er zog sich den Überzieher aus.

„Laß uns spielen", sagt er.

Er blickt mürrisch, so recht ärgerlich.

Wir spielten ein Partiechen.

„Es ist genug," sagt er, „bringe mir Feder und Papier, ich muß einen Brief schreiben."

Ich, völlig ahnungslos, brachte das Papier und legte es im kleinen Zimmer auf den Tisch.

„Es liegt bereit, gnädiger Herr", sage ich.

Gut. Er setzte sich an den Tisch. Und nun schrieb und schrieb er und murmelte immer etwas; dann sprang er auf, mit ganz finsterem Gesichte.

„Geh", sagt er, „und sieh nach, ob mein Wagen gekommen ist."

Das begab sich am Freitag in der Fastnachtswoche, daher war keiner von den Gästen da; alle waren sie auf Bällen.

Ich wollte gerade gehen, um mich nach dem Wagen zu erkundigen, und war eben zur Tür hinaus, da schreit er, wie wenn er sich über etwas erschrocken hätte: „Petruschka, Petruschka!"

Ich kehrte um. Ich sehe, er ist bleich wie Leinwand, steht da und sieht mich an.

„Sie haben beliebt zu rufen, gnädiger Herr?" sage ich.

Er schweigt.

„Was ist Ihnen gefällig?" sage ich.

Er schweigt.

„Ach, ja! wollen noch einmal spielen", sagt er.

Gut. Er gewann die Partie.

„Nun," sagt er, „habe ich nicht gelernt, gut zu spielen?"

„Ja", sage ich.

„Na, also. Jetzt geh", sagt er, „und erkundige dich nach dem Wagen."

Er aber geht im Zimmer auf und ab.

Ich ging, ohne mir Gedanken zu machen, hinaus an die

Freitreppe; ich sehe, es ist kein Wagen da, und gehe zurück.

Aber beim Zurückgehen höre ich etwas, gerade wie wenn jemand mit dem Queue aufklopft. Ich trete ins Billardzimmer. Da riecht es so sonderbar.

Sieh, er liegt auf dem Boden, ganz blutig, und daneben ist ein Pistol hingeworfen. Ich bekam einen solchen Schreck, daß ich kein Wort sagen konnte.

Er zuckt und zuckt mit dem Fuße, nun dehnt er sich ein wenig. Dann röchelt er und streckt sich lang aus.

Wie er zu einer solchen Sünde kam, seine Seele zugrunde zu richten, das weiß Gott; er hat indes nachstehendes Schriftstück hinterlassen; aber ich kann es schlechterdings nicht verstehen.

Wahrhaftig, was nicht alles in der Welt passiert!

„Gott hat mir alles gegeben, was der Mensch wünschen kann: Reichtum, Name, Verstand, edle Triebe. Ich wollte genießen, und alles, was in mir Gutes war, trat ich in den Kot.

Ich bin nicht entehrt, nicht unglücklich, ich habe kein Verbrechen begangen. Aber ich habe Schlimmeres getan: ich habe meine Gefühle, meinen Verstand, meine Jugend gemordet.

Ich bin in ein schmutziges Netz verwickelt, aus dem ich mich nicht losmachen und an das ich mich nicht gewöhnen kann. Unaufhörlich sinke und sinke ich; ich fühle mein Sinken und kann es nicht hindern.

Und was hat mich ins Verderben gestürzt? War irgendwelche starke Leidenschaft in mir, die mich entschuldigen könnte? Nein.

... Meine schönen Erinnerungen!

Ein einziger schrecklicher Augenblick der Selbstvergessenheit, an den ich stets denken werde, ließ mich zur Besinnung kommen. Ich erschrak, als ich sah, welch eine unergründliche

Kluft mich von dem trennte, was ich hatte sein wollen und sein können. Meine Phantasie stellte mir die Hoffnungen, die Schwärmereien, die Gedanken meiner Jugend vor Augen.

Wo sind die lichten Vorstellungen vom Leben, von der Ewigkeit, von Gott geblieben, die mit solcher Klarheit und Kraft meine Seele erfüllten? Wo die gegenstandslose Kraft der Liebe, die mit süßer Glut mein Herz erwärmte?

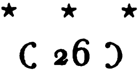
... Wie gut und glücklich hätte ich sein können, wenn ich den Weg gewandelt wäre, den mir beim Eintritt ins Leben mein frischer Verstand und mein kindliches, reines Gefühl wiesen! Mehrmals habe ich versucht, aus den Geleisen, in denen mein Leben sich bewegte, mich wieder hinauszuarbeiten auf jenen lichten Weg. Ich sagte zu mir: ich will alles, was ich an Energie besitze, anwenden, und ich konnte es nicht. Blieb ich allein, so wurde es mir unbehaglich und schrecklich in meiner eigenen Gesellschaft. War ich mit andern zusammen, so hörte ich die innere Stimme überhaupt nicht mehr und sank immer tiefer und tiefer.

Schließlich gelangte ich zu der schrecklichen Überzeugung, daß ich mich nicht mehr wieder erheben könne; ich hörte auf, daran zu denken, und wollte vergessen; aber die hoffnungslose Reue quälte mich noch heftiger. Da kam mir zum erstenmal der Gedanke an Selbstmord.

Ich meinte früher, die Nähe des Todes würde meine Seele in die Höhe heben. Ich habe mich geirrt. In einer Viertelstunde werde ich nicht mehr sein, aber meine Anschauungsweise hat sich nicht im mindesten verändert. Ich sehe ebenso, hör es ebenso, denke ebenso; dieselbe seltsame Inkonsequenz, Wankelmütigkeit und Leichtfertigkeit der Gedanken."

Übertragen von H. Röhl. Aus der in Kürze in der „Bibliothek der Romane" und auch als Ergänzung zu unserer Ausgabe der „Sämtlichen Romane" erscheinenden Sammlung von Tolstois Novellen.

* * *



AUS DEM „ELIAS“



Nach Felix Mendelssohn-Bartholdys
eigenhändiger Niederschrift

THEODOR DÄUBLER

WIE NAHE SIND UNS DINGE

Quorum pars fui.
Virgil.

POROS nennt der Grieche zwei Inseln, die aneinanderhängen; die kleinere dreht der andern, immer noch grüngelockten, dereinst als Kalaureia gefeierten Schwester, sonnverbrannt, ihren entblößten Rücken. Sie trägt ein Kapellchen als Krone und beschert, aus vollem Schoß, dem Meer und der benachbarten Peloponnes, eine reiche Stadt mit gesicherter Reede. Im Sund vermag ein Sturm keine Hetze aus der See zu gischten, darum fürchten sich — wie so oft in griechischer Bucht — die reinlichen Häuser gar nicht vor dem Wasser; sie lassen, in schlichter Zierlichkeit und von Feigen, auch von andern, kaum verwandten Fikus-Bäumlein beschattet, die Wellchen grün und gemütlich bis an sich heranhüpfen. Die gemauerten Ufer von Poros sind schmal: Kinder sitzen herum und erreichen, mit baumelnden Füßlein, das Meer. Hunde springen und wedeln, wo die Kleinen herbeieilen oder wenn sie aufstehn, durch ihre schnell wechselnden Grüppchen: Zufallsfreundlein, Genossen zu übermütigen Streichen oder Schulgefährten. Wohlbeleibte Männer, mit großen Nasen, rauchen in südöstlicher Unbekümmertheit, aus samtbezogner Wasserpfeife, mit dickem Mundstück aus Bernstein. Auf einem Tisch, zwischen ihnen, in der Mitte, beargwöhnen sich soeben zwei klägliche Hühnchen. Der Strand liegt, voll von Kaffeehäusern, unter hoher Sonne; gleich über zwei dieser dichtbesetzten, morgenländischen Wirtschaften breitet ein wundervoller Rebenstock seine weithinaus von rot bemalten Pflöcken gestützten Äste, mit reifenden Riesentrauben, aus. Überhaupt wandelt man in Poros oft zwischen Gärtchen, deren hohe Bäume auch die schmalen Gäßlein erreichen und überwipfeln. So geht man, in der steil gebauten Stadt, leichter und angenehmer, weil etwas im Schatten, auf und ab. Bei leichtem Wind scheinen dann unauf-

hörlich Sonnendolden durch die vielbewegten Zweige auf einen herunterzufallen. Auch auf der Erde gibts Vergnügen: Goldscheibchen, wie strahlende Wesen mit regsamster Atembelebtheit, blitzen, gleichsam von springenden Talern — hastigen Spieglungen des Wassers — dem Meere zugelockt, über den Boden; es ist, als wollte unsre liebe Sonne mit Kindern und Erwachsnen spielen. Sie wohnt so oft, gern und gut, bei uns Menschen. Niemals jedoch merkte ich, wie in Poros, während einiger Sommertage, daß Dinge ganz nahe an mich herangelangen können!

Der Bäcker hält seine Hausecke offen: Tauben von irgendwem holen sich Bröseln, bis zum Ofen mit vollem Feuerbauch. Der Laden ist eigentlich bloß ein knapp gestützter Keil Luft, voll von Brotgeruch, unter breitem, blütenumduftetem Balkon. Ein großes Sonnensegel beweht, mit seinem hin und her gestreckten Schattenviereck, eine Wohnung und zwei Geschäfte auf einen Satz. Vielleicht schlafen hinter den Rosenstöcken, knapp über unsern Köpfen, früh muntre, drum schon ermüdete Frauen: uns sichtbar tut es soeben bloß eine große rote Katze, zwischen den Geländer-Nelken ihres Altans. Die Schmiede gegenüber ist um ein geringes verschloßner; der hämmernde Mann und ein paar Knaben, mit glühenden Zangen, sind auch weniger sauber; ihre Flamme kann aber gut Bäckers Feuer erblicken. Fast wie zwei Augen, zwischen denen man durchmuß, sind die beiden Flammen; am Tag wacht meistens, die das Eisen zum Schmelzen bringt, nachts mehr die andre, der wir die tägliche Nahrung verdanken. Durch Poros' unberechenbar verzacktes Straßengewinde traben Frauen in Tracht, mit blitzblanken Milchkrügen oder irdenen Wassergefäßen, auf Eseleins; die sind besonders schön, wie in grauem Samt, mit gar behutsamen Füßchen. Die Männer, in weitem Faltenhemd, kommen meistens auf derben Maultieren angeritten; soeben hält ein schlanker Kerl beim Obst- und Ge-

müsekrämer, neben der Schmiede: er bringt unbedeckte Körbe, voll von letzten Kirschen und der ersten Feigen. Viele Bauern tragen sich hier gern etwas stutzerhaft und haben Waffen an den Gurt geschnallt; der karminroten Griechenmütze, mit langer Seidentroddel, entschlüpft, wie unbeabsichtigt, eine schwarze Locke über Stirn und sogar Auge, dem keck aufgedrehten Schnurrbart zu. Wie abenteuerlich mag Poros um seinen Sund gelagert haben, als alle Menschen heimatliche Kleider liebten und schmuck trugen, und die vielen Windmühlen — jetzt sind sie fast alle zerfallen —, ihnen zu Häupten, mit dem Wind flogen!

Der Barbierstube Wände sind so voll behängt mit Spiegeln, Spiegelchen und Tafeln für westliche Reklame, daß grade noch zwei beste Plätze zu Ehren von Öldrucken mit den Bildnissen des Königs Konstantin und der Königin Sophia übrig sind. Ihre Majestät trägt, wie fast überall auch hier, ein herrliches Perlenkollier zur Schau; ich höre zufällig ein Gespräch darüber: es ist ein Prunkstück ihrer Mutter, der Kaiserin Friedrich. Sophia, heißt es, sei ihre Lieblingstochter gewesen; doch mußte sie für die Perlen ein Opfer bringen; nur durch Verzicht auf Schloß Cronberg, das die Großherzogin von Hessen erhielt, fiel der Erbschmuck an die Königin der Hellenen. Griechen sind stolz, über Dinge, die Geschicke in ihrem Herrscherhaus berühren, wohlunterrichtet zu sein. In der Mitte des Ladens — wir sind noch in der Barbierstube — hängt auch ein großer, in den Volksfarben — blau und weiß — gestrichner Käfig. Ein schönster Kanarienvogel gibt drin behäbigen Bauern unter der Puderquaste oder ziemlich feisten Bürgern, beim Bestäubtwerden mit Pariser Duftessenzen, seine sinnebestürzendsten Arien zum besten. Ein so winziges Körperchen und so viel Stimme!

Auf einem etwas luftigern Raum, wo man das Gäßchen beinahe Gasse nennen könnte, breitet sich ein prächtiger Blumen-

handel aus. Große Büschel des soeben blühenden Oleanders liegen, in stark duftenden Haufen, um Gartenpflanzen, die man in Töpfen für Stuben bereitgemacht hat, umher. Seien es nun Geranien oder Kalas, auch noch Rosen und Reseden, alle überragt sie jetzt ein buntflimmerndes Glaskügelchen, auf unscheinbarem Pflöckchen: es scheint mir fast, nicht bloß die lieben Menschlein, auch unsre gute Sonne soll an diesem farbigen Geglitzer ihre kindliche Freude haben! Komisch: wohin führt die Allee von Winzigkeiten, unter meinen Blicken? Zur Apotheke. Und vor ihr bestaunt ein Bauernpaar, dem eine Stadt jedenfalls etwas Neues ist, zwei großgebauchte Glasgefäße mit kristallinisch-spiegelndem Inhalt, in roter und blauer Farbe. Weniger auffallend und blendend ist wohl ihr Anblick von Äskulaps Ehrenstätte aus, denn vom Gott der Heilkunde, von Sokrates, Hippokrates und Epikur stehn auch in Poros Gipsbüsten über den Fächern voll Arzneien — als draußen, bei aufprallender Griechensonne und in einer verwandtschaftlichen Umgebung von anspruchslosern Glasbuntscheiben zwischen Blüten. Jedenfalls deutet der Umfang solcher ewig ruhenden Ballons, in den Farben des Rubins und herrlichster Türkisen strahlend, auf Wohlhabenheit! Man mag sich dann hineinwagen — wenn es sein muß: gutes Einkommen spricht ja von wirklicher Kunst, auch bei den Betreibern des Arzneienmischens. In den Apotheken wird von Bürgern stundenlang über Politik geschwätzt, der Bauer fühlt sich aber in der Barbierstube, zum Anhören von Meinungen der Städter, geneigter. Im Kaffeehaus kommen alle Stände durcheinander; der belebteste Teil einer griechischen Kleinstadt heißt auch heute noch Bazar. Es sei von den Griechen gesagt, daß sie im Wesen mehr Orientalen als Südländer wie die lebhafteren Romanen sind. Eigentlich ist ihr Gehaben verhalten: die Meinungen gründen sich bei ihnen auf Religiosität. Bloß durch Politik geraten sie nun, wohl erst seit einigen Geschlechter-

folgen, in Hast: die Beunruhigbarkeit des einzelnen in Staatsangelegenheiten bedroht die Liebe zum gemeinsamen Vaterland, gebiert Parteihader — wird Griechenlands eigentliche Gefahr. Poros dünkt nun, auch als Stadt, eher Morgenland als italienischen Hafenorten verwandt. Niemand erwarte aber Farbengeflunker: im Gegenteil, kaum ein Städtchen im Archipelagus ist mir vertraut, das sich von außen so gleichmäßig weiß, im Innern seines Gäßchenlabyrinths ebenso säuberlich ausnimmt. Doch wie eigentümlich: über Poros' Dächern und Terrassen treffen und kreuzen einander Möwen und Kolkraben!

Nirgends fand ich Öde greifbarer. Zimtlila Felsen, besonders durch Menschennähe häufig mit bronzebräunlichen Flechten gescheckt, oft auch ein aus ihnen losgelockertes Gemenge von großen Blöcken, das goldig knospende Opunzien aus Mexiko sich aus dem Boden gehoben haben, keilen sich an eindrucksvollsten Stellen des Poros-Bildes, Gäßchen einfach abschnürend, ans Meer heran. Die Hügel aber hinter solchem Geklüft und Geheck sind sofort unbewohnt, werden kaum jemals begangen; sogar ein Steinbruch in dem vulkanischen Fels, auf dem jedoch schon Feigen auferstehn, klafft zwischen Häusern am Strand. Wo hart dran, auf niederm Kap, also knapp vor der Stadt, nur noch eine Kapelle blitzblank funkelt, hat der Fels zerflatternde Farben: wir könnten dann an unansehnliche Wachteln gemahnt sein, die, über See kommend, hier erschöpft niederfallen. Die paar Schritte herauf pilgert man daher bloß an festgesetzten Tagen oder kommt, um selten einmal auf Zugwild zu jagen. Die heilige, kleine Gegend um das Kapellchen ist ja, auf der schmalen Fast-Insel, von überall aus zu nahe: viele Jäger scheuen sich daher, hier zu schießen, und um zu bummeln läuft nie jemand durch derartige Kargheit.

Boote, mit frischer, dem Meer soeben entnommener Ladung,

segeln bis an den Fischmarkt heran: manche steile Rahe erreicht der Aloen schräge Blütenmasten über den Häusern. Viel Wasser ergießt sich unter dem Platztumult hindurch: wo opalblasse, mondhaft-blinkende Fische feilgeboten, ausgeweidet, mitgenommen, rötet sich manches Rinnsal kleiner Blutpfützen den heranhaschenden Wellchen zu. Es ist ja soeben, bei Nachmittagwind, im Hafen ein so aufgeregter Augenblick, als wollte die See abermals erfassen, was der Mensch ihr weggerafft hat. Sie muß sichs aber mit herumtummelnden Melonenschalen genug sein lassen.

Poros ist Flottenstation und Sitz der griechischen See-Kriegsschule. Zöglingen und Matrosen, in blendender Sommerbekleidung, begegnet man auf allen Gängen durch Stadt und Hafen. Besonders am Abend geben die weißen Jungen ihrer vorübergehenden Heimat Ausdruck unbenehmbarer Nie-Besorgtheit. In hellen Kneipen singen sie traurige Balkanweisen oder zupft ein heiter aufgelegter Unteroffizier Neapolitanisch-Fröhliches auf einer Mandoline. Das kurzbemeßne Viertelstündchen Freiheit, zwischen Tagesmühsal und Schlummer, verbringt der Seemann gar leicht bei Wein und mit scherzbereiten Weiblein, die sich nicht selten aus dem Westen herverschlagen ließen. Unaufhörlich aber blinken unterdessen Signalfeuer von Übungsmasten, als ob es nächste Gefahr gäbe, über dem Uferbummler, in den schwer mit Sternen behängten Himmel Griechenlands. Auf einmal fächert ein Komet aus Menschenhand in die Unendlichkeit: flinke Dampfer der Linie Piräus-Nauplia fahren, zwischen Klippen, dem Hafen von Poros zu. Freude und Spannung macht sich wie jedesmal am Strand rege. Munter ergehn sich die Bewohner emporgestaffelter Stadt, mit ihren steilen, von säuselnden Nachthauchen umhalsten Terrassenhäusern, den Schlummerstunden entgegen.

Als der Halbmond, vor bald hundert Jahren, über Hellas

unterging, erlebte auch Poros seine erschütternden Tage, eine flammendurchzüngelte Nacht: den 13. August 1831. Andreas Vokos, gebürtig aus Euböa, eingebürgert auf Hydra, berühmt unterm Namen Miaulis — vom türkischen Miaul, was Feluke bedeutet —, entzündete in diesem Sund, von russischen Kriegsschiffen eingeschlossen, die griechischen, weil unter Capo d'Istria des Verrats an Rußland verdächtigten Schiffe. Das war die erste Handlung griechischen Wahnwitzes auf Parteihaß in wieder freier Zeit! Doch Miaulis, der sie vollzogen hatte, blieb ein Stern am Himmel von Hellas! Man kannte, verehrte ihn zuerst als Abenteurer, dann als Held zur See: ehrlich sei er gewesen, doch feuereifrig, tollkühn. Im Arsenal von Venedig ließ ihm, nachdem er als Jüngling oft Schiffbruch gelitten hatte, ein Freund, namens Rossetti aus Triest, also der Stadt, wo Hyperion Alabanda traf, einen Kauffahrer bauen, als dessen Kapitän er sich bereits vor der staunenden Heimat hervorzutun begann. Sogar Lord Nelson bezeugte Miaulis, bereits zu Anfang seiner Kreuzungen um Unabhängigkeit, des Seefahrers Achtung. Er kaperte des Feindes Schiffe, wohin er segelnd reichen konnte: er hieß durch Beschluß der empörten Hydra Admiral; als solcher wurde er, wie der Komodore Tombasi, vom Volk schwärmerisch verehrt. Er konnte bald Griechenland das, zur See, sein, was später, auf Land, Garibaldi Italien werden sollte!

Seine Macht über die Menschen erglühte durch unerschütterlichen Glauben an Gott, daher das Geschick der Völker Christi und somit auch die Zukunft Griechenlands. Miaulis, Schrecken mit der Brandfackel für alle Türken des Archipelagus und bis Ägypten, besiegte seines Vaterlands Unterdrücker auch in ferngefeierten Seetreffen, als der Feind wohlgerüstet, feuerbereit seine Übermacht entfaltete. Immer ragte er durch tapfre Raschheit hervor: in seinem Wesen blitzte es. Gegen Sohn und Feind, wenn er sie des Verrats oder der Feigheit verdächtigte,

bracht ers übers Herz zu wüten. Der Held von Patras, Spetsä und Modon, weil Sieger über des Ungläubigen Flotte, überwand auch Ibrahim Pascha, mit seinen Ägyptern, bei Kap Papas. Auch gelang es ihm, Missolunghi Hilfe zu bringen, seinen Widerstand, durch Einbringung von Lebensmitteln, für zwei Monate zu sichern. Miaulis' behender Geschmeidigkeit gelang es, feindliche Schiffe, mit Brandfackeln — aufflackerndes Vermächtnis des schwimmenden griechischen Feuers —, in geheimsten Buchten zu vernichten: er war, durch seine vom Schicksal hurtig einsetzbaren Eignungen, die Unheimlichkeit seiner Artung überhaupt: Erscheinung bei Nacht!

Hölderlin.

Sanft hat mich Kalaureia, die Insel des Poseidon, empfangen! Hier ist der Gott gut; in fichtenüberwipfelten Buchten ruhte er ewig bei sorgsamen Menschen aus. — Unter seinem Heiligtum, um stilles Geplätscher, bei einer Zypresse, die immer uralt zum Himmel ragt, hätte er sogar Odysseus freundlich aufgenommen. An Kalypso, die geheim mit Schaum spielende Nymphe, habe ich in Kalaureias Geklüft gedacht! Hier hätten zärtliche Hauche des Wogenverlorenen Stirne und Locken bestreichelt; oder eine Nausikaa wäre gekommen, den König von Ithaka heimatlich zu bewirten.

Wenige Trümmer vom Tempel, keine Wasserstürze sind übrig, das Volk auf der nahen Peloponnes verehrte Poseidon auch als einen Spender befruchtender Bergflut; seiner emporgeschwungnen Rosse Hufe brachten der Erdriesinnen Steinbrüste zum Erguß. Als dann der Gott, von den Menschen hinweg, ins Dunkel der Salzfluten schwand, versiegten bald auch die süßen Sprudel seiner geheiligten Felsen: wie zur Erinnrung an ihn aber durchsickern noch segenspendende Wässerlein Kalaureia, sein geweihtes Eiland. Von hier silbern Möwen, blauesten Flugs, zum andern Bezirk des Poseidon: Sunion. Diese Festung in Attika verkündet jedoch, mit ihrem Heilig-

tum aus gischtweißem Marmor, noch heute des Meergottes Herrschaft über zart-lila Inseln in blasser Verlorenheit, weit draußen zwischen Wogen und Wolken. Aigina, Eiland zur Freude der Britomartis, Hutgebiet der sanften Aphaia aus Kreta, schwimmt, in entzückender Schlankheit, fast bis Kalaureia, sorglos, weil in Wellenumarmung Poseidons, durchs Meer. Aphaia entsprang einst dem Minos, um Jungfrau zu bleiben; doch ist hier das Heer des Wassers, Kronide und Nymphenverfolger, behutsam verliebt: es zagt, nach der nahenden Insel so sachter Gestalten zu greifen. Seine düstern Fichten sind auf Aigina, doch bloß dort, besonders ums Heiligtum der Aphaia, hell und heiter: welcher Mythos entwolkt uns solches Geheimnis?

Der Habicht von Sunion ist aber, bei Anbruch von Tagen der Bedrohung, oft da. — Dann taucht Poseidon, vor der trauten Kalaureia, steil in die Schlünde der grünen See, und plötzlich erschüttert er seinen eignen Weihbezirk. Wolken und Wirrwind umwettern die Gebirge hinter Trözen. Zeus mit dem Blitz, Poseidon, durch den Dreizack, wetteifern um die Herrschaft der Welt. Wolken werden Worte, Strahlen sind Gedanken: brüderlich wissen die Götter wieder, was alte, die Künftigkeit gründende Gewalt bleibt.

Demosthenes floh — so kam es einmal — vor den Anhängern Philipps, des Makedoniers, zum Tode verdammt, drum verfolgt in Attika, schutzlos auf Aigina, bei entsetzendem Seegang, nach Kalaureia. Im Heiligtum des Poseidon hoffte er auf Hut und Hilfe des Gottes. Es spürten ihn die Schergen des Antipatros auf, und er griff, als er ihr Kommen vernahm, zum Gift. Demosthenes, der edle, hatte seine Mitbürger durchschaut und warf sich ihrer selbst-angestellten Verwüstung entgegen. Der Geist ging nicht in die Irre, die Beobachtungen liefen genau; drum starb er ohne Gefühl seiner Täuschung. Doch Alexander, höchster Hort des Hellenentums, war schon über

der Welt; das Nahen des Eroberers von Asien erbrach also, durch die Arme dumpfer Sykophanten, bereits die Pforten des Poseidon-Tempels, neben dessen Altar Demosthenes röchelte.

*

Matthäus 11, 28. 29.

Bei Poros, ich lag unter Bäumen voll Zikaden, die, wie Aristophanes sagt, zwei Monate oder drei in den Linden singen, — am Meer, das die Ufer beplätscherte, zog ein Schiff — mir Stille bringend — vorüber. Die schrillsten Wesen — wir — empfinden tiefste Leisheit; und daher erwacht auch Frieden nur um dich und mich. In Ruhe zieht uns der Atem Gottes hinan: denn eigentlich haben sich die Menschen in seinen Willen ergeben. Was schwebt so eigensam durch unser Wesen hinan? Seelen dem Geist zu! Aber wir vernehmen so selten heiligstes Geschehen und gehaben uns bloß leiblich-verschlossen, drum lärmend: wer freilich bestimmte sich noch nie für seine Einsamkeit? Vielleicht hätte der Atemgang im All, ohne unsern Mutwillen, vermocht, das Dasein in Wohllaut zu vollenden!

Die Blicke folgten dem Segler; ich gelangte sogar, ihn ereilen wollend, nahem Vorgebirg zu. Bald stand ich vor schimmernder Bucht; im Wald von Kalaureia träumte sein Kloster — ich war so gewiß: das Segelschiff sollte, ich müßte dahin. Bis hinüber war es heiß und weit. Als ich vor die Pforte kam, lag das Schiff, nach kurzer Fahrt, zum Schlaf bereit, am Strand. Man fragte, ob ich weilen wollte. Ich sagte schüchtern: morgen. Noch hoffte ich vielleicht auf Vorbedeutungen im Wald.

Über alle Gipfel der Insel bluten die Fichten: aus breiten Wunden tropft ihr lebendiges Gold. In Steinschalen sammeln es Menschen: Harz wird in Hellas mit Landwein gemengt. Welcher Duft hier bei höchster Sonne! Kommt Pan? Mag er sich noch in Klosters Nähe wagen? Auf diesen holden Höhen

weiden, zu des Hirtengottes Sommerzeit, keine Ziegen. Doch er ängstigte oft die frommen Eseleins, wenn sie, bloß von Kindern geführt, Wasser über die Hügel holten. Keines christlichen Priesters Beschwörungsworte konnten ihn aus seinen Grotten vertreiben. Viele Eseleins laufen auf Kalaureia auch allein im Wald herum, darum legte man unsern behutsamsten Tieren auch blaue Kugelketten um den Hals, denn die bösen Blicke splittern an ihrem Himmelsblau ab; und auch Empusa, das Mittagsgespenst, wird solcher blauer Glasaugen in klirrender Reihe gar bangend gewahr. Sogar Pan überrumpelt sie nun seltner. Viele Menschen auf der Insel habens gemerkt und mir versichert.

Johannisbrotbäume mit Blättern wie aus glänzendem Leder sind soeben, weil der Sommer am vollsten wird, von eignen Fruchtbehängen beschlungen: den Stamm und die Zweige scheint nämlich, wenn die Karuben reif werden, eine fremde Pflanze, fast feindlich und sogar erdrückend kräftig, zu umklammern. Des üppigen Baumes abbaumelnden Früchteertrag könnte man also für eine ihm tödliche Schmarotzerwucherung halten. Gern prahlen wohl die reichen Johannisbrotbäume um die begangensten Pfade, doch gedeihen vielleicht die ergiebigsten noch lieber bei Hütten, wo auch Kinder wohnen. Doch vertraulich werden die Leute mit ihnen kaum, sie habens am liebsten, wenn Feigen, die in Griechenland so süße Früchte tragen, um ihre Wohnstätten gelagert, wachsen und dabei schattenspendend und stämmig werden. Um Poros' wohlgeschützten Sund greifen ja die Feigen mit ihren Ästen, voll von prachtvollem Obst, auch bis zu hochhüpfenden, kindlich beim Spiel mit dem Wind ermunterten Wellchen. Es ist dann, als wollten sie, daß kleine Kobolde des Meeres von ihren Süßigkeiten naschten! An so wonnigen Orten schlafen die Menschen am sorglosesten über den allzu drückenden Mittag: übrigens schützt sie Feigenlaub ebenfalls günstig gegen Mond. —

Ich kam, wie versprochen, zum Kloster. Gesang und Musik überraschten mich schon in den Klüften seines blühenden Oleanders. Das Kloster ist schlicht und weiß, es heißt: Zoodochos Pigí, also lebenspendender Born, einer der Weihenamen unserer Gottesmutter. Bei der Quelle schleppen drei Fürsten, aus dem Geschlecht der Platanen, herrlichste, vom Osthauch bewegte Mäntel, über zu Tal gekrümmte Felsen. Dort lagerten damals unzählig viele Matrosen, in Sommergewandung; sie feierten den Sonnabend und sangen vaterländische Weisen. Und sie luden mich ein, erst in ihrer Gesellschaft zu rasten. Dann tanzten die schmucksten unter ihnen, nach hergebrachter Art, des Griechenlandes langsame Reigen. Sie sprachen vom Krieg; nur die Blicke verrieten Sehnsucht nach Frieden. Mutig kämpft der Grieche nun jahrelang um Smyrna, Hellas in Kleinasien. Bestimmt ist der Grieche, schon zur Zeit seiner Blüte ein Mischling, heute kein reiner Nachkomme seiner herrlichen Vorfahren, doch dürfte die Mengung mit slavischem, besonders albanischem, auch türkischem Blut keineswegs nötig gewesen sein, um seine Tapferkeit jung aufleben zu lassen. Nicht der Athener seines Verfalls, auch nicht der Korinther und Alexandriner, wohl aber das Volk der Berge blieb immer kriegerisch. Es sagt uns Prokop von Cäsarea, daß zur Zeit Justinians und Theodoras, des schmählichsten Kaiserpaares auf dem oströmischen Thron, jeder Mann, der, weil karg und gehorsam, zum Söldner geeignet, ein Grieche genannt wurde. Das heilige Hellas, zwischen Sparta und den Thermopylen, gab seine Söhne unaufhörlich an Byzanz ab, damit seinem ältesten Boden, überall im Reich, eine lebendige Mauer entstiege. —

Ich wohne, wo die Aussicht vom Kloster am lieblichsten ist: vor dem Fenster winkt mir eine tauüberflimmerte Fichte der Sonne Gutmorgen, bei frischem Wind, zu. Der einzige Schmuck aller Gartenmauern, rings unten um uns herum, sind prachtvolle reife Tomaten. Dort, zwischen gackernden Hennen,

lebt jetzt ein Truthahn: den geeigneten Hahn hat sich der Fuchs geholt.

Die Kirche, im Hof des Klosters, birgt Schätze, auf die Abt und Mönche stolz sind: einige kunstvolle Schreine aus Konstantinopel, voll von prunkvollen Meßgewändern zu verschiednen Feiern. Die zwei Kanzeln der Kirche hat man fast wild verschnörkelt. Die Altarwand ist reichlich geschnitzt und mit Geschmack bilderbebuntet. Dem griechischen Gottesdienst öffnen sich in ihr drei Pforten: die Vorhänge sind aus altem Genueser Samt. Beim Kirchturm weht eine Palme aus dem Morgenland mit dem Westwind. Kein Baum ist göttlicher gekrönt. Sie hört, nacktstämmig ragend, begeisterte Psalmen aus voller Kirchenkraft und flüstert sie, dichtblättrig züngelnd, mit ihren biegsamen Wedeln, den zankhaften Wettern. Einst brachte ein Pilger den Kern, dem die Palme ausbrach, von den Ufern des Jordans dem Kloster. Auch Zypressen, Geliebte der Nymphe, Geweihte in orphisches Göttergeheimnis, seit vielen Jahrhunderten ebenfalls schmiegsame Freunde der verschwiegnen Türken stehn eng an die Kirche der Heilandsmutter gedrängt. Noch wollen sie horchen, voll Inbrunst die christlichen Worte erlauschen: sie hoffen vielleicht, ihr Wesen könnte sich einst bekehren und erheitern, doch noch sind Zypressen Heiden geblieben! Haben etwa Weihen der rastenden Demeter einst zu tief ihr Mark ergriffen? Doch eine Zypresse, hier im Klosterhof, hat — vermut ich — die Liebe Jesus', da er freundlich am Ölberg, nach Worten Matthäi, die eigne Einfalt an weiche Geschöpfe verschenken mochte, erfaßt. Trotzdem bleibt sie aber noch stolz und überwipfelt spitz, weil siegreich im Innern, — also Zypresse und doch Christin — die Palme und den blitznahen Kirchturm. —

Als alle Glocken, bei zärtlichem Wind, ums Kloster herum Gott lobten, erschienen im Hafen Boote. Kinder, wohl hundert, in Zukunft sollten sie Matrosen sein, hatten sie gerudert

und versammelten sich nun am buschreichen Ufer, um miteinander das Kloster zu besuchen. Der gute und zuverlässige Gast jeder Schule, Herr Sontag, wollte sie diesmal aus den Räumen — wo Dienst im Seekrieg beigebracht wird — zu den kinderfreundlichen Mönchen abholen. Jeder dieser oft putzigen Knaben, in zu langer weißer Joppe oder gar weiten Hosen, bekam, gleich nach Entsteigen aus den Booten, von ihm einen Blütenzweig in die Hand gedrückt, denn der freundliche Bekannte blieb bei seinen ausgelassenen Rangen, ließ sie sogar ganze Büsche plündern. So drang die Kinderschar, Duft in den Wind schwingend, zu uns ins Kloster. Zur Erfrischung bekamen sie bloß Wasser, doch sangen sie ganz vergnüglich, als ihre Lehrer, in gleicher, doch knapper Gewandung, bei Harzwein, auf der Laute spielten. Dann verloren sich die kleinen Knaben zwischen den Fichten. Und bald enttauchten wieder, im Möwengetümmel, auf strahlenden Klippen, viele Kinder aus rauschend wogendem Wald. Auf wirrenden Wegen brachen sie, zum Schreck vereinbart Verliebter, jubelnd, weil mit zappelnden Fröschen, voll duftender Sträuße aus raschelndem Strauch. Einigemal fand ich auch Fichten, deren fliegendste Wipfel, zur Feier des Sonntags, von solchen kletternden Bärlein, weiß wie aus eisstarren Fernen, mit griechischen Fähnlein geschmückt und beschenkt wurden. Dann spielten die Scharen gar springmunter, im Schutz von Großväterbäumen — am Quell der schönen Platanen — Haschen, darauf Blindekuh. Doch bald kam der Abend, und bevor uns die Glocken zum Stillwerden mahnten, der Wind sich schon unter Fichten versteckte, suchten die Knaben nach Mützen und Tüchern, die wohl mancher, beim Hetzen im Dickicht, liegen gelassen hatte. Schon rief eine Pfeife sie alle zur Stelle. Wie eine riesigste Rose aus weißem Geblätter, drängten sich nun die Kinder zum spritzenden Strahl aus Kalaureias Felsen, um zuletzt noch erquickt zu werden.

Aus goldenem Westen purpurte schon die Rose des Scheidens. Bluthaft funkelten ihre Grüße zu den prinzlichen Fichten, auch umwallte sie die Felsen mit rötestem, gar kostbarstem Samt. Dem Meer gab sie Ruhe: kam ein Engel vom Himmel? Dann wiegten sich Boote, im Takte ihrer langen Ruder, wohl etwas hörbar, aus unsrer schimmerlosen Bucht. Noch konnte die Rose des Lebens die kommenden Kinder segnen... dann schwand sie.

Die Glocken flogen um Frieden. Und sie holten ihn herbei, aus den Herzen der Mönche. Wir schwiegen gar lang im Kloster. Geborgen durch die Sterne, von unsrer hilfreichen Sonne verteidigt, erhielt uns die neue Woche — zu strengem Schaffen, bei einsamem Verweilen außerhalb einer wirbelnden Welt — vom verstrahlten Sonntag eingehändigt.

Zoodochou Pigí. Ende Juni 1922

* * *

STEFAN ZWEIG

DER BILDNER

(Meudon, Haus Rodin 1913)

DER große Meister ist müde und alt. —
Ein weißes wehendes Dickicht umwallt
Sein Bauernbart den zerfurchten Basalt
Des abgelebten grauen Gesichts.
Und wenn er schwer durch die Säle geht,
Durch die er sein steinernes Werk gesät,
So schlurft er so schläfrig und urallein,
Als schritt er in seinen Tod hinein.

Aber weiß,
Ein funkelnder Kreis,
Umstehn ihn die Statuen und strahlen von Licht!
Die Augen weitfort von sich aufgetan,

Träumen sie schweigend ein Ewiges an.
Sie rühren sich nicht, sie regen sich nicht,
Sie spüren sich nicht, sie bewegen sich nicht,
Stumm
Ruhen sie aus in unendlichem Ruhm.
Ein Lächeln verloren im marmornen Mund,
Stehen sie da, die großen Throphäen
Verschollener Siege, gemeisterter Zeit,
Gefrorne Kristalle Unendlichkeit.

Der Meister umschlurft sie mit langsamem Gang,
Als schritt er sein ganzes Leben entlang
Mit seligem Schauern, mit zärtlichem Graun
Muß er sie wieder und wieder anschaun,
Und kanns doch nicht fassen, das Unfaßbare,
Daß sie, die ihm vor verschollenen Jahren
Gespielen und Spiel seiner Jugend waren,
Noch immer dieselben, die strahlenden sind,
Und ihre Formen, die kühlen, die klaren,
Noch rein die Welle des Lebens durchrinnt,
Indes er selber, der sie gestaltet,
In sich zerfaltet, in sich veraltet,
An jeder Stunde zu sterben beginnt.

Und wie er sie so, die strahlenden, sieht,
Fühlt er sich selber uralt und müd.
Er ahnt, in den klaren, körnigen Quadern
Müsse tiefinnen
Das eigene Blut seiner todmatten Adern
Noch feurig quellen und rotfunkelnd rinnen.
Und mit denselben uralten Händen,
Die das Leben in ihre Leiber getan,
Rührt er jetzt zagend die Statuen an,

Noch einmal in ihnen, den stummen, den kühlen,
Das weggelebte Leben zu fühlen:
Wie ein Dürstender beugt er sich über den Stein
In den Brunnen verschollener Jahre hinein.

Aber fremd
Stehen die Statuen im Totenhemd.
Sie ehren ihn nicht, sie wehren ihm nicht,
Sie atmen nur Schweigen, sie leben nur Licht,
Sie haben vergessen, woher sie kamen,
Den Fels und das Land und die Zeit und den Namen.
Wortlos gereiht
Stehn sie in ihren weißen Gewändern
Unberührt von Vergehn und Verändern
Jenseits der Zeit.
Und kein Wort von ihrem marmornen Munde
Spricht mehr zurück zu den Menschen der Stunde.
Die Uhren, die ihnen zu Häupten gehangen,
Sind weitergegangen,
Städte erstanden und andre verdarben,
Gesichter fielen aus Formen und Farben,
Geschlechter erwuchsen, Geschlechter verblühten,
Menschen wurden zu Masken und Mythen,
Alles ward in der mitleidlosen
Mühle der Jahre zerstäubt und zerstoßen —
Nur sie in ihren erstarrten Posen
Dürfen im rastlos Wandernden ruhn,
Weil sie ihr Wesen ewig zu Ende tun.

Der geht — und sein Gehen ist ewiges Gehn,
Der ruht — und sein Ruhen ist ewige Ruh,
Und wie auch die Stunden stürmen und schwingen,
Keine Stunde nimmt, keine gibt etwas zu,

Denn jede der stummen Gestalten hält
In sich kristallt einen Augenblick Welt,
Der nie wiederkehrt und niemals zerfällt.
Niemals werden die weißen, die glatten
Gestalten in ihrem Wesen ermatten,
Ewig werden, die sich umschlingen,
Im Liebeskampf um Erfüllung ringen,
Ewig wird die Welle der Lichter
Die Qual der vier Gebeugten umzittern,
Ewig wird mit dem Schreckblick der Dichter
Aus innerer Nacht in die Welt gewittern,
Und das Lächeln, das jener Lippe umschwebt,
Ist irdisch verklungen und bleibt doch und lebt,
Indes sie selber, die wachen Gesichter,
Sich längst zerstäubten aus Formen und Falten
Und mit den Stunden verwehten wie Wind.
Sie aber, die Schatten des Lebens, die kalten
Steine, sie stehen, sie dauern: sie sind.

Der Meister steht staunend im steinernen Wald,
Von Schweigen umschart, von Stille umschallt,
Und mit einmal begreift er die Urgewalt,
Die wie große Musik aus den Steinen bricht:
Sendung
War ihm gegeben,
Vollendung
Schafft Leben über dem eigenen Leben,
Gestalteter Stein ist stärker als Zeit!
Und selig erkennt er das große Licht
Ob seinen Gestalten: Unsterblichkeit.

Da lächelt der Meister zum erstenmal
Seit er stumm vor den Steinen steht.

Von Licht und Schweigen orgelt der Saal,
Und sein Herz braust mit in dem großen Choral.
Wie im Gebet
Hebt er die Hände,
Die all dies getan,
Und sieht sie, die eigenen, ehrfürchtig an,
Er sieht sie an, die kranken, die kalten,
Mit ihren Schrunden und Schwielen und Falten,
Die Werkmannshände, in denen vor Jahren
All diese aufgereckten Gestalten
Wie zitternde, unflügge Vögel waren,
Und die nun, heilig und unnahbar,
Hinglänzen durch die stürzende Stunde
Wie eine niederverlorene Engelschar,
Die Gott anschweigt mit marmornem Munde.

Groß rauscht es im Saale, still sinken die Hände,
Stumm stehen die Statuen, weiß leuchtet der Stein.
Wie in eine Legende
Geht der Meister fromm in sein Werk hinein.

Aus den „Gesammelten Gedichten".

* * *

HANS CAROSSA

DIE BETRUNKENE

Ein Tagebuchblatt

Balvanyos-Patakka (Siebenbürgen)
9. Dezember 1916

SEIT ich mein Gepäck immer so klein und nah beisammenhalte, bin ich stets zum Aufbruch bereit und kann mir in den Minuten, wo ich mich sonst in der Sorge, nicht fertig zu werden, abhetzte, das eben Erlebte ein wenig zu erklären suchen. Der Vormittag verging mit Lesen und Schreiben; auf

drei Uhr war die Gesundheitsprüfung angesetzt, für welche sich der große Stadel bei der Krankenstube gut eignete. Der Kälte wegen trieb ich zur Eile. Niemand zeigte sich einer Ansteckung verdächtig; das Geschäft verlief ohne Aufenthalt, doch gab es zum Schluß eine seltsame Störung. Während an der hellsten Stelle der Scheune die letzte Reihe der völlig entkleideten Soldaten an mir vorüberzog, kam unversehens, halb schwankend, halb tanzend, die junge Frau des Hauses herein, in der linken Hand einen Krug schwingend, die Rechte wie zum Greifen ausgestreckt, und ging geradenweges auf die nackten Männer zu, wobei sie unverständliche Worte, Rumänisch mit Ungarisch vermischt, vor sich hinsang. Wie wir gehört haben, ist sie die kinderlose Witwe eines in Rußland Gefallenen und verwaltet nun mit Hilfe eines alten Knechtes und einiger Mägde ihr Anwesen so gut es geht. Ob sie in ihrem Kummer überhaupt der Trunksucht verfallen ist, wissen wir nicht; jedenfalls hat sie gestern, als uns Freiwein gewährt wurde, mehreren Leuten einen Teil ihres Maßes gegen Milch und Eier abgetauscht und, wie es scheint, einen ansehnlichen Vorrat zusammengebracht. In ihrem Rausche muß sie, vielleicht vom Stall aus, unsere ungewöhnliche Parade erspäht haben, und es ließ ihr keine Ruhe, bis sie eingedrungen war. Eigentlich hätte ich sie ohne Verzug hinausweisen sollen; aber die Erscheinung war von bannender Kraft, nie vorher hatte ich Besessenheit so vollkommen gesehen, man konnte sich nicht abwenden, und alle Bedenken schwiegen. Das Gesicht ist von der halb slawischen, halb romanischen Schönheit, die einem hierzulande oft begegnet; bei nüchternen Sinnen mag es ein sehr anmutiges, eher schüchternes Wesen sein. Jetzt aber drückten ihre Züge Erstarrung und Entfesselung zugleich aus; kein Lachen oder Lächeln hatte Raum in diesem Antlitz, vor Lebensgier erschien es nahezu totenhaft. Augenscheinlich ist auch, daß sie sich, trotz dem Werktag, mit ihrem Sonntags-

staat angetan hat; das Kopftuch ist von feiner schwarzer Seide, die pergamentgelbe Weste mit Gold- und Farbenstickereien überreich verziert. Es waren gerade die jüngsten Leute des Bataillons, die noch nackt vor mir dastanden; ihnen näherte sie sich, hob ihnen den Krug entgegen und trank ihnen zu. Nun merkte ich erst, daß ihre Augen fast ganz geschlossen waren; sie schien durch die Lider zu blicken, als wären diese von durchsichtigem Stoff. Als sie einem der Jünglinge den Krug anbieten wollte, reichte sie ihn vorüber einem Unsichtbaren, so daß ihr Gehaben ein wenig an jene wahnsinnige Greisin vom Berge Kishavas erinnerte. Die jungen Leute hatten sich indessen von ihrem Staunen erholt; sie begannen sich zu schämen und warfen ihre Hemden über. Jetzt war es Zeit, die Szene abzubrechen. Dehm und Raab führten die Frau hinaus. Sie ließ es geschehen, ging aber dabei rücklings, den Blick immer ins Innere des Raums gerichtet, singend und mit dem erhobenen Krug winkend.

Nach beendetem Dienste stieß ich im Hof auf den Gefreiten, der den Abmarschbefehl überbrachte. Ihm folgte ein sehr alter Mann in rumänischer Tracht, ein dicht verhülltes Kind im Arm, nahm den Hut ab und fragte, ob ich der Feldgeistliche wäre. Der Säugling, sein Urenkelkind, sei auf den Tod erkrankt und noch ungetauft, kein Priester weit und breit zu finden, ob ich es nicht übernehmen wolle, ihm das Sakrament zu spenden. Mir fiel Unteroffizier Stelzer ein; er ist Kandidat der Theologie und hat bereits die niederen Weihen, ihn ließ ich rufen und übergab ihm das Neugeborene, dessen Zustand wenig Hoffnung läßt. Auf der Straße sammelte sich bereits das Bataillon, keine Zeit war zu verlieren, und so vollzog der künftige Priester die einfache Handlung, zu der eigentlich jeder Christ berechtigt wäre, gleich in der Stube der jungen Bäuerin, die noch immer nicht aufhörte zu trinken und zu jauchzen, bis Dehm sie heftig anfuhr und ihr unver-

züglich Wasser zu bringen befahl, was sie einigermaßen ernüchterte. Die gelassene hart scheinende Art, wie er auch weiterhin mit dem Weibe umging, gefiel mir sehr; sie hob ihn über sein gewöhnliches Wesen hinaus, mir war, als sähe ich ihn zum erstenmal. Indem er fortfuhr, böse mit ihr zu tun, legte er ihr schließlich das Kind in die Arme und gebot ihr, es über das Becken zu halten und zu schweigen. Der junge Stelzer waltete begeistert seines Amtes; klar und ohne Hast sprach er sein lautes Ego te baptizo, während auf der Straße draußen die Kompagnien bereits ihre Tornister aufnahmen. Die schöne Bacchantin nahm sich gewaltig zusammen; eingeschüchtert von der Würde des Vorgangs wandte sie keinen Blick von dem Kinde, dessen Patin sie nun unversehens geworden war. Allmählich war es, als füge sie sich mit heimlicher Lust in ihre sanfte Demütigung; einmal hörte man sie schluchzen, und plötzlich fielen Tränen auf den Täufling nieder, der immer schwächer dem Tod entgegenröchelte.

Ich muß schließen; das Pferd stampft und blickt wiehernd nach mir um. Der Himmel wölkt sich tief herab; kleine Flocken wirbeln. Major und Adjutant sind unruhig und geben keine Antwort, wenn jemand sie nach dem Ziel des Marsches fragt. Wieder soll ein großer Berg an die Russen verloren gegangen sein.

* * *

GOETHE

REDENSARTEN,

welche der Schriftsteller vermeidet, sie jedoch dem Leser beliebig einzuschalten überläßt

(1817)

ABER. — Gewissermaßen. — Einigermaßen. — Beinahe. — Ungefähr. — Kaum. — Fast. — Unmaßgeblich. — Wenigstens. — Ich glaube. — Mich deucht. — Ich leugne nicht. — Wahrscheinlich. — Vielleicht. — Nach meiner Einsicht. — Wenn

man will. — So viel mir bewußt. — Wie ich mich erinnere. — Wenn man mich recht berichtet. — Mit Einschränkung gesprochen. — Ich werde nicht irren. — Es schwebt mir so vor. — Eine Art von. — Mit Ausnahme. — Ohne Zweifel. — Ich möchte sagen. — Man könnte sagen. — Wie man zu sagen pflegt. — Warum soll ich nicht gestehen. — Wie ich es nennen will. — Nach jetziger Weise zu reden. — Wenn ich die Zeiten nicht verwechsle. — Irgend. — Irgendwo. — Damals. — Sonst. — Ich sage nicht zu viel. — Wie man mir gesagt. — Man denke nicht. — Wie natürlich ist. — Wie man sich leicht vorstellen kann. — Man gebe mir zu. — Zugegeben. — Mit Erlaubnis zu sagen. — Erlauben Sie. — Man verzeihe mir. — Aufrichtig gesprochen. — Ohne Umschweife gesagt. — Geradezu. — Das Kind bei seinem Namen genannt. — Verzeihung dem derben Ausdruck.

*

Vorstehende Sammlung, die sowohl zu scherzhaften als ernsten Betrachtungen Anlaß geben kann, entstand zur glücklichen Zeit, da der treffliche Fichte noch persönlich unter uns lebte und wirkte. Dieser kräftige, entschiedene Mann konnte gar sehr in Eifer geraten, wenn man dergleichen bedingende Phrasen in den mündlichen oder wohl gar schriftlichen Vortrag einschob. So war es eine Zeit, wo er dem Worte gewissermaßen einen heftigen Krieg machte. Dies gab Gelegenheit, näher zu bedenken, woher diese höflichen, vorbittenden, allen Widerspruch des Hörers und Lesers sogleich beseitigenden Schmeichelworte ihre Herkunft zählen. Möge diese Art Euphemismus für die Zukunft aufbewahrt sein, weil in der gegenwärtigen Zeit jeder Schriftsteller zu sehr von seiner Meinung überzeugt ist, als daß er von solchen demütigen Phrasen Gebrauch machen sollte.

* * *

FELIX TIMMERMANS

SUSKEWIETS HIMMELFAHRT

Eine Weihnachtslegende

Mit zwei Zeichnungen des Dichters

HEUTE war wieder Weihnachten, und der Hirte Suskewiet, der jedes Jahr mit Pitjevogel und Schrobberbeeck die heiligen drei Könige gespielt hatte, da sie denn zu dritt mit einem Pappstern und schönen alten Liedern auf den Höfen die Runde gemacht hatten, lag nun, lang ausgestreckt, krank zu Bette, und über ihm war der Schatten des Todes. In der Ecke stand, an die Mauer gelehnt, die Stange mit dem bunten Stern, und da hing auch eine Krone aus Blech.

Er lag, wo er immer lag, im Schafstall.

Durch ein kleines Fensterchen neben seinem Bett konnte er weit hinaus ins beschneite Land sehen, über dem der halbe Mond wie eine silberne Spule das schöne Sternenkleid webte.

Es war das erste Mal, daß er zu Weihnachten seine Kameraden nicht begleiten konnte. Die waren nun zu zweit unterwegs und sangen doch immer noch: „Wir sind die drei König' mit ihrem Stern."

Seit dem Wunder vom letzten Jahr, da sie auf ihrem Zug in ein Kirmeßwägelchen geraten waren, dort einen armen Mann und eine junge Frau mit einem neugeborenen Kind gefunden hatten und aus einem unerklärlichen Drange, in nie gekannter Ehrfurcht hingekniet waren und alles, was sie gesammelt, Geld und Eßsachen, dargeboten hatten, seitdem war Suskewiet ein anderer Mensch geworden. Denn deutlich hatte er gefühlt, daß dieses Kindlein Gott gewesen war, der alle Jahre zu Weihnachten für einen Tag neu zur Welt kommt. Ach, er erinnerte sich noch so wohl, wie sie sich verirrt hatten in der heiligen Stunde, wie sie unter dem Eis Licht, wie Lampen, schimmern

sahen und in der Luft Bienen singen hörten; wie sie sich fürchteten, und welch eine himmlische Süße ihn und auch die anderen überkam, als sie dies Kindlein sahen, und wie sie in einer plötzlichen Aufwallung, ohne Verabredung, ihre sauer verdienten Groschen, und was sie zum Essen gesammelt, hingegeben hatten.

Und hatten sie nicht auch den armen Mann sagen hören, als Pitjevogel nach dem Weg fragte: „Der Weg ist hier"? Gewiß war das die heilige Familie gewesen. Er hatte es dem Pfarrer erzählt, doch der schwatzte ihn zur Tür hinaus, und der Küster sagte wegwerfend, daß der Hirt ja nur ein Findling und das Gehirn ihm eingefroren wäre.

Wo er es auch erzählen mochte, daß er die heilige Familie gesehn, da lachte man ihn aus, und seine beiden Kameraden hatten den schönen Eindruck jener Stunde schon bald vergessen. Wenn sie mal daran dachten, so sagten sie wohl: „'s war sonderbar, 's war sonderbar", aber im übrigen kümmerten sie sich nicht mehr darum und sündigten alle Tage mehr, um zu Geld und Genever zu kommen.

Doch Suskewiet hatte sein Leben von Grund aus geändert. Es war wohl immer schon ein glimmendes Scheitchen Frömmigkeit in seinem Herzen gewesen, nun aber war es zu einem weißen Feuer aufgeflammt, das ihn in himmlisches Entzücken versetzte und mit schönen, süßen Gefühlen erfüllte, so daß er kaum noch mit seinem Leibe auf Erden war.

Er vernachlässigte seinen Körper und vergaß, seine Schafe zu versorgen.

Vor den Feldkapellen lag er oft stundenlang auf den Knieen, sang fromme Lieder und betete Kindergebete.

Auch tat er Buße, um seine früheren Sünden abzuscheuern, und ließ sich nicht abhalten, wenn es fror, das Eis aufzuhacken und sich mit bloßen Füßen ins grimmig kalte Wasser zu stellen.

Und wenn er nun sein lahmes Bein hinter seiner Herde nach-

schleppte, dann betete er immer an seinem Rosenkranz, und sprach er mit den Bauern, dann war nicht mehr vom Wetter und von den Kartoffeln die Rede, sondern von der Mutter Gottes und dem Jesuskindlein und der Finsternis der Sünde.

Die Menschen nannten ihn früher beschränkt, nun aber hielten sie ihn für gänzlich verdreht und gingen ihm aus dem Weg. Was er erzählte, schien ihnen gut für einen Pfarrer, aber nicht für jemand, der in gewöhnlichen Kleidern herumlief wie er.

Mit großer Sehnsucht erwartete der alte Suskewiet das neue Christfest. Er pflegte den Stern zu verwahren und frischte ihn alle Jahre wieder auf. Auch diesmal beklebte er ihn mit buntem Papier und Schokoladesilber und schmückte ihn mit goldenen Röslein, die noch von einer goldenen Hochzeit stammten. Den hohen Hut wollte er nicht mehr aufsetzen, denn er hatte beim Klempner aus einem Stück Blech, das er gefunden, eine Zackenkrone machen lassen. Die würde ihm noch einmal so schön stehen. Er war eben mit diesen Dingen beschäftigt, als die beiden Freunde kamen, um darnach zu sehn, denn sie hatten gehört, daß noch andre drei Könige herumziehen würden, und die hatten einen Stern mit Glöcklein und würden also mehr Groschen verdienen.

Doch Suskewiet betrachtete sie argwöhnisch und sagte: „Ich geh mit dem Stern nur mit, wenn wir alles Geld und Essen, das wir einsammeln, den Armen geben."

„Bist du verrückt?" rief Pitjevogel, der Aalfischer.

„Sind wir denn nicht arm genug?" fragte Schrobberbeeck, der Bettler mit den Triefaugen.

„Nein", sagte Suskewiet, „alles, was ihr habt, müßt ihr Gott geben. Und ob ihr es den Armen gebt oder Gott, das ist einerlei."

„Dann bleiben wir zu Haus," sagte Schrobberbeeck; „oder denkst du, daß ich mir für andere Leute die Seele aus dem Halse singen will? Das macht man einmal und nicht wieder!"

„Ich weiß was Besseres," sagte der schlaue Pitjevogel, „wir machen uns selbst einen Stern, oder glaubst du, daß wir das nicht können? Tag, verrückter Sus!"

„Macht, was ihr wollt," rief der Hirt ihnen nach, „aber mit diesem Stern, mit dem wir Gott gefunden haben, sollt ihr kein Geld zusammenbetteln, um zu sündigen!"

Der Himmel mahlte den ersten Schnee über die Erde, und Suskewiet fühlte sich durchströmt von himmlischer Seligkeit. Er allein wollte nun von Hof zu Hof ziehen, um Geld für die Armen zusammenzubringen.

Aber Suskewiet wurde krank und konnte von seinem Bettsacke nicht mehr aufstehn.

Weihnachten kam heran. Der Hirt empfing die Sterbesakramente. Er hatte den Pfarrer mit seinem goldenen Chorhemd kommen und gehen sehn. Es wurde Abend, und der Mond erschien, um die weiße Welt zu beschauen.

Suskewiet liefen die Tränen über die stoppelhaarigen Backen, weil er nicht zum Besten der Armen Weihnachten feiern konnte.

Vierunddreißig Jahre hatte der Stern ihn seine Lieder singen hören. Nun kam der Tod zu ihm. Sein Herz lebte schon fast nicht mehr, aber sein bißchen Verstand flackerte dann und wann noch hell auf.

Die Menschen vom Hof hatten eine Weile bei ihm gesessen, waren aber, da er ein wenig schlummerte, wieder ins Haus hineingegangen, wo der Weihnachtsklotz brannte und Waffeln gebacken wurden. Er hörte wehmütig ihren fröhlichen Lärm; eine Klarinette wurde gespielt, und Lieder erklangen.

Er hatte keine zwei Stunden mehr zu leben und flehte zum Himmel, doch erst noch die heilige Stunde vorübergehn zu lassen.

Sein mageres, eingefallenes Gesicht lag schräg, und so konnte er bald den Mond am Himmel sehen und bald den

Stern, der in der Ecke glänzte. Seine Hände lagen bloß, groß und abgemagert da; die Finger hatten kein Leben mehr.

Wie er verloren auf die Welt gekommen war, ein Findling, so sollte er nun einsam und verlassen sterben. Nur die guten Schafe blieben bei ihm und hoben von Zeit zu Zeit den Kopf über die Planke.

Der Mond stieg höher und höher, wurde kleiner beim Steigen und immer silberklarer.

Suskewiet bat nur um das eine, um die Gnade, die Weihnachtsstunde noch einmal erleben zu dürfen.

So lag er lange. Endlich sah er hier und dort bei der Mühle Frauen in schweren Kapuzenmänteln mit Laternen in der Hand nach dem Dorfe zu vorbeiziehen. Der Lärm auf dem Hofe verstummte.

Etwas später hörte er Glockengeläut und Orgelklang.

Zuerst konnte er es nicht glauben, denn die Kirche war ja dreiviertel Stunden weit entfernt! Aber es war keine Täuschung, da spielte eine Orgel. Sanfte, getragene, singende Klänge, die langsam und feierlich aufquollen, von Rührung und tiefer Inbrunst immer mehr schwellend. So etwas Schönes hatte er nie im Leben gehört. Ehe er sich noch von seinem Staunen erholt hatte, hörte er plötzlich, wie all die Schafe zu blöken anfingen, und in dem Mondschein sah er, daß sie ihre Köpfe nach Osten kehrten.

„Das ist die heilige Stunde!" murmelte Suskewiet, schaudernd vor Erregung.

„Gott! Gott! Mein Stern!" Er wollte sich aufrichten, um aufzustehn und den Stern zu holen, aber es ging nicht.

„Mein Stern!" Er strengte verzweifelt all seine Kräfte an, drückte die Decke mit seinen Füßen gegen die Bettwand, und zog sich dann an dem straffgespannten Laken hoch. Er brach in einen rasselnden Husten aus, und als der vorüber war und der Schweiß von seiner Stirne floß, kam er weiter nach vorn,

streckte seine mageren Beine aus dem Bett, hustete wieder, wartete nun aber nicht, bis es vorbei war. Er stand aufrecht, lehnte sich an die Mauer und ging Schritt für Schritt mit eingesunkenen Knieen zu dem Stern. Endlich saß er wieder auf dem Bett, die blecherne Krone auf dem Kopf und den Stern im Arm.

Und als er sich ausgeruht hatte, nahm er die Schnur, und in die Mondnacht schauend sang er matt und abgerissen, begleitet von den zarten Klängen der geheimnisvollen Orgel:

Wir sind die drei König' mit ihrem Stern,
Wir kommen gezogen aus weiter Fern',
Wir gingen und suchten überall,
Wohl über Berg und über Tal,
Und wo der Stern blieb stille stehn,
Da täten ins Haus wir dreie gehn.

Die Tränen rannen von seinen Backen, Schauer liefen ihm über den Leib, und in seinen brechenden Augen blitzte dann und wann das Feuer seiner verzückten Seele.

Aber wer oder was war das da hinten in der Ferne?

Ein strahlendes Licht, das über den mondbeschienenen Schnee näher und näher kam, immer gerade aus, ohne auf Weg und Steg zu sehen.

Suskewiet hielt erstaunt seinen Atem an, zog aber immerfort gedankenlos an der Schnur, und der Stern drehte sich knarrend rundum.

Es kam näher und näher. Und zu guter Letzt schien es ein ganz kleines Kindlein zu sein in einem weißen Hemdchen, mit bloßen Füßen; es trug ein Weltkügelchen in seiner Hand, und um sein blauäugig liebliches Gesicht und seine goldenen Locken strahlte ein regenbogenfarbenes Morgenrot.

„Wer ist das?“ murmelte Suskewit, „mich dünkt, ich hab dies Kindlein schon einmal gesehn!“

Es kam geradewegs auf ihn zu, es verschwand einen Augenblick unter dem Fenster, und dann ging die Türe auf, und da stand vor ihm das Kindlein wie eine Heckenrose, so rein und frisch. Der Stall duftete plötzlich wie ein Garten voller Rosen.

„Guten Tag, Suskewiet!“ sagte das Kind lächelnd und zutraulich, „da du nicht mehr zu mir kommen kannst, so komme ich zu dir. Kennst du mich noch?“



Über Suskewiet flog ein Leuchten frohen Staunens, und ein Lächeln ließ seine zwei schwarzen Zahnstümpfe sehen. Er nickte lachend, konnte aber vor Rührung kein Wort sprechen, und derweilen hingen die Tränen an den grauen Stoppelhaaren seiner Backen.

„Ja?“ sagte das Kindlein, „dann singe dein Lied nur weiter. Ich höre es ja so gerne.“

Und Suskewiet faßte in heiliger Ehrfurcht die Schnur und

sang, während seine Augen voll seligen Feuers in dem rosigen Schein blinkten:

Maria, die war gar verstört,
Als sie den großen Lärm gehört;
Sie meinte, daß Herodes kam,
Um ihr klein Kindelein zu suchen,
Sie meinte, daß Herodes kam,
Zu greifen ihr allersüßestes Lamm.

Und siehe, der schwarze Apfelbaum, der da draußen stand, war nicht weiß von Schnee, sondern weiß von zarten Apfelblüten.

Und da standen die Schafe und sahen über die Planken, und die hintersten stützten sich auf die Rücken der vordersten.

„Komm," sagte das Kindlein, „gehst du mit in unser Haus?"

„Ach ja, ach ja!" lachte Suskewiet. Plötzlich fühlte er sich wie genesen. Er wollte seine Hose anziehn, aber es schien ihm doch nicht kalt zu sein, und zudem hatte er es zu eilig.

Er nahm den Stern und folgte dem Kind, dem buntschimmernden Kind. Doch er sah sich noch einmal nach seinen Schafen um, die so traurig blökten.

„Dürfen die nicht mitgehn?" fragte er, „ich bin Hirte."

„Je mehr, je lieber!" sagte das Kindlein.

„Dann kommt nur, meine Kerlchen, kommt!"

Suskewiet öffnete das Gatter, und alle folgten, eng aneinander gepreßt. Und da gingen sie in der silbernen, weißen Nacht dahin. Das Kindlein hielt in seiner kleinen, molligen Hand die große Hand des Hirten und führte den alten Mann durch den ungebahnten Schnee. Er trug den Stern, der im Mondschein glänzte, und hinter ihm kamen die Schafe, mit ehrfurchtsvoll gesenkten Köpfen.

„Da hinten ist es!" sagte das Kindlein und wies in die Ferne, wo ein goldenes Schloß über einem frühlingsblühenden Garten mit seinen Kuppeln und Türmen in den Himmel ragte.

„Ach wie schön, wie schön!“ sagte Suskewiet entzückt, und sich nach seinen Schafen umsehend: „Da hinten wirds wohl noch viel besseres Gras geben, was, meine Kerlchen?“

Und dann gingen sie hinein.

— — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Schrobberbeeck und Pitjevogel kamen von ihrer Zweikönigsfahrt zurück. Sie waren trunken von den vielen Gläsern Genever, die sie unterwegs geleert hatten; ihre Krone saß schief, und der Stern war zerdrückt. Arm in Arm taumelten sie und sangen Gassenhauer. Ihr Weg führte sie an dem Hof vorbei.

„O,“ rief Pitjevogel, „wir wollen ihm mal mit unserem Geld in die Ohren klimpern! Uns den Stern nicht zu geben!“

Doch als sie durchs Fenster guckten, da sahen sie Suskewiet in seinem Hemd tot auf dem Bette sitzen, die Blechkrone auf dem Kopf und darüber den schönen Stern, glänzend und bunt. Und voller Schreck liefen sie davon.

Aus dem „Triptychon von den heiligen drei Königen“, das, übertragen von Anton Kippenberg, demnächst in der Insel-Bücherei erscheint.

* * *

HISTÖRCHEN VOM MORGENLÄNDISCHEN FLOH

Enno Littmann, der verdienstvolle Übersetzer unserer neuen Ausgabe von Tausendundeine Nacht, hat in nebenständigem Zeitvertreib ein amüsantes Büchlein „Der morgenländische Floh“ zusammengestellt. Marcus Behmer hat sich bereit erklärt, es mit Radierungen auszustatten. Hier nun als Vorschmack einige Textproben aus dem im Laufe des nächsten Jahres erscheinenden Büchlein.

VOM URSPRUNG DER FLÖHE

Ein kurdisches Märchen aus Kleinasien

Während der Sintflut strandete die Arche Noahs auf einem Felsen und bekam ein Leck. Da nun Noah und die Seinen in Gefahr waren, den Fischen zum Opfer zu fallen, redete die Schlange Noah an und versprach ihm, sie werde ihm helfen, wenn er sie nach Abnahme der Flut mit menschlichem Fleisch speisen würde. In seiner Verlegenheit willigte Noah ein, und die Schlange rollte sich in dem Loche zusammen, daß

kein Wasser mehr ins Schiff fließen konnte. Als die Sintflut verlaufen war, forderte die Schlange ihre Belohnung. Noah aber fragte in heller Verzweiflung den Engel Gabriel um Rat, und wie dieser ihm gesagt, warf er die Schlange ins Feuer, wo sie gleich ganz verbrannte. Die Asche warf er in die Höhe, daß die Winde sie wegbliesen. Sie verwandelte sich in kleine Insekten, es wurden Wanzen und Flöhe und derlei Ungeziefer daraus. Die plagen die armen Menschen bis zum Jüngsten Tage, und auf die Weise genießt die alte Schlange ihre versprochene Speise.

*

DIE GESCHICHTE VOM FLOH UND SEINEN BRÜDERN

Ein Volkslied aus Beirut und dem Libanon

Vernimm in Andacht die Geschichte
Und hör von mir, was ich berichte.
Was soll ich dir vom Floh nur sagen!
Was mußt ich gestern von ihm ertragen!
Was ich dir vom Floh erzähle,
Das ist wahr, bei meiner Seele!
Er schlüpfte unter meine Decke
Und durchsuchte jede Ecke.
Er kam an meine Seit' gegangen,
Und seine Zähne waren Zangen.
Meine Kleider all zerriß er,
Keinen heilen Faden ließ er.
Wers geschaut, ach, wers gesehen!
Um meine Kraft wars bald geschehen.
Von seinen Bissen litt ich – ach! –
Lief fort, verbarg mich auf dem Dach,
Versteckte mich, bis der Tag begann,
Und rief; da kam viel Volks heran.
Aus seinem Fell machten wir ein Faß,
Das zehn Zentner Öles maß;
Schickten den Rest zum Gerberhaus,
Zehn Wasserschläuche wurden draus.
Von seinem Fell schoren wir die Woll,
Stopften achtzehn Betten damit voll,
Daß achtzehn Betten daraus kamen,
Außer dem, was seine Schwestern nahmen.

Von seinem Blute zapften wir ab,
Was achtzehn volle Krüge gab,
Achtzehn, über zwanzig gar,
Ungerechnet was noch übrig war.
Wir brachten sieben Ochsengespann;
Die schleppten ihn hinter die Mauer dann.
Hinter die Mauer schleppten wir ihn,
Draußen vorm Dorf versteckten wir ihn;
In ein Loch gruben wir ihn ein. –
Froh ward ich und litt nimmer Pein,
Froh ward ich und lebte in Frieden drauf. –
Ich habs berichtet nach seinem Verlauf
Und – o Gott, der niemals fehlt! –
Reine Wahrheit nur erzählt.

* * *

VON DEN BÜCHERN UND IHREN FREUNDEN

Alle Geister der Vergangenheit finden sich in einer Büchersammlung zusammen. „Sie ist die Zinne, von der man die gesamten Königreiche der Erde und ihren Ruhm überschauen mag. Ich halte Heerschau über meine Bücher ab: niemals gab es bessere Krieger ... Einer ebenso wert wie der andere, wohl ausgerüstet und bewaffnet, frisch, als sei ihnen ewige Jugend und Unsterblichkeit verliehen. Dabei sind sie bescheidene Leute, die nicht reden, es sei denn, daß man sie anspricht, und gütig dazu, weil sie keine Antwort verweigern. Wären sie noch am Leben, so möchte es mir schwer fallen, Ordnung und Ruhe in meinem Reiche aufrecht zu erhalten. Aber so sind sie friedlich vereint und arbeiten, jeder an seinem Teil und in seiner Sonderart, am allgemeinen Wohl. . . . Sie vertragen sich ohne Groll und ohne Streit. Es ist erstaunlich, wie anders diese früher so kampflustigen Herren geworden sind. Da ist kein Disputieren und kein Ehrgeiz und keine Selbstsucht. Und sie halten still, sogar wenn man ihren Überzeugungen widerspricht. Rechtgläubige und Ketzer stehen auf bestem Fuß miteinander. Kein König hat je bessere Untertanen gehabt oder auch nur ein halb so gutes Regiment geübt ... Die ganze Welt ist rund um mich. Was jemals das menschliche Herz gerührt oder die Einbildungskraft beflügelt hat, ist hier traulich beieinander. Die Fächer meiner Büchersammlung sind die Gassen der Zeit; Städte und ganze Kaiserreiche stehen in den Ecken. Generationen haben

diese Schriften hinterlassen, Zeitalter sind darüber hingegangen und haben alle ihre Blüten hierher abgeschüttelt. Es ist der Garten der Hesperiden, ohne einen Drachen als Wächter.“ So träumte sich Gilbert de la Porrée als Herrscher der Schatten vergangener Zeiten.

Bücher sind Überwinder von Raum und Zeit; Fernes und Fremdes und Nahes führen sie zusammen als Vermittler eines persönlichen Verkehrs mit den Meistern der hohen Schönheit und des edlen Wissens. Ja, nach der Behauptung eines großen Philosophen kann der Umgang mit ihnen dem Verkehr mit ihren Verfassern vorzuziehen sein, nicht nur, da diese, ungesellig oder unliebenswürdig, in ihren lauten Reden unangenehm und unverständlich, der Stimmung dessen, der sie hören will, nicht angenehm sein können, sondern auch, weil die Autoren das Beste ihres Denkens und Fühlens, ihres Wesens und Wissens in ihren Büchern (wenn es gute Bücher sind) zusammengedrängt haben, in denen das Stärkste ihrer Persönlichkeit steckt, die dem Leser, befreit von allen Alltagszufälligkeiten einer persönlichen Begegnung, entgegentritt. Das Buch, ein Ersatz mündlicher Unterhaltungen, und doch kein Ersatz mehr, wenn es über sie hinausführt, wenn in ihm dem Leser sonst Unerreichbares zur Wirklichkeit wird.

Ausgabe und Ausstattung sind darum dem Buchfreunde nicht gleichgültig, der mit seinen Büchern lebt; sie gehören jedoch nicht bloß zu den feinen Formen des Umgangs mit der vornehmen Bücherwelt. Das alte Buch, das sich ihm in der Gestalt, in der es auch sein Verfasser sah, weist, das neue Buch, das reizvoll durch seine Schönheit, feierlich und fröhlich wirkt, gewähren nicht bloß das philologische Interesse eines richtigen Textes, das ästhetische eines veredelten Lesevergnügens. Sie verbinden mancherlei Vorzüge, die eben jenes Bewußtsein des Lesers, mit dem Verfasser in dessen besten Stunden zusammen zu sein, noch verstärken werden. Dort die Urausgabe, die der Verfasser vielleicht gerade in diesem Abzuge selbst in Händen hielt, hier ein Abdruck, in dem die Buchdruckerkunst die Verkörperung seines Werkes so vollendete, wie es dem Bedürfnisse des Verfassers entsprochen haben mag, anschaulich in seinem Werke dem Leser sich zu zeigen; immer wächst das vermittelnde Buch wahlverwandtschaftlich in seinem geistigen Wesen dem guten Leser zu, der das Gespräch mit ihm zu führen versteht. Er kann sich in die Unterhaltung vertiefen, er kann, im Bande blätternd, das Hin und Her einer belebten Unterhaltung genießen, in der es gilt, daß nicht nur eine Meinung die richtige sei, in der aus

Spruch und Widerspruch Ansichten sich bilden, die nicht im Buche stehen und trotzdem auch in ihm wurzeln. Und wie der gute Leser, der auch zwischen die Zeilen sieht, ein guter Hörer ist, der den Tonfall achtet, in dem der Verfasser ihm etwas vorträgt, so wird er seine eigene Haltung dem Buche gegenüber zu wahren wissen, mit dem er in einen Gedankentausch tritt. Dabei gewinnen dann beide, das Buch und der Leser, und deshalb ist es verständlich, weshalb der Buchfreund eigene gute und schöne Bücher in einer Bücherei haben will. Er macht sich seine Bücher zu eigen, wie er sich Freunde gewinnt, die ihm mehr sind als Genossen flüchtiger Begegnungen, Sprecher verwehender Worte. Bücher sind Freunde, immer bereit zum Raten, Freunde, von denen man die Wahrheit ohne Beschämung hört, die Lob ohne Schmeichelei spenden, die still zu ihrer Ähnlichkeit umbilden. Der lebenskluge Lucius Annaeus Seneca hat ihnen hiermit Tugenden zugemessen, die von ihren Lesern abhängen. Aber erst der ebenso lebenskluge Voltaire hat im fünfundzwanzigsten Kapitel seines Romans „Candide", in dem dieser sich die Bibliothek des venetianischen Edelmanns Pococurante betrachtet, gezeigt, daß der Bibliophilenenthusiasmus, der sich eine Herrschaft im Reiche des Geistes träumt, nichts ist ohne den Bibliophilenskeptizismus, der die Grenzen dieser Macht erkennt. Was den einen sagen läßt, sei auf der Hut vor den Menschen und höre die Bücher, und den andern, flüchte vor den Büchern und sieh die Menschen, schließt eine gleiche goldene Regel ein: immer achtzugeben, wo das Ich anfängt und das Buch aufhört. Nur wer das kann, wird seine Bücher verstehen und zu Vertrauten werben.

G. A. E. Bogeng

★ ★ ★

MITTEILUNGEN DES VERLAGS

Auch für den nunmehr vollendeten vierten Jahrgang unserer Zeitschrift ist eine Einbanddecke angefertigt worden; sie kostet für Pappband M 1.50, Halbpergament M 2.50.

An erster Stelle sei sodann mitgeteilt, daß auch in diesem Jahr der Insel-Almanach erschienen ist, der, seiner Tradition getreu, in Wort und Bild wieder eine Jahresübersicht über das Schaffen und die Ziele des Verlags gewährt.

Die beiden Faksimiledrucke, von deren naher Vollendung wir im letzten Heft sprechen konnten, sind jetzt erschienen. Das Stammbuch des aus der Schweiz stammenden Kupferstechers Adrian Zingg darf als das schönste aller Stammbücher gerühmt werden. Auf fünfundachtzig Blättern sind, dem Lebensgang Zinggs entsprechend, die

namhaftesten Künstler Frankreichs, Deutschlands und der Schweiz mit bildlichen Eintragungen vertreten, von denen die meisten mit großer Liebe und Sorgfalt geschaffene kleine Kunstwerke sind. Das Silhouettenbuch des Grafen Franz zu Erbach, das dieser in den Jahren 1787–1790 von dem Maler Johann Wilhelm Wendt anfertigen ließ, gibt auf fünfundsechzig Tafeln den Grafen selbst, seine Familie, seine Verwandten und Freunde und seine höheren Beamten in vollendeter Weise wieder. Es wird unter den Kunstwerken seiner Art schwerlich seinesgleichen haben. – Im Anschluß hieran sei mitgeteilt, daß die Faksimile-Ausgabe der H-Moll-Messe kräftig gefördert und daß die Ausgabe der Einladung zur Subskription auf die Faksimile-Ausgabe der Manessischen Liederhandschrift mit einem Probedruck von vier Seiten in einigen Wochen erfolgen wird.

In der Reihe „Deutsche Vergangenheit" ist Das Frankenreich erschienen; ferner liegen in der Sammlung „Deutsche Meister" Die Anfänge der Tafelmalerei von Wilhelm Worringer vor. Unsere Shakespeare-Ausgabe wurde um den Band Heinrich V. vermehrt. Kurz nach Weihnachten wird der dritte Band des Jahrbuchs der Sammlung Kippenberg erscheinen, aus dessen Inhalt wir die wesentlichsten Beiträge anführen: den ersten, die Jahre 1811 bis 1816 umfassenden Teil der noch unveröffentlichten Tagebücher Friedrich Wilhelm Riemers; eine bisher ungedruckte „Beschreibung der vorzüglichsten Gemälde der Dresdner Galerie" von Winckelmann; den Neudruck des Dramas „Die zwey Emilien" der Frau von Stein, das sogar Schiller zugeschrieben wurde; Aufsätze über Goethes Weimarer Ahnen, die Faciusschen Medaillen auf den Erfurter Kongreß 1808 von Anton Kippenberg; über die nur in vierundzwanzig Exemplaren gedruckte erste Ausgabe der Oden Klopstocks von Franz Muncker; über Wertherporzellane von Max Sauerlandt (hierzu drei Lichtdrucke); und über die Goethe gewidmeten Bücher von F. A. Hünich. Die Neuausgabe des Mendelssohn-Buches, aus der wir in diesem Hefte das Faksimile der berühmten Hymne aus dem Elias wiedergeben, geht ihrer Vollendung entgegen.

An neuen Auflagen sind die folgenden zu verzeichnen: Die ältesten deutschen Dichtungen (3. Auflage); Boccaccio, Das Dekameron (31.–35. T.); Carolinens Leben in ihren Briefen (6.–10. T.); Gesta Romanorum (8.–10. T.); Gobineau, Die Renaissance, kleine Ausgabe (69.–76. T.); Hauffs Märchen (5.–8. T.); Schaeffer, Parzival (4.–6. T.); Shakespeare, Hamlet (6.–9. T.).

Von William Butler Yeats, dem in diesem Jahre der Nobelpreis für Literatur zugefallen ist, haben wir, worauf wir noch aufmerksam machen möchten, im Jahre 1916 einen Band Erzählungen und Essays, übertragen und eingeleitet von Friedrich Eckstein, herausgegeben.

DAS INSELSCHIFF



EINE ZEITSCHRIFT

FÜR

DIE FREUNDE

DES INSEL-VERLAGS

★ OSTERN 1924 ★

INHALT

Diesem Heft liegt ein Prospekt über den „Born Judas“ bei.

Für den Inhalt verantwortlich: Karl Weisser, Leipzig
Druck von Poeschel & Trepte, Leipzig

DAS
INSELSCHIFF
*
EINE
ZEITSCHRIFT
FÜNFTER JAHRGANG / ZWEITES HEFT
OSTERN 1924
*

Millionen beschäftigen sich, daß die Gattung bestehe;
Aber durch wenige nur pflanzet die Menschheit sich fort.
Tausend Keime zerstreuet der Herbst, doch bringet kaum einer
Früchte; zum Element kehren die meisten zurück.
Aber entfaltet sich auch nur einer — einer allein streut
Eine lebendige Welt ewiger Bildungen aus. Schiller.

GOETHE
GEDICHT
1771 oder 1772 in Frankfurt geschrieben

EIN zärtlich jugendlicher Kummer
Führt mich ins öde Feld; es liegt
In einem stillen Morgenschlummer
Die Mutter Erde. Rauschend wiegt
Ein kalter Wind die starren Äste. Schauernd
Tönt er die Melodie zu meinem Lied voll Schmerz.
Und die Natur ist ängstlich still und trauernd,
Doch hoffnungsvoller als mein Herz.

Denn sieh, bald gaukelt dir, mit Rosenkränzen
In runder Hand, du Sonnengott, das Zwillingspaar
Mit offnem blauen Aug, mit krausem goldnen Haar
In deiner Laufbahn dir entgegen. Und zu Tänzen

Auf neuen Wiesen schickt
Der Jüngling sich und schmückt
Den Hut mit Bändern, und das Mädchen pflückt
Die Veilchen aus dem jungen Gras, und bückend sieht
Sie heimlich nach dem Busen, sieht mit Seelenfreude
Entfalteter und reizender ihn heute,
Als er vorm Jahr am Maienfest geblüht;
Und fühlt und hofft.
Gott segne mir den Mann
In seinem Garten dort! Wie zeitig fängt er an,
Ein lockres Bett dem Samen zu bereiten!
Kaum riß der März das Schneegewand
Dem Winter von den hagern Seiten,
Der stürmend floh und hinter sich aufs Land
Den Nebelschleier warf, der Fluß und Au
Und Berg in kaltes Grau
Versteckt, da geht er ohne Säumen,
Die Seele voll von Ernteträumen,
Und sät und hofft.

* * *

HEINRICH SEUSE

DES DIENERS LEBEN

Wie er sich mit der Ewigen Weisheit geistig vermählte

EINES Tages las man ihm bei Tisch von der Weisheit vor, wodurch sein Herz zutiefst bewegt wurde. Da dachte er: „Wahrlich, es muß sein, sie muß ganz mein Lieb sein, ich will ihr Diener sein!" — Und wieder dachte er: „Ach Gott, könnte ich doch dies Lieb nur einmal sehen, könnte ich nur einmal ein Wort mit ihr reden! Ach, wie mag das Lieb aussehen, das so viel lustreiche Dinge in sich verborgen hält!

Ist es Gott oder Mensch, Frau oder Mann, Kunst oder Weisheit, oder was mag es sein?"

Und soweit er sie in den ausgelegten Sinnbildern der Schrift mit den inneren Augen sehen konnte, zeigte sie sich ihm also: Sie schwebte hoch über ihm auf einem Wolkenthrone, sie leuchtete wie der Morgenstern und brannte wie die glühende Sonne; ihre Krone war Ewigkeit, ihr Gewand war Seligkeit, ihre Worte Süßigkeit, ihre Umarmung aller Lust Stillung. Sie war fern und nah, hoch und nieder; sie war gegenwärtig und doch verborgen. Sie ließ mit sich umgehn, und doch konnte sie niemand greifen. Sie ragte über den obersten Gipfel des höchsten Himmels und rührte an den tiefsten Schlund des Abgrundes; sie zerspreitete sich gewaltig von Ende zu Ende und versöhnte alle Dinge in holder Ordnung. Wenn er jetzt glaubte eine schöne Jungfrau zu haben, plötzlich fand er einen stolzen Jüngling. Manchmal gab sie sich wie eine weise Meisterin, manchmal sah sie ihn an wie eine waldfrische Geliebte. Sie beugte sich lieblich zu ihm nieder und grüßte ihn lächelnd und sprach gütig zu ihm: „Praebe, fili, cor tuum mihi! Gib mir dein Herz, mein Kind!" Er neigte sich zu ihren Füßen und dankte ihr herzlich aus demütiger Seele. — Dies ward ihm damals gegeben, und mehr konnte ihm damals nicht zuteil werden.

Später gewöhnlich, wenn er so umherging, versunken in Gedanken an die Allerlieblichste, da tat er eine innerliche Frage und fragte sein liebesuchendes Herz: „Ach, mein Herz! sieh, woraus fließt Liebe und alle Holdseligkeit? Woher kommt alle Zartheit, Schönheit, Herzenslust und Lieblichkeit? Kommt nicht alles aus dem quellenden Urquell der bloßen Gottheit? Wohlan denn, Herz und Sinn und Gemüt, hinab in den unergründlichen Abgrund aller lieblichen Dinge! Wer will mir nun wehren? Ach, ich umfange dich heute so, wie mein brennendes Herz es begehrt!" Und dann quoll es in seine Seele

hinein, wie der ursprüngliche Ausfluß alles Guten, in dem er geistig alles fand, was schön, lieblich und begehrenswert war; alles war da in unaussprechlicher Weise.

Hierdurch kam er in eine Gewohnheit, daß, wenn er Loblieder singen oder süßes Saitenspiel erklingen oder von vergänglicher Liebe singen und sagen hörte, ihm Herz und Gemüt plötzlich entführt wurde durch einen weltabgeschiedenen Blick in sein lieblichstes Lieb, aus dem alle Liebe fließt. Wie oft das minnigliche Lieb mit liebeweinenden Augen, mit weit geöffnetem übertiefen Herzen umfangen und in das minnereiche Herz lieblich gedrückt ward, das wäre nicht zu sagen. Ihn erfaßte es dabei oft so, wie wenn eine Mutter ihr saugendes Kindlein in ihren Armen auf dem Schoße liegen hat: wie dieses mit seinem Haupte und den Bewegungen seines Körperleins sich zur kosenden Mutter emporstreckt und seines Herzens Freude zeigt durch lachendes Spiel, so streckte sich sein Herz oft aus dem Leibe empor zu lustreichem Zusammensein mit der Ewigen Weisheit in seliger Durchflutung. Und durch solche Betrachtung wurde sein Antlitz so fröhlich, seine Augen so gütig, sein Herz jubilierte, und alle seine inneren Sinne sangen: „Super salutem . . ., über allem Glück, über aller Schönheit, du meines Herzens Glück und Schönheit; denn Glück ist mir mit dir gefolgt, und alles Gut habe ich in dir und mit dir besessen!"

Wie er den minniglichen Namen Jesu auf sein Herz zeichnete

In denselben Zeiten wurde ein unmäßiges Feuer in seine Seele gesandt, das sein Herz in göttlicher Liebe ganz inbrünstig machte.

Eines Tages, als er es in sich fühlte und göttliche Liebe in ihm aufloderte, da ging er in seine Zelle an seine heimliche Liebesstätte und kam in eine liebliche Betrachtung und sprach:

„Ach, zarter Gott, könnte ich doch irgendein Liebeszeichen erdenken, das ein ewiges Liebeszeichen zwischen mir und dir und eine Urkunde wäre dafür, daß ich dein und du meines Herzens ewige Liebe bist, eine Urkunde, die kein Vergessen jemals mehr vertilgen könnte!"

In dieser inbrünstigen Glut warf er vorne sein Schulterkleid zurück, entblößte seine Brust und nahm einen Griffel in die Hand, sah sein Herz an und sprach: „Ach, gewaltiger Gott, nun gib mir heute Kraft und Macht, mein Verlangen zu vollbringen; denn du mußt heute in den Grund meines Herzens geschmolzen werden." Und er fing an, stach mit dem Griffel in das Fleisch über dem Herzen und stach so hin und her und auf und ab, bis er den Namen IHS recht auf sein Herz gezeichnet hatte. Von den scharfen Stichen floß das Blut reichlich aus dem Fleische und rann über den Leib hinab in die Brust. Das war im Feuer der Liebe eine so liebliche Augenweide, daß er der Schmerzen nicht viel achtete.

Als er dies getan, ging er so versehrt und blutig aus der Zelle auf die Kanzel unter den Gekreuzigten und kniete nieder und sprach: „Ei ja, mein Herr und meines Herzens einzige Liebe, nun schau her auf meines Herzens große Begierde! Herr, ich kann und kann dich nicht tiefer in mich drücken; o weh, Herr, ich bitte dich, daß du es vollbringest, daß du dich nun tiefer in den Grund meines Herzens drückest und deinen heiligen Namen also in mich zeichnest, daß du niemals mehr aus meinem Herzen scheidest."

So liebeswund ging er lange Zeit, bis er, ich weiß nicht wie lange danach, genas; und der Name IHS blieb gerade auf dem Herzen stehen, so wie er begehrt hatte; die Buchstaben waren wohl so breit wie die Breite eines glatten Halmes und so lang wie ein Glied des kleinen Fingers. Er trug den Namen so auf seinem Herzen bis an seinen Tod, und so oft sich das Herz bewegte, so oft ward der Name bewegt. Im An-

fang war er gar wohl zu sehen. Er trug ihn aber so heimlich, daß ihn nie ein Mensch sah; außer einem seiner Freunde, dem zeigte er ihn in frommer Vertrautheit.

Wenn dann später etwas Widerwärtiges an ihn kam, sah er nur das minnigliche Liebeszeichen an, und die Widerwärtigkeit wurde ihm desto leichter. Seine Seele sprach manchmal in einem Liebeskosen: „Herr, sieh, die Liebenden dieser Welt zeichnen ihre Liebe auf ihr Gewand; ach, mein Lieb, so hab ich dich in das frische Blut meines Herzens gezeichnet."

Von Kasteiung des Leibes

Er hatte in seiner Jugend eine gar lebensfrohe Natur. Als die sich zu fühlen begann und er merkte, daß er mit sich selbst überladen war, war es ihm bitter und schwer.

Er versuchte manche List und große Buße, um so den Leib dem Geiste untertänig zu machen. Ein härenes Hemd und eine eiserne Kette trug er wer weiß wie lange, bis das Blut wie aus dem Brunnen von ihm floß und er es ablegen mußte.

Er ließ sich heimlich ein härenes Unterkleid machen und in das Unterkleid Riemen; da waren hundertfünfzig spitze Nägel eingeschlagen, aus Messing und scharf gefeilt, und dieser Nägel Spitzen waren alle gegen das Fleisch gekehrt. Er machte das Kleid besonders eng und reihte es vorne zusammen, damit es sich desto näher an den Leib fügte und die spitzigen Nägel in das Fleisch drangen; auch machte er es nur so lang, daß es ihm bis an das Leibesgrüblein reichte; darin schlief er des Nachts.

Im Sommer, wenn es heiß war und er vom Gehen recht müd und krank geworden war, oder wenn man ihm zu Ader gelassen hatte und er dann so in den Qualen gefangen war und ihn das Ungeziefer peinigte, lag er manchmal, wimmerte und wehklagte in sich hinein und wand sich vor Nöten um und um, wie ein Wurm, wenn man ihn mit spitzigen Nadeln

sticht. Ihm war oft, als läge er in einem Ameisenhaufen, so bedrängte ihn das Ungeziefer; denn hätte er gern geschlafen oder war er manchmal eingeschlafen, so saugten sie und bissen ihn um die Wette. Er sprach manchmal zu Gott aus vollem Herzen: „O weh, zarter Gott, welch ein Sterben ist dies! Wen die Mörder oder starke Tiere töten, der kommt geschwind davon; so aber liege ich hier unter diesem widerwärtigen Ziefer und sterbe und kann doch nicht ganz sterben."

Und doch wurden die Nächte im Winter nimmer so lang noch der Sommer so heiß, daß er davon abließ.

Und damit er in dieser Marter sich desto weniger Linderung verschaffen könne, erdachte er noch etwas: Er band sich ein Stück Gürtel um die Kehle und machte mit Bändern zwei lederne Ringe daran; da steckte er seine Hände hinein, schloß die Arme so mit zwei Anhängeschlössern ein und legte die Schlüssel vor das Bett auf ein Brett, bis er zur Mette aufstand und sich selber aufschloß. Seine Arme waren so in den Banden beiderseits an die Kehle emporgespannt, und er hatte die Bande so gesichert, daß, wäre auch die Zelle über ihm abgebrannt, er sich selber nicht hätte helfen können. Dies trieb er, bis ihm die Hände und Arme stark zitterig wurden von dem Ausspannen; da erdachte er ein andres.

Er ließ sich zwei lederne Handschuhe machen, wie sie die Arbeiter zu tragen pflegen, wenn sie Dornen ausrupfen, und ließ sich von einem Spengler daran messingne spitzige Stiftlein um und um machen; und diese Handschuhe legte er des Nachts an. Er tat das, damit ihn die Stifte in den Leib stächen, wenn er im Schlafe das härene Unterkleid von sich werfen oder sonstwie gegen die nagende Pein, die ihm das Ungeziefer antat, sich selbst helfen wollte; und das geschah auch.

Diese marternde Übung trieb er wohl sechzehn Jahre. Als dann seine Adern und seine Natur erkaltet und verwüstet waren, erschien in einem Gesichte am Pfingsttage ein himm-

lisches Gesinde und verkündete ihm, Gott wolle es nicht länger von ihm haben. Da ließ er davon ab und warf alles in ein fließendes Wasser.

Wie er sich den Trank am Munde abbrach

Er fing einst die wehtuende Übung an, daß er sich nur ein ganz kleines Maß von Getränk erlaubte; und damit er desto weniger über dieses Maß hinausgehen könne, daheim oder draußen, verschaffte er sich ein Krüglein vom gleichen Ausmaße und trug es bei sich, wenn er ausging. Bei großem Durste gestattete er sich nur ein Kühlen des dürren Mundes, wie wenn man einen Fieberkranken in seiner Hitze labt.

Lange Zeit trank er keinen Tropfen Wein, außer am Ostertage, dem hohen Tage zu Ehren. Wenn er manchmal so durstig war und in seiner Strenge den Durst weder mit Wasser noch mit Wein löschen wollte und dann recht jämmerlich zu Gott aufsah, wurde ihm von Gott innerlich also geantwortet: „Betrachte du, wie ich durstig in Todesnot dahing und mich mit einem Tröpflein Essig und Galle begnügte; und es waren doch alle kühlen Brunnen des Erdreichs mein eigen!“

Es geschah einst vor Weihnachten, daß er sich den Tag hindurch allen Trank entzog, so übel ihn auch dürstete; nur des Morgens bei Tisch gestattete er sich ein Tröpflein, aber dann dürstete ihn nicht. Wenn es aber zu nachten begann, dürstete ihn so heiß, daß seine ganze Natur nach einem Schluck Wasser rang; doch er zwang alles nieder mit manch bitteren Schmerzen. Der Mund wurde ihm innen und außen so dürr wie einem Kranken, der an der Pest darniederliegt. Es wurde ihm die Zunge schrundig, daß sie danach mehr als ein Jahr lang nicht verheilen konnte. Wenn er bei der Komplet so durstig dastand und man das Weihwasser nach Gewohnheit herumgab, tat er mit Begierde den dürren Mund auf und gähnte weit dem Sprengwedel entgegen, in der Hoffnung, es

möchte ihm ein kleines Tröpflein Wasser auf seine dürre Zunge fallen, daß sie davon doch ein wenig gekühlt würde.

Wenn er dann bei der Kollazion[1] oder mittags bei Tisch trotz seines Durstes den Wein wegschob, hob er manchmal seine Augen auf und sprach: „O weh, himmlischer Vater, nimm hin als Opfer meines Herzblutes diesen kühlen Trank und tränke dein Kind damit in dem Durste, in dem es lechzend am Kreuze in Todesnot hing."

Manchmal neigte er sich in seinem großen Durste über den Brunnen, sah das klingende Wasser an in dem Zinnkesselein und blickte dann auf zu Gott mit herzlichem Seufzen. Manchmal, wenn es ihn so recht überwand, sprach er tief aus Herzensgrund: „O weh, ewiges Gut, über deine verborgenen Gerichte! Daß mir der breite Bodensee so nah ist und der lautere Rhein rings mich umfließt und daß mir ein einziger Trunk Wasser so teuer ist, welch ein Jammer ist das!"

Dies zog sich hin bis auf die Zeit, wo man das Evangelium liest, wie unser Herr Wasser in Wein verwandelte.[2] Da saß er denselben Sonntag abends mit Jammer bei Tisch, denn ihm schmeckte das Essen nicht bei dem großen Durste. Als man den Tischsegen gelesen, eilte er geschwind in seine Kapelle, denn er konnte sich vor der Übergewalt des Leidens nicht mehr halten, und die Qual brach aus ihm hervor und floß in bitteren Tränen dahin. Da war ihm in seinem Innersten, als spräche, ich weiß nicht was, in seiner Seele: „Hab guten Mut, Gott will dich bald erfreuen und trösten; nicht weine, tapferer Ritter, gehab dich wohl!" Diese Worte erfreuten sein Herz wer weiß wie, daß er aufhörte und nicht mehr recht weinen mochte, aber auch vor Schmerzen nicht recht fröhlich sein konnte; doch während ihm die Tränen

[1] Abenderfrischung während der Fastenzeit (im Dominikanerorden vom 14. September bis Ostern, ausgenommen die Sonntage), wobei vorgelesen oder ein Vortrag gehalten wurde und getrunken, aber nicht gegessen werden durfte.

[2] D. i. bis zum zweiten Sonntag nach Dreikönig.

herabfielen, zwang ihn etwas Innerliches, zu lachen in Erwartung eines künftigen göttlichen Abenteuers, das ihm bald von Gott werden sollte.

Und es geschah denn auch kurz danach, daß in einem Gesichte eine himmlische Frauengestalt vor ihm stand und zu ihm sprach: „Ich bin es, die Mutter, und da dich so heiß dürstet, will ich aus Erbarmen dich tränken.“ Da sprach er ganz schüchtern zu ihr: „Ach, reine Frau, du hast doch nichts in der Hand, womit du mich tränken könntest.“ Da antwortete sie und sprach: „Ich will dich mit dem heilbringenden Tranke tränken, der von meinem Herzen fließt!“ Da erschrak er, daß er nicht antworten konnte, weil er sich für dessen unwürdig erkannte. Darauf sprach sie gar gütig zu ihm: „Weil sich der himmlische Hort Jesus so lieblich in dein Herz gesenkt und es dein dürrer Mund so sauer erstritten hat, soll es dir zu besonderem Troste von mir gewähret werden. Es ist nicht ein leiblicher Trank, es ist ein heilbringender, geistlicher Trank wahrer Lauterkeit.“ Also ließ er es geschehen und dachte bei sich: „Nun kannst du einmal recht genug trinken und deinen großen Durst wohl löschen!“ Als er vom himmlischen Tranke wohl getrunken hatte, blieb ihm etwas im Munde, wie ein ganz kleines weiches Knöllchen; das war weiß, wie einst das Himmelsbrot der Juden. Das behielt er wer weiß wie lange im Munde als ein Zeugnis der Wahrheit.

Kurz zuvor war er über Feld gegangen, und auf einem schmalen Stege war ihm eine arme ehrbare Frau entgegengekommen. Als diese Frau ihm nahte, wich er vor ihr vom trocknen Wege ab, trat daneben in die Nässe und ließ sie vorbeigehen. Die Frau wandte sich um und sprach: „Lieber Herr, was meinet Ihr damit, daß Ihr, ehrbarer Herr und Priester, mir armen Frau so demütiglich ausweichet, während doch ich vielmehr Euch hätte ausweichen sollen?“ Da sprach er: „Ei, liebe Frau, meine Gewohnheit ist, daß ich allen Frauen

gerne Anstand und Ehre erweise aus Liebe zur zarten Gottesmutter vom Himmelreich." Sie hob ihre Augen und ihre Hände gen Himmel und sprach: „Nun bitte ich dieselbe ehrwürdige Frau, daß Ihr von dieser Welt nimmer scheidet, es sei Euch denn zuvor eine besondere Gnade von ihr gewährt, die Ihr in uns Frauen allen ehret!" Er sprach: „Dazu helfe mir die reine Frau vom Himmelreich!"

Womit Gott in der Zeit einem leidenden Menschen sein Leiden lohnet

Am fröhlichen Ostertage war dem Diener einst gar frei und froh zumute, und er saß so nach Gewohnheit in seiner Ruhe. Da begehrte er von Gott zu wissen, was für Lohn die Menschen in dieser Zeit von Gott empfangen könnten, die um seinetwillen viel gelitten hätten.

Da erleuchtete ihn Gott in einer Entsunkenheit also: „Drei besondere Gaben will ich ihnen geben; die sind so edel, daß sie niemand genug schätzen kann.

„Eine ist: Ich will ihnen Wunschesgewalt im Himmel und auf Erden geben, daß alles, was sie immer wünschen, geschieht.

„Die andre: Ich will ihnen meinen göttlichen Frieden geben, den nicht Engel, nicht Teufel, kein Mensch und keine Kreatur ihnen nehmen kann.

„Die dritte ist: Ich will sie so innig küssen und so minnig umfangen, daß ich sie und sie ich und wir zwei ein einiges Eins immerdar und ewiglich bleiben sollen. Und da langes Warten unruhigen Herzen weh tut, so soll diese Liebe nicht einen einzigen Augenblick lang für jenes zeitlose Stündlein gespart werden, sondern sie soll jetzt anfangen und ewig genießen, soweit es denn die sterbliche Menschheit, jeder nach seinen Kräften, minder oder mehr ertragen kann."

Dieser glückseligen Botschaft freute sich der Diener, und als er zu sich kam, sprang er auf und lachte innig, daß es in der Kapelle, darin er war, laut widerhallte, und er sprach fröhlich zu sich selbst: „Wer gelitten hat, der trete vor und klage! Weiß Gott, ich widerspreche wohl mir selbst; mich dünkt, ich hätte nie auf Erden gelitten; ich weiß nicht, was Leiden ist, ich weiß aber wohl, was Wonne und Freude ist; Wunschesgewalt ist mir gegeben, die manch verirrtes Herz entbehren muß. Was will ich mehr?"

Danach ward er innerlich also belehrt: „Siehe, allen Menschen, die es recht erfaßt bei jenem Durchbruch, den ein Mensch zuvörderst erzwingen muß, indem er seinem Selbst und allen Dingen entsinkt, allen diesen — es sind ihrer nicht viele — vergehen Seele und Sinn so völlig in Gott, daß sie, ich weiß nicht wie, um sich selbst nichts anderes wissen, als sich und alle Dinge in ihrem ersten Ursprunge zu erkennen. Und darum haben sie so sehr Lust und Wohlgefallen an jedem Dinge, das Gott tut, als ob es Gott nie gesehen und angerührt, sondern ihnen gegeben hätte, es nach ihrem Sinne auszuwirken. Und auf diese Weise gewinnen sie Wunschgewalt in sich selbst, denn ihnen dient Himmel und Erde, und ihnen sind alle Kreaturen gehorsam, indem jede tut, was sie tut, und läßt, was sie läßt. Und solche Menschen empfinden niemals von Herzen Leid; — das nämlich heiße ich Leid und Leiden von Herzen, wovon der Wille mit wohlbedachter Einsicht erlöst sein möchte. — Denn nach dem Äußern zu reden, empfinden sie gewiß Wohl und Weh wie andre Leute auch, und es dringt bei ihnen manchmal noch tiefer als bei andern, wegen ihrer entgrobten Zartheit, es hat aber keine Stätte des Bleibens in ihnen, und so stehen sie nach außen fest und bewahrt vor Leidenschaft. Sie werden hier, soweit es möglich ist, durch den Untergang ihrer Selbstheit in Gott übersetzt, so daß ihre Freude in allen Dingen ganz und stetig wird; denn in dem

göttlichen Wesen, in das ihre Herzen vergangen sind, wenn es sie nur recht erfaßte, hat Leid keine Stätte, noch Trübsal, sondern nur Frieden und Freude. So viel dich nun die eigne Schwachheit zur Sünde hinzieht, durch die dann gerechterweise Leid und Trübsal über einen jeden Menschen kommen, der sie übt, so viel gebricht dir auch noch an dieser Seligkeit; wenn du aber die Sünde meidest und dabei aus dir selbst herausgehst und in das vergehst, in dem du weder Leid noch Schmerz haben kannst, weil dir ja Leid nicht mehr Leid und Leiden nicht mehr Leiden ist, sondern alle Dinge ein lauterer Friede sind, so ist dir in Wahrheit Heil widerfahren. Und mit dem allem hat sich der eigne Wille verloren, denn sie werden mit einem lechzenden Durste aus sich selbst heraus zum Willen Gottes und zu seiner Gerechtigkeit hingetrieben; und der Wille Gottes schmeckt ihnen so wohl, und sie trinken so viel Erquickung daraus, daß alles, was Gott über sie verhängt, sie so fröhlich macht, daß sie nichts anderes wollen und begehren.

„Siehe, Gott ist eine über allem schwebende Ursache, die einem jeden Dinge innerlicher und gegenwärtiger ist, als das Ding sich selbst sein kann, und wider dessen Willen kein Ding geschehen noch bestehen kann. Darum muß denen weh sein, die alle Zeit wider Gottes Willen streben und ihren eignen Willen gern großfütterten, wenn sie nur könnten; die haben Frieden wie in der Hölle, denn sie sind allzeit in Trübsal und Traurigkeit. Einem losgelösten Geiste dagegen reden Gott und Friede alle Zeit gegenwärtig aus den widerwärtigen wie aus den wohlgefallenden Dingen, da er es wahrlich ist, der alles tut, der alles ist; wie kann ihnen dann der Anblick des Leidens schwer sein, da sie Gott darin sehen, Gott finden, Gottes Willen leben und um ihren Willen nicht wissen. Ich will schweigen von all dem lichtreichen Troste und der himmlischen Lust, womit Gott im verborgenen seine leidenden Freunde oft stützt. Diese Menschen sind ganz wie im Himmel:

was mit ihnen geschieht oder nicht geschieht, was Gott in all seinen Kreaturen tut oder nicht tut, das frommt ihnen alles zum Besten. Und also wird dem Menschen, der recht leiden kann, ein Teil seines Leides in der Zeit gelohnt; denn er gewinnt Frieden und Freude aus allen Dingen, und nach dem Tode folgt ihm das ewige Leben."

Amen.

Aus der vor kurzem im „Dom" erschienenen Ausgabe der „Deutschen Schriften", ausgewählt und übertragen von Anton Gabele.

* * *

GEORG MUNK

DIE WEIDENMUTTER

ALS der große Krieg geendet, der König gefangen, das Heer geschlagen und über das verwüstete Land zerstreut war, zog ein Soldat den Strom entlang auf der Suche nach Haus und Brot. Wo seine Heimat lag, war ihm nicht bewußt. Als er noch ein Knabe war, hatte eine Horde sein Dorf überfallen und geplündert, den Vater hatten sie erschlagen, die Mutter verschleppt, er hatte etliche Tage zwischen den brennenden Trümmern mit Hunden und Katzen irrend verbracht, dann war er in seinem scheckigen Röcklein einem neuen Trupp nachgelaufen, der den Weg zu dem großen Walde hinritt. Etliche schlugen nach ihm, doch einer ergriff ihn, setzte ihn vor sich aufs Pferd, gab ihm von seinem Essen, deckte ihn des Nachts mit einem Zipfel seines Mantels und wies ihm, die Tiere zu warten, Reisigfeuer anzumachen und Wasser zu suchen. Das lernte er schnell, wurde gelitten und blieb unter den Soldaten. Er wuchs im Lager groß, Jahrzehnte gingen hin, und die Kriegsflamme erlosch nicht, er bekam Pferd und Sold, hatte manches Land gesehn und ein Stück seines Lebens auf den Schlachtfeldern ausgeblutet. Seine Name war ihm entfallen, er

hatte deren einige, mit denen die Soldaten ihn nach Witz und Laune riefen. Mit wenig Gut im Beutel zog er nun die Straße, und sein Ziel hieß Ungefähr.

Haus und Feld hatten sich ihm geboten, ausgestorbne Hütten im Dorf, leere Gehöfte am Hügel, doch nichts hatte bislang ihm das Herz zur Rast gezwungen, zumal seine Hände, in fruchtbarer Arbeit unerfahren, das Gebot der nackten Erde scheuten. Er hatte mit dem Strom durch Felsenge sich gezwängt, an Klöstern gebettelt, durch Wälder an Brotkrusten und bittern Beeren sich gehungert. Jetzt trat altes Fruchtland ans Ufer, dürftig bestellt oder brach unter Unkraut und Dorn. Noch siedelte in ruinengleichen Höfen altes Bauernvolk, Landstreicher hatten in den verlaßnen Hütten sich seßhaft gemacht.

Am Mittag hatte er eben ein Dorf hinter sich; ganz fern, wo Fluß und Himmel ihre Bläue einten, stiegen Türme einer Stadt auf, waldige Berge drängten von Süd und Nord gegen den Strom. Matt vom Brand der Frühjahrssonne stand der Mann still. Hier hatte das Wasser, fast zum See geweitet, eine Bucht ins Land gezogen. Ein kleines Haus lag nah daran, im Schilf morschte am Pfahl verpflockt ein großer Kahn, Netzwerk hing faulend in Fetzen vom Dach. Einen Steinwurf entfernt, dicht am Wasser, griff mit nacktem, glühendem Geäst ein Weidenbaum flammenschlagend ins Blau.

Der Mann warf sich über die Schwelle, die Tür wich in den Angeln, hinter ihr gähnte der Raum. Er schob sein Ränzel unters Genick und erlag der Mittagswärme.

Als er erwachte, stand die Weide in Schleiern, die vom Fluß aufzogen, die Luft bleichte, der Stein war kalt, die Tür klaffte wie ein schwarzer Rachen. Er trat ins Haus. Karges Gerät umstand die Feuerstelle, lahmer Tisch und hinkender Stuhl. Dürres Moos häufte sich in einer Ecke zum Lager. Er warf sich hin und zog den durchlöcherten Mantel über sich.

Tür und Fenster standen der Nacht auf, blaufunkelnd schaute sie herein, schwellend rollte der Strom.

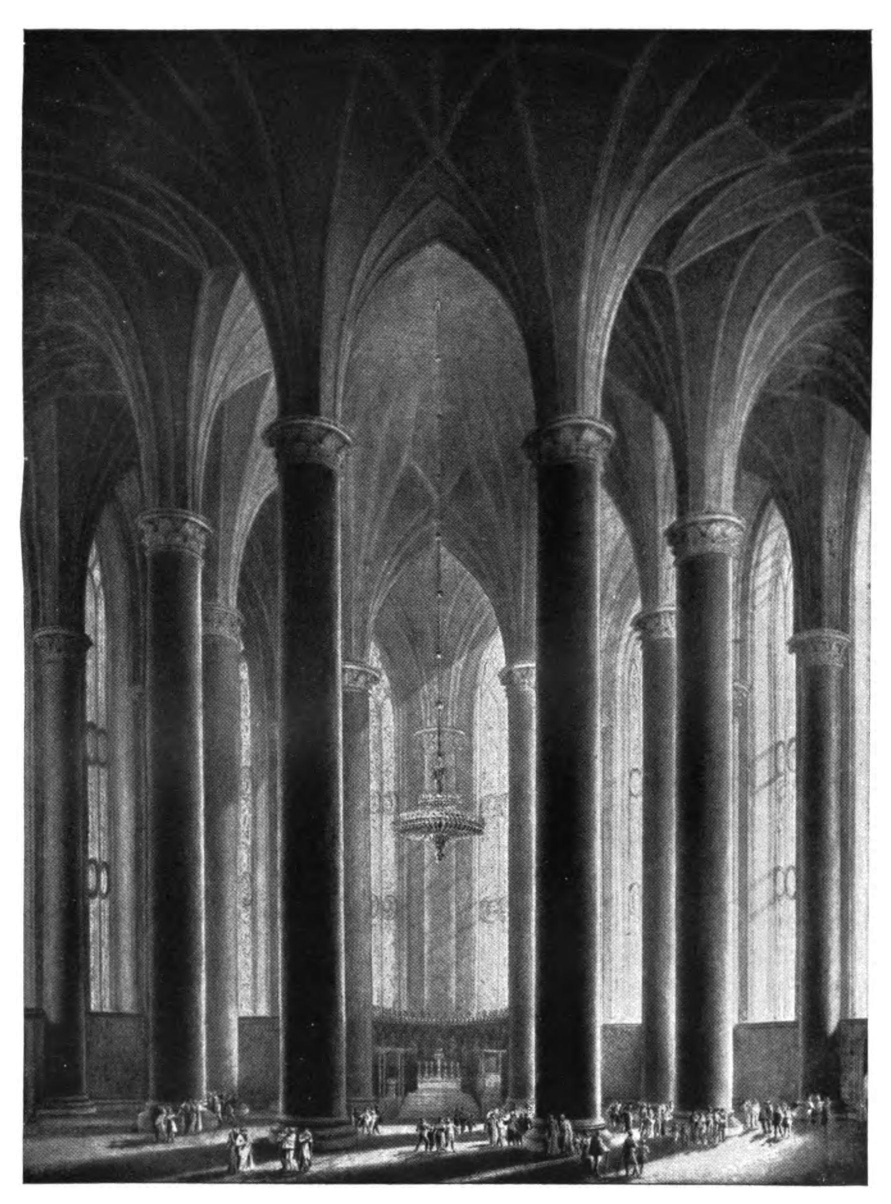
Am nächsten Morgen erwachte der Mann als ein Behauster. Es fand sich Werkzeug, den Kahn zu dichten; Garn, die Netze zu flicken, hing noch an der Wand.

Bald kamen Leute aus Dorf und Stadt, das Wasser an bequemer Stelle zu queren, und wurden des Fährmanns froh. Mit Frucht und Münze gaben sie ihm Entgelt, nahmen seine Fische mit nach der Stadt und tauschten ihm Wollgewand und Leinen dafür. Neues Hausgerät zimmerte er sich; so war er unvermutet bald für sein geringes Bedürfen wohl bestellt.

Eines Mittags, als er von einer Stromfahrt kehrend den Kahn anlegte, sah er unter dem Weidenbaum, die Hände ins Geäst verschränkt, ein Mädchen. Schmal und rauh, schien sie den Frauen der Gegend wenig ähnlich. Er trat näher, stand Aug in Aug mit der Fremden, frug, ob er sie über den Strom setzen solle. Sie schüttelte den Kopf, daß die Flechten flogen, die halboffnen Augen blitzten grausilbern ihn aus den Winkeln an. Als er Herkunft und Ziel erfahren wollte, wich sie wortkarg aus. Auf einiges Drängen gab sie Bescheid, daß sie einsam in der Nähe hause. Da Krieg und Seuchen allen Halt von Haus und Sippe gesprengt hatten, schien ihm dies nicht wunderlich.

Augenblicks war er von dem Wesen groß eingenommen. Ängstlich, sie zu verscheuchen, und doch zag, sich zu entfernen, nahm er den Spaten und grub das Land um die Hütte, das er mit jungem Dorngesträuch vom Waldrand sich zum Garten umgrenzt hatte. Immer wieder umfaßte er sie mit heimlichem Blick. Sie hatte die Arme um den Weidenstamm gelegt und sah lässig der Arbeit zu. Später entglitt sie ohne Laut und Spur.

Anderntags zur Mittagstunde fand er sie halb hängend,



Karl Friedrich Schinkel: Entwurf zur Kirche der „Residenz"

halb liegend ins Geäst verflochten, ihre nackten Füße spielten im Wasser.

Weder sah er sie kommen noch gehen, doch um die glühende mittägliche Stunde war sie Tag um Tag unter der Weide, ihre Scheu schwand, sie fand Worte und lächelte ihm zu. Nur wenn er sie um ihre Herkunft bedrängte, wurde sie schweigsam. Dann kam ihn Furcht an, sie könnte in die flirrende Luft hinschwinden und er hätte kein Teil mehr an ihr, darum verhielt er sich bald die Fragen.

Er reinigte sein Haus, machte neues zierliches Gerät, pflanzte blühend Gewächs in den Garten, tauschte schmuckeres Gewand gegen die Beute aus Wasser und Wald.

Im Mittsommer saß die Fremde traulich lange Stunden mit ihm am Ufer. Einmal trat sie im sinkenden Licht an seiner Seite über die Schwelle und wohnte fortan mit ihm.

Woher sie ihm zugekommen war, blieb ihm verhohlen. Den Leuten wich sie aus und barg sich hinter ihren Wänden, doch war ihm bald bewußt, daß aus Dorf und Stadt sie keiner kannte, denn die sie flüchtig wahrnahmen, meinten, er habe sie aus der Ferne nach sich gezogen. Er ließ die Meinung unter den Leuten bestehn.

In den langen Dämmerzeiten des Winters bedrückte es ihn zuweilen, daß die Frau nur mit ihrer Gegenwart ihm zugehöre. In dem kaum gebrochnen Ring der Nächte, wenn der Strom unter seinem Eisgrab klagte, schlichen Zweifel aus der Schwärze und nagten das Herz des Mannes an. Sah er aber dann des Morgens beim Öllicht die Frau im engen Raum so frei sich regen, so reinlich schaffen, und die Arbeit schlüpfte ihr aus den Händen, jede Speise geriet ihr wohl, jedes Nadelwerk wuchs lieblich unter ihren Fingern, da ging ein großes Freudenlicht in seiner Brust auf. Zuweilen wieder war das Leben mit dem Weibe hier am Strom ihm wie ein allzusüßer Traum, aus dem zu erwachen er schmerzlich bangte, wie einst,

wenn freundliche Nachtgesichte auf freiem Feld ihn genarrt hatten, und halbwach schon hatte er sich wieder in sie zurückgestohlen, um nicht allzubald am erloschnen Lagerfeuer mit steifen Gliedern in den Tag zu treten.

Zur Zeit, da ihre Gemeinsamkeit sich jährte, sollte das Dritte sich ihnen gesellen. Als der Mann eines Abends von einem Gang, den er nach der Stadt getan und der nachtsüber ihn dort festgehalten hatte, heimwandernd nach der letzten Wegkehre seine Hütte sah, schien ihm, sie stünde in Flammen und gleich ihr brannten Weidenbaum und Strom, ja, lohte der Himmel über ihr. Er rannte, daß er meinte, das Herz müsse ihm aus dem Halse springen; doch da er vor der Tür anhielt, war alles erloschen, der Tag bleich, und über der Weide stand der frühe Stern. Drinnen lag neben dem Weibe ein Kind, braun wie die Mutter, zart und lichtäugig. Alles war rein und friedsam. Er ließ sich neben der Lagerstätte zur Erde nieder und schränkte stumm die harten Finger ineinander.

Das Weib hob sich nächsten Tags vom Lager als eine Genesene. Unter ihren Händen wuchs das Knäblein und schuf ihnen geringe Last.

Als das zweite Jahr voll war und der Mann in seinem Glücksleben schon Ruhe gewonnen hatte, erwachte er einmal zur Sommernacht, als eben eine Gestalt sich von seiner Seite löste, aufhob, durch die Hütte geschloßnen Fußes zur Tür schwebte — die sprang ohne Zutun auf, obwohl der hölzerne Riegel vorlag —, durch das Gärtchen zum Strom nieder sich bewegte, ohne Laut, leicht wie Nebelgeweb. Im Schein des vollen Monds sah er durch die offne Tür auf dem Plan das Frauenbild dem Baum zugleiten, mit Armen ihn umfangen und in ihm vergehn.

Mit schwerem Stöhnen griff der Mann sich an Aug und Stirn, dann nach dem Weib ihm zur Seite. Er fühlte sie starr und reglos wie Holz, das Haupt hintübergelegt, den Mund halb-

offen. Er beugte sich über sie, kein Atemwehn, schien ihm, ging aus ihr hervor.

Ein Wirbelwind, wie er gegen das Ende der Nacht den Morgen heraufführt, schloß die offne Tür, der Mann vermochte aus seiner Starre sich aufzurichten und spürte, wie Atemwärme von der Gesellin herwehte. Der Schlaf überkam ihn jählings, und als er am lichten Morgen zu sich kam und die Frau in ihrem Gleichmaß schon an der Hantierung sah, schämte er sich der nächtlichen Wirrnis und schwieg. In der kommenden Nacht aber hatte er das gleiche Gesicht. Am Tag verließ er zeitig das Haus, um seine Verstörung in die Wildnis zu tragen.

Spät kehrte er heim, mied das Auge der Frau, warf sich aufs Lager, willens, die Nacht zu durchwachen. Doch wurde er seinem Vorsatz entgegen vom Schlaf überfallen. Mittnachts wachte er auf und sah im grellen Mond das Leben seines Weibes zum Baum ziehen. Er riß sich hoch, griff die Axt aus der Ecke, sprang gegen den Strom hinunter, hieb das Beil in den Weidenstamm, hieb, hieb wieder, Aufruhr seines Geblüts schlug mit schwarzer Trübung seine Augen. Wars sein Blut, das rauschte, wars der empörte Strom? Wer schrie den niegehörten Schrei, der die Nacht zerschnitt? War es der Baum, der jetzt unter seinen Hieben zusammenbrach, war er es selbst? Woher das rote Harz, das aus dem Geäder der Weide quoll? Er warf die Axt von sich und entstürzte zum Wald.

Am hellen Morgen schlich er sich heim, nüchtern vom Bad im Fluß. Er trat ans Bett, das Weib zu rufen. Das Weib lag tot, wie abgemäht, hart, schmal, geneigten Haupts. Wie welkes Laub knisterte das fahle Haar, als ers mit blödem Finger hob, sie dreinzuhüllen.

Am Abend halfen Männer, die nach der Fähre begehrten, ihm, die Tote in die Erde zu legen.

Als er sich, das Lager meidend, spät auf die nackte Erde

warf, kroch das Knäblein leis weinend an seine Seite. Wie ers von der Mutter gesehn, hegte er das Kind mit seinen ungeschlachten Händen, allein es gelang ihm nicht, es zu besänftigen, es wimmerte und wand sich.

Tag um Tag sah ers verfallen, das Weinen sägte ihm durchs Mark, da kam ihm in den Sinn, er wolle dem Kind ein Bettlein bauen, da es der Mutterwärme entbehre. Er ging und machte aus dem gefällten Weidenstamm eine Wiege, brachte sie unter das Dach und legte den Knaben drein. Der wurde still, lag heimlich befriedet wie im Mutterleib, aß, wuchs, gedieh, spielte und war dem Vater keine Sorge.

Dem Manne war das rechte Leben ausgedorrt, wie an einer Krücke schlich er an seinem Tagewerk durch die Tage hin, das Haar hing ihm wirr und grau über die Augen.

Der Knabe umsprang ihn braun und gelenk wie ein Tierlein.

Eines Abends saß der Mann am Ufer und flickte sein Netz mit verdroßnem Finger. Der Knabe setzte sich ihm zur Seite und schnitt sich eine Flöte aus einem Weidenschoß, wie der Stumpf sie zahlreich trieb. Er hob die Pfeife an die Lippen und brachte mit Mund und Fingern sie zum Tönen, als hätte ers oft geübt.

Beim ersten Laut ließ der Vater die Hände sinken, bot das Ohr hin und vernahm, wie aus der Pfeife mit holder Stimme die Mutter zum Kind redete.

* * *

CAROLINE
BRIEFE AN SCHELLING

I

[Januar 1801]

DER Mareschino ist gekommen, ich muß Dir nur gleich Bericht davon erstatten. Eine Flasche war zerbrochen, ich aber dankte Gott wie der Optimist, daß sie nicht alle zerbrochen

waren, ich hatte mich schon darauf vorbereitet. Denn, dachte ich, wer wird sie packen? wenn es der Freund selbst thut, so sind sie geliefert. Dieser Bruch möchte nun wohl am packen nicht so sehr liegen, obwohl man etwas andres dazu hätte nehmen müssen als eine Schachtel. Das Glas ist sehr dünn.

Schick mir nur das Journal, wenns noch nicht geschehn ist. Ich will es recht studiren, obwohl wenig immer bey mir mehr thut als viel. Was Du mir geschrieben von der Pflanze, die das Wasser, vom thierischen Organismus, der das Eisen, und von der Vernunft des Menschen, die alles zerlegt, das beschäftigt mich Tag und Nacht. Wenn ich nicht schlafen kann und mir nicht erlauben will zu träumen, so denke ich mir jene wunderbare und doch so natürliche Stuffenfolge und suche davon zu begreifen was in meiner Gewalt steht. Was zerlegt nun unsre Vernunft? Werden wir es nicht selbst einmal thun? O werde mir auch noch darüber ein Prophet.

Ich sehe es klar, wie sich Deine Nachzeichnung der dichtenden Natur von selbst zu einem herrlichen Gedicht ordnen wird. Du entsinnst Dich des kleinen Gedichtes von Goethe, wo Amor die Landschaft mahlt, er mahlt sie nicht, er zieht nur den Schleyer von dem, was ist, und dann kommt Ein Punkt, wo die Sonnenstrahlen so hell wieder glänzen, — ja so wird Dein Genius die Liebe werden, die alles belebt. — Ich verdenke Dir es ganz und gar nicht, daß Du auch mit mir nicht über das Nähere reden magst, Du mußt es doch ganz allein vollenden. Ich würde selbst nichts im voraus mittheilen können, wenn ich in Deiner Stelle wäre, und wenn ich Dich darum gebeten habe — man bittet oft in Einer Stunde etwas, was man in einer andern anders einsieht.

Wenn Du mir nur einen Übergang machen köntest von meinen Hölen und Bergeshöhn zu Deiner Philosophie, nehmlich einen gründlichen, denn übrigens ist mir nichts leichter als gleich da zu stehen, wo die Vernunft — sich selber faßt.

Alles, was Du mir — in Briefen — geschrieben hast, habe ich recht gut zu fassen geglaubt, und es wäre doch ganz vortreflich, wenn Du das ausführtest, wovon Du lezthin sprachst: eine Darstellung, die Du Dir dächtest an mich zu richten. Fange also nur immer damit an. Jetzt wird es noch recht natürlich werden. — Sehr glücklich wird es mich machen, wenn ich nur etwas von der Art begreife, wie Fichte sein System ändert. Sieh nur, wir haben als ausgemacht angenommen, Fichte stünde still — ja doch! wie die Sonne im Thal Gideon oder wie es heißt. Ich liebe diese Überraschungen ... [Bogenende.]

2

[Jan./Febr. 1801?]

[Anfang fehlt.] Damit habe ich Dir mein Geheimniß ausgesprochen, Du mußt es nicht misbrauchen, mein Herzensfreund. Du mußt redlich versuchen, ob Du mich entbehren kannst, aber traue Dir langsam darüber. Wir gehören einander an, wir sollten innig Eins seyn. Habe ich Dir je mistraut, Du meine Seele? Warum denn Du mir?

Du wirst mich fragen, ob mir denn der Ausgang gleichgültig ist? Ja, muß ich antworten, und wenn die süße Liebe mich auch zurückhalten will. Ich bin meines unzerstörbaren Glücks, wie meines unheilbaren Unglücks gewiß. Das ist mein Vorrecht.

Und nun laß uns uns wieder in unsre bisherige Stille begeben, Du hast mich so oft schon Entzücken in ihr über Dich empfinden lassen. Ja, erheitre mich mit Deinen Bestrebungen und Gedanken. Liebe mich, ich knie vor Dir nieder in Gedanken und bitte Dich darum.

Der Genius, der mich leiten wird, das ist Dein Genius. Er wird gewiß gut seyn.

Du nimmst es doch nicht übel, daß ich die Einlage einlege? Ich hatte es Wilhelm angeboten. Er ist mit 3 Akten des Shakesp. fertig und macht nun einen Aufsaz über Bürger, den

Dichter, in die kritische Sammlung.[1] Ohne Frost kann er nicht reisen, wenn Friedrich auch ungehalten würde; der bezeugt indessen nichts davon. Ich habe seine lezten Briefe alle gelesen, auch den heutigen an ihn. Sollte er in seinen Verhältnissen das Herz haben Wilhelm abgeneigt zu seyn? tant pis pour lui.[2]

Englischer lieber Freund, leb wohl, ich umarme Dich, so fest, so treu, so voll Liebe und guten Geistes, Du kanst nicht unempfindlich dagegen bleiben.

3

13. Februar 1801

Hardenberg ist von seinem Vater nach Weißenfels abgeholt worden, fast hofnungslos, Petzold hat ihn aufgegeben. Die Ernsten [Charlotte] stellt sich noch die Möglichkeit der Rettung vor, und ich selbst kann nicht ganz daran verzweifeln. Fünf Tage hat er auf der Reise zugebracht, ist aber doch glücklich angelangt, seine arme Braut begleitete ihn. Ich kann mir wohl vorstellen, daß Dir Hardenberg nicht wohl will; Du hast ihm Deine Abneigung auch deutlich genug gezeigt.[3] Er wird mir auch gram seyn, und uns beyden einen um des andern willen, dazu wird man ihn schon gestimmt haben. Wir können ihm nicht helfen, wenn ihm Gott nur hilft, es sey zum gesunden Leben, oder zum freudigen Tode. Ich kann ihn nicht beklagen, wenn er dahin ist. Er hat die Schranken gebrochen.

Warum bist Du nur so traurig? ich möchte Dir ganz kindisch sagen: ich bin es ja nicht. Ich bin es nicht anders, als ich es ewig seyn muß, und Dein Trost ist der meinige. Unser Kind weicht mir keinen Augenblick von der Seite, ich kenne kein

---

[1] „Charakteristiken und Kritiken“ von Wilhelm und Friedrich Schlegel.

[2] Wilhelm gedachte erst nach Jena zu gehen, reiste dann aber direkt nach Berlin.

[3] Schelling urteilte über Novalis' wie über Friedrich Schlegels Philosophieren, es sei: „Frivolität gegen die Gegenstände, an allen herumzuriechen, ohne einen zu durchdringen.“

Vergessen, ob ich äußerlich schon lebe wie ein Andrer. Ja, Du weißt es, liebe Auguste, wie Du bey Tage und bey Nacht vor Deiner armen Mutter stehst, die kaum mehr arm zu nennen ist, denn sie blickt Dich mehr mit Entzücken als mit Jammer an, die Klage über den herben bittern Tod hat keine Dolche und zerreißenden Schmerzen mehr, ich kann lächeln, freundlich mich beschäftigen, aber ich lebe und bewege mich immer nur in Dir, mein süßes Kind — ach störe mich nicht in meinen sanften Trauren, lieber Schelling, dadurch daß ich bitterlich über Dich weinen muß. Das sollte nicht sein. Hättest Du Dir vorzuwerfen, dann ich tausendmal mehr; aber Gott weiß, es will nicht Raum in meiner Seele finden und haften. Ich habe Dich geliebt — es war kein frevelhafter Scherz, das spricht mich frey, dünkt mich.

Im Frühjahr sehe ich Dich ganz gewiß. Anstalten sind wenig zu machen. Unser ehemaliges Haus bleibt mir offen, ich möchte es freylich ungern bewohnen, und ich sagte Dir schon einmal von dem kleinen Gartenhause am Paradiese; es wäre groß genug für mich. Du möchtest das immerhin miethen.

Ich halte mich zurück Dir viel über Deinen schmerzlichen Brief zu sagen — wir können es mit Worten nicht überwinden.

Gestern sah ich im Schauspiel Louis Buonaparte, der von Berlin zurückkomt, also hab ich nun etwas von diesem edlen Blut mit Augen erblickt.

Lieber, ich las in diesen Tagen den Tancred wieder im Boccaz [Decamerone IV 1], bei Gelegenheit von Bürgers Lenardo und Blandine, das eine so unwürdige Parodie davon ist. So viele Thränen hab ich darüber vergossen, wie Gismonda auf das Herz ihres Geliebten herabströmt, eben um diese Zeit war es, daß Auguste die Erzählung zu übersetzen anfing — ich habe mir vorgenommen sie zu vollenden, und so lange daran zu arbeiten, bis sie möglichst gelungen, und das Original

wieder giebt in seiner Grosheit. Wie liebte mein Kind diese Erzählung — sie war doch recht ein tiefes Gemüth.

Adieu, mein lieber lieber Schelling. Erquicke mich durch ein freudigeres Herz.

4

[Februar 1801]

Was Du mir für allerliebste Sachen schreibst! Und mehr wie allerliebst, denn, mein Freund, über Deine neuesten Offenbarungen bin ich entzückt, und wenn ich sie je ganz fassen könnte, so würde es mich ordentlich glücklich machen. Aber ich vermuthe sehr, Du wirst noch über meine jetzigen Anstrengungen lachen, wenn es zur Untersuchung kommt und Du Wunder denkst, wie viel sich von Deinen Ideen auf meine Kenntnisse wird fortbauen lassen — und dann fällt die ganze Herrlichkeit wie ein Kartenhaus zusammen! Vors erste bring ich es gewiß allein weiter als wie mit Dir, denn da giebts immer Zerstreuungen. Ich lobe mir einen Lehrer, den ich nicht sehe und nicht höre, der nicht ungeduldig wird, wenn ich ihn nicht gleich verstehe, vor dem ich mich auch deswegen nicht schäme. Du scheinst es ebenfalls ohne mich weiter zu bringen.

5

[Februar 1801]

Mein lieber Freund, und ich nenne Dich so mit Liebe, vielleicht bin ich wirklich schwer zu einer Entscheidung zu bringen, allein ich habe sie noch stets gefaßt, ehe es zu spät war, und mich unverrückt an ihr gehalten. Ich sage nicht heut — ich will das thun — und morgen — ich will ein andres, und jedesmal so zuversichtlich, als wenn es ewig gelten würde — nein, es mahlt sich wohl sehr deutlich in meinen Äußerungen, daß ich nicht weiß, was ich thun soll — bis der Moment komt. Der ist da, und ich bitte Dich, nimm es so an.

Ich scheide nicht von Dir, mein Alles auf Erden, das Mittel,

das die Seele ergreift, um sich der Entweihung des Bundes zu entziehn, stellt alles her, ihn selbst in seiner ganzen Schöne und die Zärtlichkeit, die ihn unterhält.

Ich bin die Deinige, ich liebe, ich achte Dich — ich habe keine Stunde gehabt, wo ich nicht an Dich geglaubt hätte, es sind Umstände gewesen, die Deinen Glauben an mich trübten, es wird nun heller werden. Ich sehe Dich wieder, vermuthlich so bald, als ich mir kürzlich vorstellte. Als Deine Mutter begrüße ich Dich, keine Errinnrung soll uns zerrütten. Du bist nun meines Kindes Bruder, ich gebe Dir diesen heiligen Seegen. Es ist fortan ein Verbrechen, wenn wir uns etwas anders seyn wollten.

Meinen süßen Freund bitte ich innig um ein endliches Verstehen mit seiner Caroline, ich beschwöre ihn mir nicht die lezte Hoffnung zu nehmen.

Ich bete zu Gott, daß er diese Blätter segnen wolle.

6

[1801]

Eine Weile war ich zweifelhaft, ob Du mir heute schriebest, und dachte, wenn nicht, so will ich mich nicht betrüben, besser nicht diesmal, als etwas, das Dich schmerzt bey Deinem vollen Herzen. Du hast mir nun geschrieben, und freylich Gram und Liebe gehäuft. Doch stille. O ich bitte Dich, nimm mich an Deine Brust und tröste mich.

Ja, ich habe ein Verbrechen begangen, da ich mich der Liebe überließ, aber, was ihr Fesseln anlegte, war und ist heilig, und nicht ein Mangel an freyer Gesinnung und nicht eine Halbheit der Liebe. Willst Du mir nie verzeihen, daß die unwiederstehliche Neigung zu Dir sie durchbrach? Nichts ist unheilbar für Seelen wie die unsrigen, und ich war kühn, aber nicht frevelhaft. Vergieb mir.

Du siehst doch wohl, daß ich nicht auf die Art von unbe-

kannten Umständen abhängig war, Gott weiß, ich wartete auf nichts als auf seine Eingebung. Das liegt am Tage. Du veranlaßtest sie selbst durch die Bewegung, in die ich gerathen mußte.

Weise nun Deine Caroline nicht zurück. Überdenke alles, mein Daseyn liegt in Deiner Hand. Verwirre mich nicht, fühle, daß ich Dich liebe, daß Du meine einzige Freude bist.

Dein Besuch hat mich wie Dich selber erquickt. Wenn ich ihn sehe, so werde ich mir nicht verbieten können ihm zu danken.

O Liebe, dir vertrau ich ganz und gar,
Beschleun'ge dieses süße Widersehn
Und heil' das Übel, das du selbst erschufst.

Ich hab es schon auswendig gelernt. O Schelling, liebe mich, vertraue.

Aus dem Buche „Carolinens Leben in ihren Briefen", von dem die zweite Auflage vor kurzem erschienen ist.

* * *

HANS CAROSSA

DER ALTE BRUNNEN

LÖSCH aus dein Licht und schlaf! Das immer wache
Geplätscher nur des alten Brunnens tönt.
Wer aber Gast war unter meinem Dache,
hat sich stets bald an diesen Ton gewöhnt.

Zwar kann es einmal sein, wenn du schon mitten
im Traum bist, daß Unruhe geht ums Haus,
der Kies beim Brunnen knirscht von harten Tritten,
das helle Plätschern setzt auf einmal aus,

und du erwachst, — dann mußt du nicht erschrecken!
Die Sterne stehn vollzählig überm Land,
und nur ein Wandrer trat ans Marmorbecken,
der schöpft vom Brunnen mit der hohlen Hand.

Er geht gleich weiter. Und nun rauschts wie immer ...
O freue dich! Du bleibst nicht einsam hier.
Viel Wandrer gehn sich müd im Sternenschimmer,
und mancher noch ist auf dem Weg zu dir.

* * *

KANT-AUSSPRÜCHE

Zum 22. April 1924

WENN es irgendeine Wissenschaft gibt, die der Mensch wirklich bedarf, so ist es die, welche ich lehre, die Stelle geziemend zu erfüllen, welche dem Menschen in der Schöpfung angewiesen ist und aus der er lernen kann, was man sein muß, um ein Mensch zu sein.

*

Ich bin selbst aus Neigung ein Forscher. Ich fühle den ganzen Durst nach Erkenntnis und die begierige Unruhe, darin weiterzukommen, oder auch die Zufriedenheit bei jedem Fortschritte. Es war eine Zeit, da ich glaubte, dieses alles könnte die Ehre der Menschheit machen, und ich verachtete den Pöbel, der von nichts weiß. Rousseau hat mich zurechtgebracht. Dieser verblendete Vorzug verschwindet; ich lerne die Menschen ehren und würde mich viel unnützer finden als die gemeinen Arbeiter, wenn ich nicht glaubte, daß diese Betrachtung allen übrigen einen Wert geben könne, die Rechte der Menschheit herzustellen.

*

Man schätzt manchen viel zu hoch, als daß man ihn lieben könnte. Er flößt Bewunderung ein; aber er ist zu weit über uns, als daß wir mit der Vertraulichkeit der Liebe uns ihm zu nähern getrauen.

*

Es ist schon ein großer und nötiger Beweis der Klugheit und Einsicht, zu wissen, was man vernünftigerweise fragen solle.

Denn wenn die Frage an sich ungereimt ist und unnötige Antworten verlangt, so hat sie, außer der Beschämung dessen, der sie aufwirft, bisweilen noch den Nachteil, den unbehutsamen Anhörer derselben zu ungereimten Antworten zu verleiten und den belachenswerten Anblick zu geben, daß einer (wie die Alten sagten) den Bock melkt, der andere ein Sieb unterhält.

*

Die bloße Polyhistorie ist eine zyklopische Gelehrsamkeit, der ein Auge fehlt, — das Auge der Philosophie.

*

Ich merke nur an, daß es gar nichts Ungewöhnliches sei, sowohl im gemeinen Gespräche als in Schriften, durch die Vergleichung der Gedanken, welche ein Verfasser über seinen Gegenstand äußert, ihn sogar besser zu verstehen, als er sich selbst verstand, indem er seinen Begriff nicht genugsam bestimmte und dadurch bisweilen seiner eigenen Absicht entgegen redete oder auch dachte.

*

Die, so niemals selbst denken, besitzen dennoch die Scharfsichtigkeit, alles, nachdem es ihnen gezeigt worden, in demjenigen, was sonst schon gesagt worden, aufzuspähen, wo es doch vorher niemand sehen konnte.

*

Freunde des Menschengeschlechts und dessen, was ihm am heiligsten ist! Nehmt an, was euch nach sorgfältiger und aufrichtiger Prüfung am glaubwürdigsten scheint, es mögen nun Fakta, es mögen Vernunftgründe sein. Nur streitet der Vernunft nicht das, was sie zum höchsten Gut auf Erden macht, nämlich das Vorrecht ab, der letzte Probierstein der Wahrheit zu sein.

*

Unser Zeitalter ist das eigentliche Zeitalter der Kritik, der sich alles unterwerfen muß. Religion, durch ihre Heiligkeit,

und Gesetzgebung, durch ihre Majestät, wollen sich gemeiniglich derselben entziehen. Aber alsdann erregen sie gerechten Verdacht wider sich und können auf unverstellte Achtung nicht Anspruch machen, die die Vernunft nur demjenigen bewilligt, was ihre freie und öffentliche Prüfung hat aushalten können.

*

Aufklärung ist der Ausgang des Menschen aus seiner selbstverschuldeten Unmündigkeit. Unmündigkeit ist das Unvermögen, sich seines Verstandes ohne Leitung eines anderen zu bedienen. Selbstverschuldet ist diese Unmündigkeit, wenn die Ursache derselben nicht am Mangel des Verstandes, sondern der Entschließung und des Mutes liegt, sich seiner ohne Leitung eines anderen zu bedienen. Sapere aude! Habe Mut, dich deines eigenen Verstandes zu bedienen! ist also der Wahlspruch der Aufklärung.

*

In Betracht der Natur gibt uns Erfahrung die Regel an die Hand und ist der Quell der Wahrheit; in Ansehung der sittlichen Gesetze aber ist Erfahrung (leider!) die Mutter des Scheins, und es ist höchst verwerflich, die Gesetze über das, was ich tun soll, von demjenigen herzunehmen oder dadurch einschränken zu wollen, was getan wird.

*

Es gibt gar keine unmittelbare Neigung zu moralisch bösen Handlungen, wohl aber eine unmittelbare zu guten.

*

Es ist überall nichts in der Welt, ja überhaupt auch außerhalb derselben zu denken möglich, was ohne Einschränkung für gut könnte gehalten werden, als allein ein guter Wille.

*

Handle so, daß die Maxime deines Willens jederzeit zugleich als Prinzip einer allgemeinen Gesetzgebung gelten könne.

Die Kunst kann nur schön genannt werden, wenn wir uns bewußt sind, sie sei Kunst, und sie uns doch als Natur aussieht.

*

Schöne Kunst ist nur als Produkt des Genies möglich.

*

Genie ist das Talent (Naturgabe), welches der Kunst die Regel gibt. Da das Talent, als angeborenes produktives Vermögen des Künstlers, selbst zur Natur gehört, so könnte man sich auch so ausdrücken: Genie ist die angeborene Gemütsanlage, durch welche die Natur der Kunst die Regel gibt.

*

Was wider die gefühl- und affektvolle Schreibart am meisten dient, ist, daß diejenigen, welche darin am meisten schimmern, am leersten an Gefühl und Affekt sind, so wie Akteurs, die gut tragische Rollen spielen. Die enthusiastischen Autoren sind oft die leichtsinnigsten, die grausen Dichter die an sich lustigsten, und Young oder Richardson Leute von nicht dem besten Charakter. Das Sentiment ist bescheiden und respektiert die Regel, und Behutsamkeit scheut sich vor dem Äußersten und ist sittsam. Es ist mit den Affektbewegungen wie mit den Indianern, die sich durchkneten lassen und alsdann eine angenehme Mattigkeit fühlen.

*

Ich muß den Rousseau so lange lesen, bis mich die Schönheit des Ausdrucks gar nicht mehr stört, und dann kann ich allererst ihn mit Vernunft übersehen.

*

Im Grunde ist wohl alle Philosophie prosaisch; und ein Vorschlag, jetzt wiederum poetisch zu philosophieren, möchte so wohl aufgenommen werden als der für den Kaufmann: seine Handelsbücher künftig nicht in Prosa, sondern in Versen zu schreiben.

*

Nur derjenige kann etwas auf eine populäre Weise vortragen, der es auch gründlicher vortragen könnte.

*

Erziehung ist das größte Problem, und das schwerste, was dem Menschen kann aufgegeben werden.

*

Es ist von der größten Wichtigkeit, daß Kinder arbeiten lernen. Der Mensch ist das einzige Tier, das arbeiten muß.

*

Kann wohl etwas verkehrter sein, als den Kindern, die kaum in diese Welt treten, gleich von der andern etwas vorzureden?

*

Diejenigen, welche aus der Tugendlehre eine Lehre der Frömmigkeit machen, machen aus dem Teile ein Ganzes; denn die Frömmigkeit ist nur eine Art von Tugend.

*

Alles, was außer dem guten Lebenswandel der Mensch noch tun zu können vermeint, um Gott wohlgefällig zu werden, ist bloßer Religionswahn und Afterdienst Gottes.

*

Zwei Dinge erfüllen das Gemüt mit immer neuer und zunehmender Bewunderung und Ehrfurcht, je öfter und anhaltender sich das Nachdenken damit beschäftigt: der bestirnte Himmel über mir und das moralische Gesetz in mir.

*

Wir sind im hohen Grade durch Kunst und Wissenschaft kultiviert. Wir sind zivilisiert bis zum Überlästigen, zu allerlei gesellschaftlicher Artigkeit und Anständigkeit. Aber uns schon für moralisiert zu halten, daran fehlt noch sehr viel.

*

Ich gestehe, daß ich mich in den Ausdruck, dessen sich auch wohl kluge Männer bedienen, nicht wohl finden kann: ein gewisses Volk (was in der Bearbeitung einer gesetzlichen Frei-

heit begriffen ist) ist zur Freiheit nicht reif; die Leibeigenen eines Gutseigentümers sind zur Freiheit noch nicht reif; und so auch, die Menschen überhaupt sind zur Glaubensfreiheit noch nicht reif. Nach einer solchen Voraussetzung aber wird die Freiheit nie eintreten; denn man kann zu dieser nicht reifen, wenn man nicht zuvor in Freiheit gesetzt worden ist.

*

Wenn es Pflicht, wenn zugleich gegründete Hoffnung da ist, den Zustand eines öffentlichen Rechts, obgleich nur in einer ins Unendliche fortschreitenden Annäherung, wirklich zu machen, so ist der ewige Friede, der auf die bisher fälschlich so genannten Friedensschlüsse (eigentlich Waffenstillstände) folgt, keine leere Idee, sondern eine Aufgabe, die nach und nach aufgelöst, ihrem Ziele (weil die Zeiten, in denen gleiche Fortschritte geschehen, hoffentlich immer kürzer werden) beständig näher kommt.

* * *

ADALBERT STIFTER

DIE KARWOCHE IM ALTEN WIEN

Es ist eine eigentümlich melancholisch sanfte Erinnerung, wenn ich nur den Namen dieser Woche nennen höre; ein Stück meiner Heimat und Kindheit, ein liebes reines feierliches Stück derselben kömmt mit dem Namen zurück. Selbst die Jahreszeit, in welche dieses Fest fällt, wirkt mit, um den Eindruck hervorzubringen, den es macht. Auf den Feldern, die meinen Geburtsort umgaben, war der Schnee bereits weg, aber sie lagen noch naß und schwarz vor der Sonne; die Luft war schon mild und blau, aber die Bäume standen noch mit dem schwarzen laublosen Gitter in derselben; die Wiesen begannen sachte zu grünen, und an dem Bache und an den Wasserfäden der Wiesengräben liefen bereits dunklere grüne Säume mit der Knospe oder gar schon der Blüte der Butter-

blume, welche Blume bei uns zu Hause den schönen Namen Osterblume führt — die ganze Frühlingssehnsucht, in allen Wesen, besonders aber in Kinderherzen lebendig, schlug bereits in heller Lohe auf: da kam noch die Karwoche dazu, diese magische Woche voll religiöser Feier und Gefühle, voll Mysterien und Geheimnisse, die mit zauberhafter Gewalt auf die jungen Herzen wirken. — Schon am Palmsonntage begann sie in unserer Kirche mit einem Walde aller möglichen Zweige, die Kätzchen tragen, welche Kätzchen man dort Palmen nennt, wahrscheinlich, weil man durch die Zweige jene Palmen repräsentiert, die einst dem einziehenden Heilande gestreut wurden — die Landleute der umliegenden Dörfer hatten den Wald in die Kirche gebracht, und fast jeder Mann hielt einen Palmenstamm empor, den er schlank und zierlich aus trockenem Fichtenholze geschnitzt hatte, und an dessen Spitze sich ein dichter Busch von Palmen, d. h. von jenen Kätzchenzweigen ausbreitete, untermischt mit dem dunkeln Grün der Tannen, die dem Ganzen eine düstere ernste Feier gaben, namentlich, wenn der sanfte blaue Weihrauch der Kirche durch ihre Zweige quoll, und über den Wipfeln die ruhigen Orgeltöne hinschwammen. Dann kam der Montag, und die Vorbereitungen begannen zu dem traurig feierlichen Feste. Die Altäre waren von oben bis unten mit Schwarz behängt; statt der wehenden Fahnen der Zünfte standen die nackten Stangen empor; ein emsiges Hämmern und Sägen hörte man des Nachmittags aus der Kirche — ein Gerüste erhob sich — ungewöhnliche feierliche Kirchengebräuche geschahen in den Vormittagen, dann hörte jedes Glockenläuten, selbst das Schlagen der Uhren auf, was auf mein Kinderherz den Eindruck der tiefsten Trauer machte, in der Kirche aber stand das schwarze Grab mit seinen flimmernden Lampen von düsterem Rot und Grün und Blau, und die andächtige Menge kniete davor, in tiefer lautloser Stille betend, und in tiefer lautloser Stille knieten

auch die zwei Kirchendiener als Wächter bei dem heiligen Grabe — so groß ist die Macht der dem Menschen angebornen Religionsweihe, daß mir als Kinde, wenn ich in jenen Tagen nur kaum erst die Schwelle der Kirche betreten hatte, schon die Schauer der Ehrfurcht ins Herz kamen, und daß ich mit tiefster Andacht und Zerknirschung vor dem heiligen Grabe kniete, das, obwohl von Menschenhänden gemacht, nun nicht mehr Holz und Leinwand war, sondern das bedeutete, was vor zweitausend Jahren als das Geheimnis der Erlösung geschah und seither in der Seele der Menschen fortwirkte. Dann lösete sich gemach die Trauer: als Vorbote kamen schon Samstags vormittag die Glocken, ihr Ton war so erfreuend und noch Erfreulicheres kündend. Abends war das Fest der Auferstehung. Sonnenhell war es in der Kirche von hundert funkelnden Kerzen; erhabene Musik rauschte, und die Menschen waren geputzt, um jenes Ereignis zu feiern, das als das größte Wunder, als der Grund des Glaubens anerkannt wurde, die Auferstehung. So freudenreich ist dies Ereignis, daß bei uns die fromme Sage geht, die Sonne gehe am Ostersonntage nicht wie gewöhnlich auf, sondern hüpfe dreimal freudig empor. Jeden Ostersonntag wollte ich das Wunder ansehen, aber jedesmal verschlief ich es — und als ich so groß gewachsen war, daß ich es nicht mehr verschlief, da glaubte ich es nicht mehr. Des andern Tages beim Hochamte leuchteten alle Altäre, hingen die Zunftfahnen in schwerer Seide herab, wallte der Weihrauch, ertönte die Musik, und am Altare klangen die feierlichen Hymnen, und freudig ging ich aus der Kirche, daß die Trauer so zum Jubel geworden, aber auch traurig, daß die schöne Woche vorüber ist, und nun eine Reihe ordinärer Tage folge.

Was ich auch seitdem geirrt und gesucht, wie ich gestrebt, wie ich errungen und verloren, wie ich glücklich und unglücklich war, was sich auch immer geändert: jenes tiefe religiöse

Gefühl für diese bedeutungsvollste Woche der Christenheit hat mich nicht verlassen, und immer ist mir die Karwoche die heiligste feierlichste Zeit geblieben. Als ich nach Wien kam und ein Bewohner der großen Stadt wurde und die erste Karwoche erlebte, da berührte es mich freilich unangenehm, daß es hier so ganz anders sei, als es seit meiner Kindheit in meinem Herzen nachdämmerte — ich hatte nämlich den Eindruck meiner Kindheit hier verloren und den hiesigen, wenn er von allen Unwesentlichkeiten entkleidet wurde, noch nicht gewonnen. Ich konnte eben damals von den Unwesentlichkeiten nicht absehen und glaubte, das Fest werde von ihnen gestört. So meinte ich z. B., alle Buden und Kaufgewölbe müßten in jener Woche geschlossen sein, weil auch in meinem Geburtsorte jede knechtliche Arbeit in derselben ruhte; hier aber drängte sich die kirchliche Feier und die industriöse Bestrebung für mein Auge zu hart aneinander. Ferner in meiner Heimatkirche kniete alles vor dem Grabe oder stand andächtig davor oder saß betend in den Stühlen; hier aber erlebte ich, daß Gruppen in der Kirche herumgingen und bloß neugierig alles anschauten, daß man ein- und ausging wie in einer andern Halle, daß draußen dem Kirchtore vorbei die Wägen rasselten, ja daß Leute bei dem einen Kirchtore herein, bei dem andern hinausgingen, ohne sich weiter aufzuhalten, daß man miteinander sprach und sich die Kritik über die kirchliche Anordnung zuflüsterte, und daß man endlich von einer Kirche zur andern, von einem Grabe zum andern ging, bloß um die hier übliche Gewohnheit des Gräberbesuchens mitzumachen. Es berührte mich, wie ich sagte, unangenehm — „wo ist hier die heilige, die tiefe, die stille Feier deiner Kindheit?“ rief es in mir, und ich war so entrüstet, daß ich durch mehrere Jahre meines ersten hiesigen Aufenthalts in dieser Woche gar nicht ausging, um sie nicht profanieren zu sehen. Aber wie die Gewalt der Dinge langsam, jedoch sicher wirkt, so geschah es auch,

daß, als ich wieder einmal die Feier der Karwoche besuchte, dieselbe auf ganz andere Weise in meine Augen fiel als sonst. Ich hatte eben in der Zeit Hauptstadtaugen bekommen; die Einseitigkeit und die harte Intoleranz des Provinz-, ja eigentlich des Waldbewohners hatte sich abgestreift; ich hatte Menschen achten gelernt in dem, was sie sind, und nicht sogleich verachten in dem, was sie nicht sind, ja auch die nicht gänzlich wegzuwerfen, die nichts sind (gleichsam der leere Raum zwischen den Weltkörpern), wenn sie nur nicht positiv etwas werden, nämlich Zerstörer an der sittlichen Welt — darum erkannte ich, daß der heilige Ernst der Kirchenfeier gerade in der Hauptstadt hart neben dem Bestreben der Industrie und neben dem Leichtsinne des Müßigganges bestehen müsse, ja, daß gerade dieses harte Nebeneinanderstehen etwas Tragisches habe und ein eindringliches Bild des Lebens sei, dem festen Herzen zeigend, wie hoch das, was immer und allzeit an der Menschheit das Heilige war, über dem Treiben und Genießen des Tages stehe, wenn dieser Zwiespalt auch das idyllisch weiche Gemüt beleidigt.

So steht denn auch in Wien in keiner Zeit des Jahres dieser Gegensatz schroffer da als gerade in der Karwoche. In allen Kirchen beginnt die Feier dieser heiligen Zeit, und in vielen Herzen aufrichtig und ernstlich mit — dann aber gibt es viele andere, die das Fest mitbegehen, weil es einmal so ist; sie denken eben nichts Gutes und Schlechtes, nur zuweilen sind sie gerührt — endlich kommen die, denen es Gelegenheit zu Schaugepränge wird, und die da kommen, um zu sehen und gesehen zu werden: immer aber ist es noch ein Herüberwehen jenes Geistes aus einer einstigen schöneren tieferen religiöseren Zeit, das die Menschen gerade dieser Tage gleichsam zu einer Feier im großen auf die Gassen und Plätze treibt, um sich da zu ergehen und das allgemeine Gepränge zu heben — wenngleich jener Geist nur in dem tieferen Herzen noch fühlbar

ist, indes er die Massen herausführt, ohne daß sie von ihm wissen; denn bei wie vielen mag es bloß darum sein, daß sie herausgehen, weil es so Sitte ist, und bei wie vielen sind es noch schlechtere Motive, die sie regieren, wie es ja bei einem Zusammensein so vieler Menschen nicht anders denklich ist.

Dem äußern Anblick nach ist die Sache so: Wenn die Zeremonien in den vielen Kirchen Wiens beginnen, so bemerkt man schon ein regeres Wandeln auf der Gasse, und ausgezeichnetere Anzüge als zu jeder andern Zeit, vollends aber erkennbar wird es erst dann, wenn die Gräber aufgebaut stehen, und die Andacht zu denselben beginnt. Da sieht man ganze Familien, ehrbar angezogen, über die Gasse schreiten; Menschen, die das ganze Jahr nicht in die Stadt hereinkommen, verlassen ihre Wohnung in der entfernten Vorstadt, um ein oder das andere heilige Grab in der Stadt zu besuchen, zu dem sie schon von alters her eine besondere Andacht hegen; manche hohe Dame steigt vor der Kirche aus ihrem Wagen und läßt sich von ihrem Diener das schwerbeschlagene oder in Samt gebundene Gebetbuch reichen; eine Versammlung von Kutschen wartet auf ihre Herrschaften vor der Kirchtüre; Neuvermählte gehen zum ersten Male heuer, ihren Gräberbesuch zu machen, manche Mütter mit ihren Töchtern, manche einsame Matrone geht aus ihrer Wohnung, um ihre Andacht zu verrichten, wobei es Sitte ist, daß man nicht etwa nur ein einziges oder zwei Gräber besuche, sondern in der Regel werden alle in der eigentlichen Stadt befindlichen nach der Reihe besucht, so daß es in jenen Tagen den Anschein gewinnt, als wenn die ganze Bevölkerung Wiens auf der Wanderung wäre, und zwar in ihrem Staate, in sonntäglichen und Feierkleidern, daher es sehr leicht seine Erklärung findet, was ich einmal aus dem Munde eines Fremden bemerken hörte, daß man gerade in der Karwoche in Wien die schönsten Kleider und die schönsten weiblichen Angesichte zu sehen bekomme. Daß von dem

bloßen Müßiggange, von der Putzsucht und Frivolität diese Zeit auch benützt wird, um ihren Götzen Opfer zu bringen, ist wohl begreiflich; daher zu gewissen Stunden ein ganzer Strom von geputzten Menschen durch die Gassen geht, ja daß die ganze äußere Erscheinung in den Straßen zuletzt in ein bloßes Spazierengehen ausartet. So ist es z. B. gerade am Karfreitage und Samstage gegen die Abenddämmerung Sitte, daß man im höchsten Putze über den Kohlmarkt, Graben und Stephansplatz spazieren geht, von welcher Sitte auch so reichlich Gebrauch gemacht wird, daß buchstäblich Mensch an Mensch nebeneinander geht, und daß auch die, die sonst immer zu Wagen sind, hier zu Fuße erscheinen, und ein breiter glänzender Strom von Menschen über die ganze Straße ausgegossen ist, selten von einem fahrenden Wagen gestört, da eben in jenen Momenten fast alles geht, ungleich dem ersten Mai, wo wieder alles fährt. Trotz der augenfälligen Sucht, hier den größten Kleiderprunk zur Ansicht zu bringen, bemerkt selbst das an Harmonie und Schönheit gewöhnte Auge keinen Verstoß gegen den eigentlichen Charakter der Zeit; denn insbesonders das weibliche Geschlecht unserer Hauptstadt hat einen eigentümlichen Takt, hier, wenn auch seine schönsten, doch solche Kleider zu wählen, die dem Ernste, der Ruhe und der Feier der Zeit nicht nur keinen Eintrag tun, sondern sogar dieselbe emporheben. Einzelne Grisetten oder Närrinnen, die durch Übertreibung wirken wollen, können dem Charakter des Ganzen schon darum keinen Abbruch tun, weil sie in der Masse doch verschwinden, wenn sie auch im Augenblicke des Vorüberwandelns mißfällig erscheinen mögen. Diese feierliche Abendpromenade dauert gewöhnlich bis in die Nacht hinein, wo es nach dem Anzünden der Laternen nach und nach aufhört und dem gewöhnlichen Treiben des Tages Platz macht.

Tritt man im Laufe der drei letzten Tage der heiligen Woche in das Innere einer Kirche, so haben fast alle dasselbe Aus-

sehen. Sankt Stephan hat seine Riesenglieder in Trauer gehüllt; ein düsteres Dunkel herrscht durch die großen Räume; einer der Seitenaltäre ist zu dem schönen einfachen Grabe des Heilandes eingerichtet, und eine andächtige Menge knieet dicht gedrängt davor. Wie der Tod alle gleichmacht, so auch die Begeisterung und die Religion. Neben der Fürstin, hinter welcher der reichgekleidete Diener steht, harrend, daß er ihr beim Hinausgehen Platz mache, knieet die Bettelfrau, und manches Mal mag es sich wohl zutragen, daß die Fürstin ebenso inbrünstig um Abwendung ihres Wehes zu dem Grabe des Heilandes beten mag als die Bettelfrau um Abwendung des ihrigen. In den Stühlen sitzen die andächtigen Gruppen herum; bei den Fenstern spinnen die Frühlingssonnenstrahlen herein, und eine solche Stille ist in der weiten dämmerigen Kirche, daß man die Fußtritte der Gehenden und Kommenden hört und das Flüstern der bloß Neugierigen vernehmlich wird — nur draußen geht das dumpf hereintönende Brausen und Arbeiten des Tages fort, und wenn man aus dem Tore der Kirche hinaustritt, so schlagen einem Licht und Lärm entgegen und werden augenblicklich als ein harter Gegensatz gefühlt zu der schwermütig schönen Poesie, die in dem ernsten großen Baue liegt, den die einfältige und fromme Kraft unserer Voreltern aufgetürmet hat. Und in der Tat, ich weiß nicht, ist es die Gewalt der Andacht in dieser heiligen Zeit oder wirkt die Erhabenheit des Baues mit: wenn man so die Mienen der Heraustretenden ansieht, so haben sie etwas Feierliches, und selbst das Gesichtchen des Bürgermädchens, das vielleicht nicht bald irgendwo so schön und lachlustig angetroffen werden dürfte als in Wien, selbst dieses Gesichtchen, der treue, aber schönere Abdruck der ältern neben ihr gehenden Mutter, sieht sehr ernsthaft und gesammelt aus und läßt demütig die Augenlider sinken über den einzigen Schalk, den sie sonst vielleicht nicht völlig zu verbergen imstande wäre — und in Wahr-

heit, wenn man die Herausgehenden an mehreren Kirchen beobachtet, so bilde ich mir ein, jederzeit bei Sankt Stephan den größten Ernst und die größte Feierlichkeit auf den Angesichtern gesehen zu haben, so daß wohl die Erhabenheit und Wunderbarkeit des Kunstwerkes mit seiner Gewalt auf die Herzen wirken mochte, wenn sie es selber auch nicht immer wissen.

Wie bei Sankt Stephan ist es mehr oder minder auch in den andern Kirchen, je nachdem ihr Raum es gestattet. Bei Sankt Peter ist ein schönes, fast heiteres Grab, und vorzüglich schön und herzerhebend sind dort die sogenannten Lamentationen — bei Maria am Gestade ist eine große Lichtermasse und eine Fülle der schönsten Blumen — und so hat jede Kirche der Stadt und die unzähligen der Vorstädte ihre eigentümliche Grabesfeier, und wenn man bedenkt, daß ein großer Teil der Wiener Bevölkerung die Meinung hat, die Andacht habe einen desto größern Wert, bei je mehr Gräbern sie verrichtet wird, so kann man sich eine Vorstellung machen von dem Menschengedränge in den Straßen. Es ist dies die einzige Zeit des Jahres, wo die Kirchengänger vor der übrigen Volksmenge auffallend werden und der Stadt ein feierliches gottesdienstliches Gepränge geben.

Am belebtesten ist der Samstag abends, vielleicht der belebteste Tag des ganzen Jahres in Wien. Die Auferstehung wird in den mehr als hundert Kirchen, in jeder mit der ihr möglichst größten Pracht gefeiert, und da dies nicht überall zu gleicher Stunde geschieht, so beginnt bereits um zwei oder drei Uhr nachmittags das Gedränge auf den Straßen; es ist buchstäblich ein Gedränge, durch das es stellenweise schwer wird durchdringen zu können; reitende Polizei und Militär muß aufgestellt sein, um Ordnung zu handhaben und über Sicherheit zu wachen, namentlich geht gegen vier Uhr der drängende und glänzende Zug den Kohlmarkt entlang, der k. k. Hofburg entgegen, wo die Auferstehung durch eine

feierliche Prozession auf dem Burghofe gefeiert wird, der die Glieder der allerhöchsten Familie, dann die hohen Würdenträger und Militärs in glänzendsten Uniformen beiwohnen, und die das Schönste und Feierlichste ist, was man an diesem Tage sehen kann. Da aber des sonst zu großen Volksandranges wegen der Burghof durch Militär abgesperrt ist, so sucht jeder, der nur irgendeinen Bekannten in der k. k. Burg hat, ein Plätzchen an einem der Fenster zu gewinnen, die den Burgplatz umgeben, damit er die Feier sehen könne, und die, welche keinen Freund oder Bekannten haben, bestreben sich dennoch, durch einen oder den andern Eingang hineinzukommen und irgendwo ein Zuschauerplätzchen zu gewinnen. Da aber alle Tore und Pförtchen durch Wache besetzt sind, so stauet sich vor ihnen die Strömung auf, insbesondere da es doch der einen oder andern Gruppe gelingt, durch Unterhandlung und List oder ein klein bißchen Gewalt einzudringen, was die Hoffnung der übrigen wieder anspornt, stehen zu bleiben und auszudauern, da sie gar wohl wissen, daß der österreichische Soldat viel zu gutherzig ist, als daß er gar arg mit dem Kolben gegen seine Landsleute stoßen sollte, vorzüglich, da es sich hier gar nicht um das Heil des Landes handelt, und es einerlei ist, ob noch ihrer zwanzig mehr drinnen sind oder nicht — und wenn sie auch nichts mehr sehen können, so stehen sie dann doch ruhig und sicher in dem dunklen Gange und hören die Gesänge des Umganges hinein. Diejenigen, welche durchaus nicht eindringen können, begnügen sich mit der Lust, die in ihren Uniformen auffahrenden Chargen zu beobachten und zu bewundern, welche der Prozession beizuwohnen haben. So ist in jenen zwei Stunden die Hofburg dicht von einem Schwarme von Menschen belagert, aber von geputzten friedlichen schaulustigen Menschen. Wenn nun die Feier vorüber, und der freie Durchgang wieder geöffnet ist, so versiegt und verrinnet die Menge in die anstoßenden Gassen.

Gehen wir nun auf den Platz von Sankt Stephan.

Eine den Platz erfüllende Masse von Volk steht auch hier um die Kirche, das schwarze Gebäude steigt wie ein Gebirge aus der bunten Menge empor, und die tiefen Klänge der großen Glocke fallen von dem Turme nieder, sowie von allen andern Kirchen der Stadt und der Vorstädte ein zusammenklingendes Läuten über die Häuser hinwallt. Das Riesentor ist geöffnet (das Haupttor, welches nur bei besonders feierlichen Gelegenheiten aufgetan wird). So viel tausend Menschen außerhalb, teils aus Andacht, teils aus Gewohnheit, teils aus Neugierde stehen mögen, so viele sind darinnen, wie sie nur immer der große Raum des Gebäudes zu fassen imstande ist. Die Bürgergarde ist im mittleren Schiffe aufgestellt; die Stadtbehörden erscheinen; ein wahres Heer von Lichtern wird angezündet, und dennoch (und gerade dies gibt einen Begriff von der ungeheuren Größe des Bauwerkes), und dennoch vermag dieses Licht nicht in alle Räume zu dringen; denn hoch oben in den Spitzbögen wohnt die Dämmerung und die Finsternis, was, da man die Verzierungen und steinernen Ornamente nicht mehr sehen kann, dem Dome erst recht das Ansehen der Unendlichkeit gibt. Nun ertönen die Klänge der Riesenorgel (die ebenfalls, wenn ich nicht irre, nur dreimal des Jahres gespielt wird) und der Prozessionszug beginnt, von der hohen Geistlichkeit, von den Staatsbehörden und den Bürgergarden begleitet. Es ist eine wahrhaft erhabene Feier in diesem Gebäude, bei dieser Gewalt der Töne, die vom Chore und von dem Turme fließen, und bei dieser Entwicklung und Entfaltung kirchlicher Pracht. Auch empfinden es die meisten Menschen; denn zu keiner Zeit, den Mitternachtgottesdienst am Christabend etwa ausgenommen, ist die Kirche so gedrängt voll als am Auferstehungsfeste, und selbst auf die Stühle steigen die Entfernteren, um die Feier sehen zu können.

Wenn der letzte Klang vom Turme Sankt Stephans gefallen

ist, die Menschen aus den Toren der Kirche herausströmen, und auch all die andern Türme der Stadt schweigen; dann beginnt ein anderes, von dem früheren sehr verschiedenes Schauspiel. Da nämlich der Ostersonntag ein sogenannter gesperrter Tag ist, d. h. ein solcher, an dem selbst die gewöhnlichsten Lebensbedürfnisse nicht verkauft werden dürfen, so öffnen sich nun, nachdem man die Laternen angezündet hat, alle möglichen Buden, worin Lebens- und Luxusgegenstände für den folgenden Tag zu haben sind, und da der Wiener gerne gut ißt und an großen Festtagen womöglich gerne am besten ißt, so fängt nun ein Laufen und Rennen nach Versorgung für den folgenden Tag an, und die heimkehrenden Kirchgänger begegnen den forteilenden Mägden und Frauen, die da große Körbe an dem Arme tragen, um noch einen schönen und vortrefflichen Braten für morgen zu erjagen. Der grüne Markt ist mit tausend Lichtern bewegt, Kirchenleute und Einkäufer sind durcheinandergemischt, an den Fleischer- und Räucherbuden herrscht Geschrei und Gedränge, in den Viktualien- und Bäckerläden ist alles glänzend ausgestellt, daß man Ostereier und Osterflecken kaufe. Der Hausvater geht nach Hause und bespricht sich mit den Seinen, wie es dort und da und wieder wo anders sehr schön gewesen sei, der Junggeselle, der Pflastertreter, der Durstige wandern ermüdet in ein Gasthaus, erquicken sich und erzählen, was sie heute gesehen und erlebt — und steht erst eine recht schöne Nacht am Himmel, so daß Aussicht zu Promenaden und Ausflügen auf den morgigen Ostersonntag vorhanden ist, so ist ganz Wien selig und vergnügt, und der Karsamstag ist der schönste gewesen, der sich nur immer im Reiche der Möglichkeit erleben läßt.

Aus der soeben erschienenen zweiten Auflage der zwölf Studien „Aus dem alten Wien“, herausgegeben von Otto Erich Deutsch und Karl Kaderschafka und durch achtundzwanzig Vollbilder illustriert.

* * *

Ein Knabe

Lang kannte er die Muscheln nicht für schön:
Er war zu sehr aus einer Welt mit ihnen;
Der Duft der Hyacinthen war ihm nichts
Und nichts das Spiegelbild der eigenen Mienen.

Doch alle seine Tage waren so
Geöffnet wie ein leierförmig Tal,
Darin er Herr zugleich und Knecht zugleich
Des weiten Lebens war, und ohne Wahl.

Wie einer, der wohl tut, was ihm nicht ziemt,
Doch nicht für lange, fieng er auf den Wegen:
Der Heimlichkeit und unendlichen Gespräch.
Hob seine Seele selig sich entgegen

Hugo v. Hofmannsthal

KARL SCHEFFLER

HANDWERKSLEHRE

Mit dem Nachdruck des 1790 anonym erschienenen kleinen Buches „Handwerksbarbarei, oder Geschichte meiner Lehrjahre, ein Beitrag zur Erziehungsmethode deutscher Handwerker“, den der Insel-Verlag im Auftrag eines Urenkels des Verfassers, des Herrn Carl Viol, ziemlich satzgetreu dem Exemplar der Berliner Staatsbibliothek nachgebildet und, in kleiner Auflage, als Privatdruck versandt hat, liegt nicht ein literarisches Kuriosum vor, sondern eine Schrift, die noch heute lebendig zu erregen vermag.

ALLES Selbstbiographische ist interessant, wenn ein so lebendiger Mensch dahintersteht, wie es der, als Sohn eines Seilermeisters, in Halle geborene, für das Seilerhandwerk erzogene und nach leidvollen Lehr- und Wanderjahren zu einem andern Beruf übergegangene Johann Gotthilf August Probst gewesen ist. Aus dem Handwerker wurde autodidaktisch ein Lehrer, der in angesehener Stellung als Direktor der Arbeitsschule in Colditz viele Jahre wirkte und dessen Berufswechsel das feine Wort bestätigt, das Fontane einmal bei einer Betrachtung Friedrichs des Großen geprägt hat: mit Menschen, die nicht wenigstens einmal im Leben irgendwie desertiert wären, sei in der Regel nicht viel los. Selbstbiographien solcher Deserteure, die aus der Tiefe kamen und mit Erfolg zur Höhe strebten, sind vor allen andern lehrreich, selbst wenn sie, wie in diesem Fall, nur stückweis dargeboten werden. Sie sind um so wertvoller, wenn sie aus einer Zeit stammen, wo ein ganzes Volk im Begriff war, sozial auf eine höhere Stufe überzugehen, wo das Einzelschicksal darum, mehr als sonst, gleichnishaft wurde — wenn sie zudem aus jener Zeit sind, in der jeder öffentlich schreibende Deutsche noch gut schrieb, in der eine Denkform herrschte, die durch die Sache, durch Erfahrungen und durch ungekünstelt daraus abgeleitete Gedanken zu wirken wußte und in der die Schriftsteller noch weit entfernt waren von eitler Selbstbespiegelung.

Auch unterhaltend ist das kleine Buch, weil aus einer Tendenzschrift wie von selbst eine Novelle geworden ist. Das ist ja, hinsichtlich der beabsichtigten Wirkung, ein Fehler; doch kann der Leser darüber nicht böse sein. Der Verfasser wollte auf Leiden seiner Lehrjahre hinweisen, um Reformen im Lehrlingswesen zu veranlassen. Er hat aber nicht nur auf die rechtlose Stellung des Lehrlings, dem Meister und den Gehilfen gegenüber, hingewiesen, sondern er hat auch einmalige Menschenschicksale anschaulich dargestellt. Die schwersten seiner Leiden hingen nicht so sehr mit der sozialen Lage des Lehrlings zusammen, als vielmehr damit, daß ein menschlich verrohter Meister die Notlage des nur von einer schwachen Mutter beschützten Knaben mißbrauchen konnte. Die Bilder aus dem Leben des Kleinhandwerks, die der Verfasser gezeichnet hat, machen es allerdings wahrscheinlich, daß die Roheiten des Seilermeisters, bei dem der junge Probst es drei Jahre aushalten mußte, nicht Ausnahme gewesen sind. Nicht die schwächste Wirkung des Buches geht von der Schilderung des deutschen Kleinbürgertums aus, dessen Zustand damals sittlich und geistig sehr tief gewesen sein muß. Man empfindet einen ähnlichen Schrecken wie bei der Lektüre des „Anton Reiser"; man fühlt sich in eine Umwelt von Unmenschlichkeit versetzt, die das Edle mordete und die — es tut weh, es zu sagen — in dieser Form eine deutsche Eigenschaft war.

Untersucht man, inwiefern die Absicht, die den Verfasser leitete, noch aktuell ist, so findet man auch dabei seine Rechnung. Oder finde nur ich sie? Für mich hat das kleine Buch nämlich ein besonderes Interesse: mein Lebensweg gleicht dem des Verfassers. Von meinem vierzehnten bis zum achtzehnten Lebensjahr war ich Lehrling im Geschäft eines Stubenmalers. Als ich die Schrift von Probst las, stand diese Lehrzeit zum Greifen lebendig vor mir. Nicht als ob sie sich im einzelnen mit der des Seilerlehrlings vergleichen ließe, als ob

ich nicht von der Milderung sozialer Unsitten profitiert hätte. Auch in meiner Jugend war es aber noch so, daß von der Kinderkraft Vierzehnjähriger verlangt wurde, was der erwachsenen Kraft der Gehilfen nicht zugemutet wurde, daß allgemein noch die Anschauung herrschte, ein Lehrling dürfe es nicht besser haben, als der Meister und die Gehilfen es selbst einmal gehabt hatten, und daß es in der Handwerkslehre einen verantwortlichen Lehrer nicht gab. Ich mußte, zum Beispiel, des Morgens vor fünf Uhr aufstehen, um den dreiviertelstündigen Weg bis zur Werkstelle zurückzulegen und pünktlich um sechs Uhr bei der Arbeit sein zu können; während die Gehilfen von sechs bis sechs arbeiteten, wurde ich bis einhalb acht Uhr beschäftigt und hatte dann noch den Heimweg vor mir; tatsächlich währte die tägliche Arbeitszeit mehr als sechzehn Stunden. Es kam hinzu, daß die Lehrlinge in den Frühstücks- und Vesperpausen nur unvollkommen ruhten, weil sie für die Gehilfen beim Krämer und Budiker Speisen und Getränke holen, mittags aber von der Arbeitsstelle zum Hause des Meisters und zurück zur Arbeitsstelle gehen mußten. Jeden Sonntag hatten die Lehrlinge bis einhalb zwei Uhr in der Werkstatt zu arbeiten. Zudem war der Handwerkslehrling auch vor vierzig Jahren noch wenig mehr als ein kleiner Arbeitsbursche. Die mühsamste, schmutzigste, verachtetste Arbeit wurde ihm zugeschoben, und um so mehr, je jünger er war. Was er lernte, mußte er im wesentlichen vom Zusehen lernen; der Meister kam nur kontrollierend zur Arbeitsstelle, und die Gehilfen zeigten dem Lehrling selten die Handgriffe und den Sinn der Arbeitsfolge. Es gab gesetzliche Vorschriften für den Abendbesuch einer Handwerksschule im Winter, es gab aber keine Bestimmung für die praktische Lehre, keine Vorschrift und Verantwortung für den Meister. Die Lehrlinge, die im Hause des Meisters wohnten, mußten die Hausarbeiten eines Knechtes und einer Magd verrichten helfen. Tatsächlich waren die Lehrlinge auch

zu meiner Zeit noch so rechtlos, wie Probst es geschildert hat; besser geschützt waren sie nur insofern, als rohe Mißhandlungen vom bürgerlichen Gesetz verboten waren und nicht häufig mehr vorkamen.

Inzwischen hat sich vieles geändert. Auch für den Lehrling gibt es jetzt ein Arbeitszeitgesetz. Zugleich aber verschwindet er mehr und mehr aus der Werkstatt. Die Meister finden nicht mehr ihre Rechnung, seit sie die Arbeitskraft des Lehrlings nicht voll ausnützen dürfen, seit sie ihm sogar einen Lohn geben müssen. An die Stelle des Lehrlings tritt der Volontär. Der ist aber kein rechter Handwerker; er hat andere Ziele, er will die Arbeit nur kennen lernen, um sie später unternehmerhaft betreiben zu können. Das Handwerk entartet, trotzdem gerade in diesen Jahren viel von einer Wiedergeburt des Handwerks gesprochen und geschrieben worden ist. Vor allen andern hat der Architekt Heinrich Tessenow gute Gedanken über das Handwerk geäußert. Er preist es als den Stand in der Mitte, als mittelständig dem tiefsten Wesen nach, weil das Handwerk nicht an der Peripherie des Gesellschaftslebens gedeiht und nie in Extremen, nicht wenn es zu arm, aber auch nicht wenn es zu reich ist, nicht im Dorf, aber auch nicht in der Großstadt, sondern in der Kleinstadt, nicht in der Umwelt des rein Geistigen, aber auch nicht im ganz Ungeistigen, nicht im Milieu des Proletarischen, aber auch nicht im Milieu des Aristokratischen, sondern nur im Bürgerlichen, nicht ohne Kapital, aber auch nicht auf rein kapitalistischer Grundlage, nicht ohne Überlieferungen, aber auch nicht ohne eine gewisse Lust am Neuen und Fortschrittlichen. Tessenow hat grundsätzlich recht; nur zeigt es sich immer deutlicher, daß seine Wahrheiten retrospektiv, nicht prospektiv sind. Es ist schade, aber es ist so. Der Stand in der Mitte verschwindet — und läßt im Leben der Gesellschaft einen leeren Raum zurück, den nichts anderes ausfüllen kann.

Man mag nachdenklich werden angesichts der eigenen Logik des Lebens. Als Probst lernte und in der Lehre barbarisch gequält wurde, war das Handwerk in Europa und auch in Deutschland sehr leistungsfähig, jede Arbeit, die es machte, war solide und wertvoll. Heute ist die „Handwerksbarbarei" im wesentlichen überwunden. In dem Maße aber, wie sie überwunden worden ist, hat das Handwerk seine Leistungsfähigkeit eingebüßt. Damals lieferte es durchweg Qualitätsarbeit, heute liefert es Pfuscharbeit, oder es verfällt der Industrialisierung. Es scheint, als könne es das, was wir Kultur nennen, nicht geben, ohne daß sich auf der andern Seite Formen der Barbarei, der Sklaverei und Unmenschlichkeit zeigen — als könne es das, was wir Zivilisation und soziale Gerechtigkeit nennen, nicht geben, ohne daß sehr wesentliche Fähigkeiten, gute Arbeit zu liefern, „Kultur" zu machen, aufgeopfert werden. Als Probst seine beweglichen Anklagen gegen das Handwerk in die Welt schickte, gab der Verleger seinem anspruchslosen Büchlein eine durchaus gute Form. Es gab damals gar keine schlechte Form für ein Buch. Als der Insel-Verlag die Schrift im Jahre 1923 nachdruckte, gewiß, daß die Anklagen auf überwundene, historisch gewordene Zustände hinweisen und daß jeder Leser gefühlsmäßig auf seiten des Verfassers steht, konnte er, um dem Neudruck eine auch bibliophil wertvolle Form zu geben, nichts Besseres finden, als eine möglichst satzgetreue Nachbildung der ersten Ausgabe.

Was an Leistung gewonnen wird, geht an Gerechtigkeit verloren; was an Gerechtigkeit gewonnen wird, geht an Leistung verloren: mit diesem Gesetz hat der Mensch sich abzufinden.

* * *

VIER HOLZSCHNITTE
AUS DEM URNER SPIEL VON WILHELM TELLEN

Mitte des 16. Jahrhunderts



Der Tell gaht darfür und tut des Landvogts Hut kein Ehr an.



Sie stellen das Kind dar, so setzt ihm der Landvogt den Apfel auf sein Haupt: also rüstet sich der Tell zu schießen.



Nun nimmt der Tell das Schießzeug, als er zu der Platten kam, sprang zum Schiff aus und stieß es wieder von ihm.



Wilhelm Tell verbirgt sich in der hohlen Gassen, daher der Vogt reuten mußt; als er dahin kommt, so schießt ihn der Tell zu Tod.

JOHANNES R. BECHER

AUFERSTEHUNGS-ODE

GOTTES Triumph ist in den
Äonen, und deine zeitlichen
Augen, sie werden erschauen,
Wenn weltendurchsehend-verklärt sie
Einst sind: Gottes Triumph. Gottes
Triumph: wie vermöchten zu lobpreisen wir
Unvergängliches mit vergänglichen
Mündern!? Einst aber wird sein es, daß
Sprechen ich werde am Ende des Worts aus
Glanztiefen Gesängen: Gott! Gott! Triumph! o Triumph!! —

Es ist der Rest des Mahls, von dem wir
Zehren. Tiefen untergluten Tiefen. Ein
Letzter Schluck ists; heilige Lieder
Ertönen schon in den gefrierenden Öfen ... Es ist
Ein Morgen eisgrau: wie eherner
Schleier vor einem feierlichen Fest ... Schwere
Glocken durchwandern die Lüfte, läutend, wie auf
Gläsernen Schwingbrücken ...

O Fest aller Kreaturen-Erlöstheit! Was
Trage ich noch, uralte Klage, dich!? Was
Jauchze ich nicht; o Sinn du des
Sinns?! ... Martere mich, bis ich
Dem Licht gleich werde, o Geist! Deiner
Verzücktheit Spur laß gläubig
Schreiten mich ab mit gebundenen
Gelenken! ... O Stätten der
Heimsuchung! Wo werde ich
Wurmgleich mich windend noch liegen, da
Schindet die Haut es mir ab von den sich
Krümmenden Gliedern — — —

Triumph! Triumph! Zuende
Gegangen sind die Millionen
Geschlechter den Jahrtausende-Pfad: nun
Knieen sie: Völker übertürmend
Völker, wie überworfen von einem
Mantel aus blitzgeflochtenem Leuchten,
Stammeln: Triumph! Denn nur dies
Eine auch jetzt noch vermögen zu lallen
Propheten und Blutzeugen: Triumph! Triumph!! ...

Schmettert Böen! Feuer blast! O
Göttliches Umfangen! ... Nun
Schmecke auch ich, weltraumeinströmend, dich
Heiligen Himmelsduft, o Würze du voll
Reiner Seligkeiten ... Krone voll
Posaunenden Gezwitschers niedersenken
Tausender Heiligen Heerscharen sich. Unauf-
Spähbare Gründe: lobschallen! lobschallen!!

Scharet auch mich ein, der
Fern von euch ich verwaist bin! ... Was
Wärest, Seele du, ohne Seelen!? Schließe
Dich um mich dicht, du hohe
Gemeinschaft! ... Denn aus
Dir erwachsen sehe ich unausdeutbare
Werke. O ihr
Vollendeten! Wie erfüllen sich dir, da
Du irretrunken noch anstaunst, Traum-
Herrlichkeitenüberhöhend: uralte
Weissagungen, blutfinstere Ahnungen!!

O urewiger Geist! ... Wie aufrötet sich
Nun, gloriendurchsprengt, die
Schlucht der Verdammnis! ... Dort aber

Auf kraftlohenden Prachtsäulen
Die Psalmisten, mit Harfen benedeiend
Dich, stehen obenauf: und Marschmusik ist: wie
Geprassel von glühendem Kies; geordnete
Züge entsteigen, ein frohlockend
Gewitter, dem Gewirr der Verfinsterung! ...

Auferstehung! Auferstehung! ... Aus
Welcher Sprache aber rede ich, daß ich
Verkünde, eines Neuen Reiches
Sendbote, das Unaussprechbare! ?... Wortgefüge
Müßte aufbiegen ich wie
Gewölbe: und sie überspannten
Dich, Wunder der Wunder, dennoch nicht... Schweigen
Müßte ich, und Schweigen müßte sein wie
Raum: du schrittest hindurch, ein
Wehen flüsternd, und fändest ein vielleicht
In mein Herz wie unter ein Obdach...

Auferstehung! Auferstehung! ... Mit
Schädelgehängen umgürtet
Schlottern auf den Opferplätzen die
Kriegsgötzen... Was aber frage ich noch nach
Dem, was aus der Vergängnis ist! ? Da nahe
Schon ich bin dem Gekreuzigten, und des
Richtkreuzes krummes Querholz aufdehnte
Sich, offenbarend sich wie ein Flügel und
Einverwachsen nun sah dem Stamm ich den
Geborstenen Leib, wundäugig... Zeuge nun
Bin ich ewigen Lebens. Angesicht
Vom Angesicht — — —

Auferstehung! Auferstehung! ... Ich habe
Gelästert mein Gott: Wurfsteine

Habe ich gehäuft, zerschlagen dein
Heiligtum ... Schwelende Fackel, brannte
Ich ab auf den Straßen. Ich hieß: der
Wahngetriebene ... Das
Gleichzeitige einst vermaß ich mich zu
Gestalten, den Wesen-Zusammenhang ... O du
Aller Klänge Einklang! Dein
Ton aber hing mir zu Häupten
Stets, drohend, ein
Fließender Donner ...
Eisenspäne einmischten sich
Vormals mir in den Blut-Adern. Stahlgerippe
Überkrochen, glanzzuckend, den
Weltraum wie Spinnen. Da hockten wir in
Tierwarmen Gemächern, wie in
Gasdunstigen Käfigen, schweißhäutig
Uns an uns gedrückt, und die
Zwingherren ersannen, breitbäuchig sich
Wiegend auf den sich drehenden Schemeln,
Peinigung auf Peinigung ...

O Zeiten-Ende! Singe mich hin, o du
Alleiniges Lied, das von Uranfang
An gestaltlos ist übergeneigt den Lippen der
Singenden! ... O wie aus
Halmen saugend Getränke: so schlürf ich
Dich ein, daß überwuchtet mich
Tiefe über Tiefe, und ich erschaffe ein
Groß-Klares, lichteisig umsäumt, aus
Dir, o du Geheimnis! ... O
Rätsel-Auge, in Mitternächten
Du winddurchflimmernd gespensterndes: wie
Feßle ich deinen stechenden Blick, daß

Hinbreite es sich mir zu
Boden: ein blankes Gerinne...

O Untergang! O Versenkung! O deiner
Umarmung: o du göttlicher Gott! ... Triumph!
Triumph! ... O Tod du, du
Zungenlösender! Deines Siegels
Starres Mal empfangen, bin ich
Eins im Einen. Und schlügest mein
Haupt du auch ab, es vernagelnd einem
Pfosten, und schnürtest ein du mir mit
Stricken den Rumpf: entheftet bin
Dennoch ich und einleben werde ich
Mich in den Glorreich-Überlebendigen, und
Mein Atem wird sein geborgen in dir, o du
Weltendurchhauchender Odem! ...

Triumph! Triumph! ... O du heilendes
Licht! O einjauchz dich in die
Genesung... Aufgesprengt sind die flammfesten
Türen des höllischen Kerkers: o
Verlassenheit, grabschwer umdunkelt, aller
Irdischen Werkstätten... Ausgesungen bin
Ich. Dies Wort war wie Eisensplitter. O
Beginn des Gesangs, gesungen von sphärischen
Wesen! ... Chöre, stufengleich, scharen sich
Auf himmelanwärts: vor urtiefem
Welten-Ruhen Ein-Gesang letzter Verzücktheit. —

Aus dem soeben erschienenen neuen Gedichtwerk „Hymnen".

* * *

HUGO GRESSMANN

DER BORN JUDAS

Diese Sammlung wird in Kürze, nach Neudruck der ersten vier Bände, wieder vollständig in sechs Bänden vorliegen.

NEBEN das Alte Testament und den Talmud als die Norm Judas treten die Märchen, Sagen und Legenden als der Born Judas, der seit der nachtalmudischen Zeit durch das ganze Mittelalter hindurch bis zum Chassidismus der Gegenwart schier unerschöpflich aus der Tiefe der jüdischen Volksseele emporquillt.

Die Norm Judas hat kanonische Würde: das Alte Testament gilt als die heilige Urkunde jüdischen Glaubens und der Talmud als die verbindliche Auslegung; darum erheben beide den Anspruch, die Richtschnur für das praktische Leben und Handeln des frommen Juden zu sein. Dem Born Judas fehlt dieser autoritative Charakter; aber man darf ihn mit den Pseudepigraphen und Apokryphen auf eine Stufe stellen, die mit nebenkanonischer Würde umkleidet sind. Mit andern Worten: dies Schrifttum ist nicht nur für Juden, sondern für jedermann gut und nützlich zu lesen.

Will man sich über seinen Wert klar werden, so muß eben dies an erster Stelle genannt werden: hier fehlt alles Offizielle, Kanonische, Autoritative. Im Born Judas kommen nicht die Schriftgelehrten und die hochstehenden Kreise zu Wort, sondern Männer des Volkes, schlichte Laien. Bis zum Ende des 18. Jahrhunderts sah man mit Verachtung auf dies Schrifttum des kleinen Mannes herab; bis dahin hielt es der Gebildete weder der Aufzeichnung noch der Beachtung wert. Wenn uns trotzdem einzelnes überliefert worden ist, so danken wir das nur dem Zufall und gelegentlicher Erwähnung in der hohen Literatur. Erst die Romantik am Beginn des 19. Jahrhunderts hat uns die Augen geöffnet für den Reiz und die Schönheit, die der niederen Literatur oder der mündlichen Volkserzählung

innewohnen. Seitdem die Brüder Grimm 1812 und 1814 in ihren Kinder- und Hausmärchen das deutsche Märchenbuch geschaffen haben, ist der Sinn für dieses Schrifttum in allen Kulturvölkern erwacht und hat fast über die ganze Erde hin zu systematischen Sammlungen aus mündlichen oder schriftlichen Quellen geführt.

Bin Gorion war nicht der erste, der sich mit den Märchen, Sagen und Legenden des jüdischen Volkes befaßt hat. Er selbst hat seine Vorläufer gern anerkannt und ihnen ein ehrendes Denkmal gesetzt, indem er ihnen nach schöner Sitte sein Werk widmete, den zweiten Band Max Grünbaum, den dritten Moritz Steinschneider, den vierten Theodor Benfey und den fünften Israel Friedländer. Auch unter den Lebenden finden sich Forscher, die auf diesem Gebiet Hervorragendes geleistet haben; so hat, um nur ein Beispiel zu nennen, J. Bergmann in seinem Buch über die Legenden der Juden, das 1919 erschien, in einer allgemeinverständlichen Weise die wesentlichsten Motive zusammengefaßt und zugleich gezeigt, wie man die Märchen lesen muß und was man aus ihnen lernen kann.

Bin Gorions Hauptverdienst aber ist, daß er die bisher in der hebräischen Literatur oder in der jüdischen Sprache verborgenen Schätze volkstümlicher Erzählungskunst ausgegraben und weitesten Kreisen zugänglich gemacht hat. Er selbst verschwindet bescheiden hinter dem Stoff, den er bietet, und vertraut darauf, daß die Texte am besten sich selbst erklären und daß der Leser imstande ist, ihnen ihr Geheimnis abzulauschen; er will ihn zunächst nur an die Quelle führen, eine anscheinend sehr leichte, in Wirklichkeit unendlich schwierige Aufgabe. Aber Bin Gorion hat sie aufs glücklichste gelöst und im Born Judas ein Quellenwerk ersten Ranges geschaffen.

Daß er dies Ziel erreicht hat, ist zunächst seinem nie versagenden Gedächtnis und seiner erstaunlich großen Belesenheit zu verdanken. Hätte er sich auf den Talmud beschränkt,

so wäre schon das eine achtbare Leistung; aber im Born Judas ist der Talmud ausdrücklich und absichtlich ausgeschlossen, weil er einer besonderen Darstellung vorbehalten war. Vielmehr kam nur die nachtalmudische und nur die volkstümliche Literatur des fast über die ganze Erde zerstreuten Judentums in Betracht. Mit eisernem Fleiß hat er sie systematisch auf ihre Märchenstoffe hin durchforscht und hat gesammelt und gesammelt. Wer einmal auf einem kleinen Teilgebiet gearbeitet hat, weiß, wie schwer es ist, das sehr verzweigte und kaum zu beschaffende niedere Schrifttum auch nur eines einzigen Volkes zu übersehen, und nun erwäge man die Riesenaufgabe, die er sich gestellt hatte! Da versagte selbst die größte Bibliothek, und er mußte sich erst durch eigene Mittel oder durch die Spenden hochherziger Förderer die Texte zu besorgen suchen, die er für seine Arbeit brauchte. So grub er in aller Welt und zu allen Zeiten verschüttete Brunnen wieder auf, daß sie ihr Quellwasser im Born Judas zusammenströmen ließen.

Es gereicht dem Born Judas zu besonderem Ruhme, daß er bei aller volkstümlichen Form von höchster Wissenschaftlichkeit ist. Der Laie, dem die wenigen Seiten Literaturnachweisungen am Schluß jedes Bandes überflüssig erscheinen mögen, weil er nichts damit anzufangen weiß, darf überzeugt sein, daß gerade durch diese Anmerkungen der Wissenschaft der größte Dienst geleistet wird. Den Wert der „Ergänzungen“ wird auch der Laie begreifen, da ihr Inhalt auch ihn fesseln muß. Denn hier hat Bin Gorion viele Seitenstücke aus anderen Literaturen zusammengetragen, die auf den Ursprung, die Geschichte oder Nachwirkung eines Märchenmotivs helles Licht werfen: Parallelen aus aller Herren Ländern, besonders aus dem Ägyptischen, Arabischen, Indischen, Griechischen und Germanischen, die einen Zusammenhang mit der jüdischen Erzählung beweisen oder vermuten lassen. Es gibt nichts Reiz-

volleres, als den verschlungenen Pfaden zu folgen, auf denen die Märchenmotive von dem einen Volk zum andern gewandert und so zur Allerweltsliteratur geworden sind, und zugleich sich darüber klar zu werden, wie sie bei aller Übereinstimmung des Stoffes doch nach Form und Geist bei den verschiedenen Völkern oft ganz verschieden gestaltet sind und so deren verschiedenartige Seelenanlagen und Begabung widerspiegeln.

Wenn Bin Gorion sein hohes Ziel erreicht hat, so verdankt er das aber nicht nur sich selbst, sondern auch der verständnisvollen Mitarbeit seiner Frau (Rahel Ramberg), die sein Werk in selbstloser Hingabe verdolmetscht hat. Die Sprache der an der deutschen Lutherbibel geschulten Übersetzerin ist meisterhaft; man vergißt völlig, daß das Original in fremder Sprache geschrieben ist.

Durch die Märchen im Born Judas rauscht der Flügelschlag einer großen Geschichte, vor allem der schweren Schicksale, die das Judentum im Laufe der Jahrtausende erlebt hat. In diesen Erzählungen sieht man die Männer der Heiligen Schrift noch lebendig über die Bühne schreiten, ihnen folgen die Schriftgelehrten in der langen Kette der Überlieferung und zuletzt die endlosen Scharen der Märtyrer, alle die Gestalten, die von der Liebe und Verehrung eines dankbaren Volkes durch Sage und Legende verklärt worden sind. Als das Judentum in die griechisch-römische Welt eintrat, hat deren Kultur deutliche Spuren auch in der niederen Literatur hinterlassen; vor allem war es der Alexander-Roman, der auf die jüdische Fabelphantasie aufs tiefste gewirkt hat und dort vielfach übernommen, vielfach auch abgewandelt worden ist. Aber auch griechische Philosophen wie Pythagoras und Sokrates, Platon und Aristoteles, Diogenes und Apollonius, römische Dichter wie Virgil und andere berühmte Männer der klassischen Antike treten uns im jüdischen Märchengewande entgegen. Ein neuer Strom ergießt sich ins Judentum, als die arabischen

Märchen aus Tausendundeiner Nacht bekannt werden, die Geschichten von Barlaam und Joasaph, von Kalila und Dimna und andere Weltromane mehr, die seit dem Achikar-Roman im fünften Jahrhundert vor Christo die Phantasie auch des jüdischen Volkes befruchtet haben. So führt uns der Born Judas weiter über die Erde durch mannigfache Länder bis nach Deutschland hinein, und die Orte, an denen die Sagen spielen, lehren uns zugleich die Wege, die das Judentum in der Zerstreuung gewandert ist. Die letzte große Welle, die über seine volkstümliche Literatur dahingegangen ist und eine besondere Schicht abgelagert hat, ist die mittelalterliche Mystik der Kabbala, die im modernen Chassidismus ihre Auferstehung feiert. Die verschiedenen Kulturen mit ihren verschiedenen Schichtungen zu verfolgen, sie voneinander abzusondern und nach Form, Inhalt und Wesensart zu zergliedern, ist eine Aufgabe, deren erschöpfende Behandlung der jüdischen Märchenforschung zufällt; im einzelnen aber ist es auch für den Laien reizvoll, diesen Fragen nachzugehen, die der Born Judas an ihn stellt.

Weil so verschiedene Märchenströme in ihn eingemündet sind, könnte man ihn fast ein Kompendium der Märchenliteratur nennen in demselben Sinne, wie man die Bibel als ein Kompendium der Religionsgeschichte bezeichnet hat. Vollständigkeit ist hier wie dort ausgeschlossen, aber die Haupttypen sind hier wie dort zu finden. Eine systematische und erschöpfende Sammlung der gesamten jüdischen Märchen würde die Kräfte eines einzigen Gelehrten weit übersteigen und kann auch nicht als ideale Forderung der Wissenschaft gelten. Im Gegenteil, es schadet nichts, wenn Bin Gorion bei der Überfülle des Stoffes manches übersehen haben sollte. Was er geboten hat, genügt durchaus, um als Musterbeispiel für die volkstümliche Literatur des Judentums in den verschiedenen Kreisen und Jahrhunderten, vornehmlich des Mittelalters, zu dienen. Trotz der

Vielfältigkeit, die dem Born Judas anhaftet, ist er doch eine innere Einheit; denn er wird zusammengehalten durch ein und denselben Geist des jüdischen Volkes. Wenn man sich darüber wundert, wie stark auch die niederen Schichten im Judentum fähig waren, Fremdes sich anzueignen und in sich aufzunehmen, so ist doch noch erstaunlicher, wie sie verstanden haben, alles abzustoßen, was ihnen nicht gemäß war, das Fremde aber so umzugestalten, daß es sich ihrem eigenen Wesen anpaßte. Trotz der fremden Herkunft des Stoffes spiegeln sich in der vorliegenden Fassung die Vorzüge, aber auch die Schwächen des jüdischen Volkstums mit unerbittlicher Treue wider. Wer sein Volk ungeschmeichelt kennen lernen will, so wie es wirklich ist, braucht sich nur in seine Märchen zu versenken. Ein eigentümlicher Zug, durch den sich der Born Judas fast von allen andern Märchensammlungen unterscheidet, ist das starke Hervortreten der Frömmigkeit. Die Erzähler leben im Alten Testament, und ihre Geschichten handeln darum mit Vorliebe von biblischen Helden oder von Schriftgelehrten und sind mit biblischen Worten wie eine Frühlingswiese mit Blumen übersät. Man sieht daraus, wie tief diese dem heiligen Buch zugewendete Frömmigkeit auch im niederen Volke wurzelt. So ist der Born Judas für jeden, der ihm zu lauschen versteht, eine Offenbarung der jüdischen Volksseele.

* * *

MITTEILUNGEN DES VERLAGS

Ein neues, am 1. März erschienenes Verzeichnis, Die Bücher des Insel-Verlages 1924, enthält die Titel aller zurzeit lieferbaren und in diesem Jahre voraussichtlich noch erscheinenden Bücher. Eine gesondert beigefügte Liste gibt die Preise des Lieferbaren und Mitteilung über noch nicht Erschienenes. Das Verzeichnis wird das Jahr über unverändert gelten, die Liste aber von Zeit zu Zeit erneuert werden.

Unseren Quartalsbericht beginnen wir mit den Sammlungen. Zwölf neue Bände der Insel-Bücherei werden wir im Mai vorlegen. Ein vollständiges Verzeichnis aller Bände steht unberechnet zur

Verfügung. Die Deutsche Vergangenheit wird im Laufe des Sommers durch den Band Die sächsischen und salischen Kaiser fortgeführt werden; in den Memoiren und Chroniken werden Die Briefe der Liselotte von der Pfalz, und in den Deutschen Meistern wird noch im Mai der Band über Karl Friedrich Schinkel von August Grisebach erscheinen. Der Dom-Bau geht seinem Ende entgegen: Seuses Deutsche Schriften sind erschienen; ihnen werden im Sommer die Mystischen Dichtungen aus sechs Jahrhunderten und Ruisbroecks Zierde der geistlichen Hochzeit und kleinere Schriften folgen. Eine neue Auflage des Paracelsus befindet sich im Druck. Ausgaben von Ekkehard und Kepler sollen im nächsten Jahre folgen.

Von den Gesamt-Ausgaben, an deren Weiterführung wir arbeiten, ist vor allem die große Balzac-Ausgabe zu nennen. Drei Bände sind erschienen, ebenso als Ergänzungsband die Dreißig tolldreisten Geschichten, Band IV und V werden im Mai vorliegen, so daß damit über die Hälfte der Ausgabe fertiggestellt ist. Wir hoffen, bis zum Jahresende die zehn Bände vollständig liefern zu können. Vom Born Judas, dem großen sechsbändigen Schatzhaus jüdischer Märchen, Sagen und Legenden, ist das 7. bis 9. Tausend soeben erschienen. Eine besondere Ankündigung, die auch diesem Hefte beiliegt, unterrichtet über Inhalt und Preise der Bände. Von 1001 Nacht ist der dritte Band nunmehr in Kürze zu erwarten. Von Tolstois Erzählungen sind die ersten beiden Bände erschienen; die beiden anderen werden im Herbst vorliegen, so daß dann sämtliche Romane und Novellen des Dichters bei uns vereinigt sind.

Von unseren Dünndruck-Klassikern erscheint die neue, zu sieben Bänden erweiterte und nunmehr ganz vollständige Schiller-Ausgabe noch im April, ihr werden Heine in fünf Bänden, seit langem von vielen erwartet, und Kleist in zwei Bänden folgen. Shakespeares König Johann ist erschienen. Troilus und Cressida befindet sich im Druck. Als Ergänzungsband zu unserer fünfbändigen Stifter-Ausgabe erschien in der gleichen Ausstattung der mit 28 Bildern geschmückte Band Aus dem alten Wien.

Ferner erschienen: Voltaires Erzählungen in der Übertragung von Ernst Hardt; Sebastian Hensels berühmtes Buch über die Familie Mendelssohn in neuer Ausstattung und geschmückt mit zwanzig zum größten Teil bisher unveröffentlichten Bildern; des großen Italieners Giacomo Leopardi Ausgewählte Werke in der Übertragung Ludwig Woldes; Band III des Jahrbuchs der Sammlung Kippenberg; Schopenhauers, aus seinem Nachlaß von Otto Weiß herausgegebene Philosophische Aphorismen; in neuen

Auflagen: Eichendorffs Ausgewählte Werke in zwei Bänden, die lange vergriffen waren; Albrecht Schaeffers Helianth in drei handlichen Taschenbänden auf Dünndruckpapier; Humboldts Brautbriefe, jetzt in Ganzleinen gebunden; Grimms Märchen in der gleichen Ausstattung wie die Märchen von Andersen und Hauff, und Ricarda Huchs gewaltiger Roman des Dreißigjährigen Krieges Der große Krieg in Deutschland (14. bis 16. Tausend). In Kürze werden folgen: das 12. bis 15. Tausend unserer zweibändigen Dünndruckausgabe von Cervantes' Don Quixote, ein neuer Gedichtband Hymnen von Johannes R. Becher; Attische Sonette Theodor Däublers und ein neuer Roman von D. H. Lawrence, dem Verfasser des Regenbogens: Söhne und Liebhaber. Neue Auflagen der achtbändigen Storm-Ausgabe, von Kortums unsterblicher Jobsiade und E. T. A. Hoffmanns Prinzessin Brambilla (mit den Kupfern nach Callot) befinden sich im Druck.

Die Einladung zur Subskription auf die Faksimile-Ausgabe der Manesseschen Handschrift konnte noch nicht versandt werden, da die Wiedergabe der Probeseite noch nicht vollendet ist; die darauf Wartenden müssen wir auf den Mai vertrösten. Die Faksimile-Ausgabe von Bachs H-Moll-Messe ist soeben fertiggestellt; sie ist in zwei Einbandarten, Leder und Halbpergament lieferbar. Als vierter Druck der Staatlichen Akademie für Buchgewerbe und Graphik in Leipzig erschien soeben Goethes Stella in der ursprünglichen Fassung. Der Druck erfolgte in der neuen Tiemann-Antiqua auf echtem Büttenpapier in 300 numerierten Exemplaren. Endlich sei noch erwähnt, daß wir die Spielkarten Philipp Otto Runges nach den wiederaufgefundenen Originalholzstöcken in 300 Spielen haben herstellen lassen; sie wurden auf Grund eines Unikums von des Künstlers Hand, das uns die Familie Runge gütigst zur Verfügung stellte, koloriert.

Ein Gesamt-Katalog aller Veröffentlichungen des Insel-Verlages seit seiner Begründung, wie ihn unsere Freunde und namentlich die Sammler unter ihnen seit langem sich wünschen, soll zum 15. Oktober erscheinen, als zu dem Tage, da vor fünfundzwanzig Jahren, 1899, nachdem am 19. September die Ankündigung erfolgt war, das erste Heft der „Insel" ausgegeben wurde und den der Insel-Verlag daher als seinen Jubiläumstag betrachtet.

* * *

Dem am 1. Februar fünfzig Jahre alt gewordenen Hugo von Hofmannsthal huldigen wir, indem wir unseren Lesern eines seiner schönsten Jugendgedichte in der Handschrift vermitteln.

DAS INSELSCHIFF

EINE ZEITSCHRIFT FÜR DIE

FREUNDE DES INSEL-VERLAGES

*

18. JULI 1924

ZUM SECHZIGSTEN GEBURTSTAG

VON

RICARDA HUCH



5. JAHRGANG HEFT 5

LEIPZIG · IM INSEL-VERLAG

INHALT

Für den Inhalt verantwortlich: Karl Weisser, Leipzig
Druck von Poeschel & Trepte, Leipzig

DAS INSELSCHIFF

*

EINE ZEITSCHRIFT

FÜNFTER JAHRGANG / DRITTES HEFT

18. JULI 1924

*

Von uns selbst hängt unsere Unsterblichkeit ab: nicht von der sinnlichen Liebe, die wir erregten, nicht von der Bewunderung, die etwaigen Leistungen gespendet wird, sondern von dem inneren Leben, das unser Hauch anfacht, von dem erwärmenden Feuer, das von uns ausstrahlt. Das Gefühl, in die Seele eines anderen aufgenommen zu sein und in ihr zu wirken, kennen wir aus dem irdischen Leben als höchste Seligkeit; es ist der Himmel, wie Hölle die Finsternis des von der Liebe Ausgeschlossenen ist. Wer keinen Menschen liebt und von keinem Menschen geliebt wird, kann nicht auferstehen.
Ricarda Huch

LUCIA DORA LÖFFLER-FROST

RICARDA HUCH

RICARDA HUCH ist vielleicht die einzige deutsche Schriftstellerin, von der niemand zu sagen wagt, er kenne sie nicht. Aber wie verschieden ist das Bild, das sich von ihr in den Köpfen malt! Den einen ist sie noch immer die Vertreterin jenes Geschlechtes der Emanzipierten, die sich die Vorrechte des Mannes, zu denken, zu urteilen, zu handeln, anmaßen, gewiß die Begabteste, aber doch mit dem Stigma des Zweitklassigen, der Nachahmung und Aspiration. Anderen gilt sie als Feministin, da sie die Überlegenheit der Frau über den Mann behaupte. Den Agitatorischen mißfällt sie als unfruchtbare, tendenzlose Ästhetin, der die Energie und Einseitigkeit der Kämpferin fehle, als die geborene Betrachterin, die verstehe und gelten lasse, als die Dame, die höchst interessiert dem Leben aus ihrer Loge zuschaue, beifällig, wenn es recht wild und bewegt

zugeht, die sich aber wohl hüte, selbst auf die Bühne des Kampfes zu steigen. Den Ängstlichen erscheint sie im Gegenteil als eine gefährliche Ruferin zur Freiheit, eine Parteigängerin der radikalen Idee und des „Kommunismus". Als die Arbeit der typischen Bürgerin rühmt dieser ihr Werk, das mit der Zurückhaltung der Patrizierin alle Tüchtigkeit, Disziplin und Gewissenhaftigkeit der Bourgeoisie vereine, und jener schwört auf ihr revolutionäres Herz. Formvollendet und geschliffen nennt man ihren Stil, oder auch ursprünglich, aber chaotisch und ungegliedert; die männlichste aller Schriftstellerinnen und die spezifisch weibliche; eine Gelehrte, eine Dichterin: jeder Widerspruch ist vorhanden.

Hat sie so große Wandlungen durchgemacht? Von „Michael Unger" bis zu „Michael Bakunin" ist ein weiter Weg, aber doch nur der Weg der Reife und der Vervollkommnung zu immer größerer Entflammtheit und Entschiedenheit. Es gibt in diesem Weg kein Knie, kein Abbiegen, keine Umkehr, keine Bekehrung. Aber eins ist auffällig: auch ihr leibliches Bild zeigt diesen Widerspruch, der ihrem Ruf eigen ist. Selten findet man in einer Physiognomie eine so große Verschiedenheit im Charakter des Profils und des Gesichts. Ein entschieden geformter, kühner, sehr selbstbewußter und eindeutiger Profilumriß löst sich bei einer Drehung en face überraschend ins Weiche, Vielfache, Vieldeutige auf. Und so blickt auch aus der einen Reihe ihrer Bücher ihr Profil und aus der andern ihr weites Angesicht.

Thomas Mann spricht einmal von der musikalischen Präexistenz einer Dichtung vor der Form und von dem qualenreichen Ringen des Künstlers, dieses latente Grundgefühl eines Werkes während der Ausarbeitung festzuhalten, in Worte und Rhythmen einzufangen. Bei Ricarda Huch liegt die musikalische Präexistenz sicher und unverlierbar in ihrer Seele; man hat nicht den Eindruck eines Ringens, sondern den einer un-

vermeidlichen Musik. Aber es ist nie eine spezifische Musik; sie will nie ein Werk von besonderem Geschmack. Das Musikalische hat in ihr dieselbe Wurzel wie das Religiöse. Sie will immer die Ganzheit: das ganze schöne, grausame Leben. Gott wird stets die Ehre gegeben, auch dem Teufel die Kraft zum Dasein, auch dem Bösen die Lust zum Wirken verliehen zu haben. Ihr Werk preist das Leben, aber auch die Vernichtung; die Konsonanz und die Dissonanz. Diese Bejahung der Widersprüche, dem Menschen des Verstandes unzugänglich, dem Menschen der Moral unerträglich, nimmt ihrer Darstellung die Schwere, erhebt den Leser wie Musik über die Wirklichkeit, erweitert sein Herz und füllt es mit der süßen Zwiespältigkeit der Liebe. Diese Fülle ist schon in ihren ersten Romanen, dem „Ludolf Ursleu“ und „Michael Unger“, bisweilen noch naiv und unbeholfen, sie ist in den großen historischen Romanen, im „Kampf um Rom“ und noch mehr in dem „Großen Krieg in Deutschland“, jenem Werke, das mit seinem Reichtum an Begebenheiten und Gestalten, der Bewegtheit und Farbigkeit ihrer Darstellung, der Intensität der inneren Schau und auch seinem Umfang nach eine zentrale Stellung im Schaffen der Dichterin einnimmt. Sie lockt die Geister der Vergangenheit nicht durch Requisiten herbei, die Beschwörung gelingt unmittelbar. Sie läßt sprechen. In den Biegungen seiner Sätze muß jeder sich enthüllen, den Grad von Selbstbehauptung, von Realität und Urteil, das Zeitmaß seines Willens, die Art der Animalität. Ricarda Huch kennt nicht nur die Gedanken ihrer Personen und läßt diese äußern, sie kennt den Wortschatz jedes einzelnen, seine Lieblingswendungen, seine Akzente: die Stimmen kommen aus dem Fleisch. So deutlich, daß man (da es historische Personen sind) vor ihrer Gegenwärtigkeit erschrickt. Wir hören Gustav Adolfs Stimme, wie sie höher gleitet, sich verdunkelt, lacht, verbrämt von der Lust des Machtbewußtseins; wir spüren seine freudige Zudringlich-

keit in Verhandlungen, die nur wenig mehr im Guten fordert, als sie im Bösen erzwingen könnte, die späht, zögert, steigt und lachend zuschlägt; jung klingt seine Stimme aus dem naiven Zynismus, als ihm seine starken Gedanken noch neu und frisch sind, und wir hören ihn, als sie erprobt sind, sicherer artikulieren und doch stiller, weil er auf den „Weiser in der Brust“ horcht. Er wird zwar auch unserm Auge dargestellt, wir sehen ihn in Frankfurt einreiten, von dem strahlend blonden Haar den hellen Respondent mit der grünen Feder lüften, den er bei Breitenfeld getragen; aber das wäre nicht mehr als ein Bild, hätten wir ihn nicht vorher in der Rede erlebt. Diesem Vermögen der Darstellung allein verdanken die tausend Personen des Werks ihre bestürzende Lebendigkeit. Der bittere, unerfüllte Mansfeld mit dem klugen, reizbaren Gesicht, Kepler, reinen Herzens und hartköpfig, Wallenstein, scharf und behutsam zugleich, das alte feine Kaisertier Rudolf, Tilly, Pappenheim, die Herzoginnen von verliebter und heroischer Natur, alle beweisen ihr Leben durch die erstaunliche Individualität ihrer Sprache. Hier sind Grenzen der Begabung nicht zu entdecken, es ist, als hätten sich alle gedrängt zu der gästeoffenen Seele der Dichterin, entzückt, noch einmal leibhaftig sprechen zu dürfen. Die Personen spiegeln einander in Mißtrauen, Furcht, Haß oder Freundschaft, berechnend oder ahnungslos oder überlegen, und so steigert sich ihre Plastik; ihre Reden sind voller Substanz, und so wächst die Zeit aus der tausendfachen Beleuchtung heraus.

In kleinerem Ausmaß bis zur atembeklemmenden Meisterschaft ist diese Fülle in der Erzählung „Der letzte Sommer“ gediehen. Hier ist der Reaktionär und der Revolutionär mit derselben Liebe dargestellt, das Opfer mit derselben Sympathie umdichtet wie die schlanke Energie des Vernichters, der nur Betrachtende mit derselben Gelassenheit wie der kühn Handelnde, der die Kluft zwischen Überzeugung und Tat nicht

kennt. Und aus diesen Widersprüchen des Gefühls, in die der Leser gestürzt wird, erhebt sich kein Einwand gegen das Leben, sondern ein religiöses Gefühl der Ehrfurcht vor der Größe des Lebens, vor seiner Schönheit und Grausamkeit, wie es alle epische Kunst erweckt, ein Gefühl, verwandt der Liebe, der Bejahung des eigenen Selbst und des andern, des Fremden, die uns zugleich bestätigt und von uns selbst erlöst.

Aber lähmt diese Weite des Herzens nicht die Tatkraft? Stößt sie uns nicht aus dem Leben? Es scheint nicht so, wenn man ihre Essaybücher liest. In ihren Dichtungen verschwindet Ricarda Huch hinter dem Werk, in ihren Essaybüchern hat sie sich selbst geäußert; da zeigt sich ihr entflammtes kühnes Profil. Da kommt die lebendige Persönlichkeit zum Wort, eine bestimmt umrissene Persönlichkeit, nur durch den Dienst der Dichterin am Göttlichen veredelt. Es sind die Bilder der Befreier, in die sie ihre Persönlichkeit ergießt: Luther, die Helden des italienischen Risorgimento, die Romantiker, die Revolutionäre von 1848, Bakunin, der „Anarchist". Ihre Essays sind Bücher der Freiheit. Drei ragen hervor: das zweibändige Werk über die Romantik, „Luthers Glaube" und „Michael Bakunin und die Anarchie". Ein literarisches, ein religiöses und ein politisches Werk.

Befreiung wovon? Empörung wogegen?

Ricarda Huch nennt einmal die Romantik die Empörung des Unbewußten gegen das Bewußte. Durch das bewußt Gewollte und Geschaffene gerät der Mensch in die Abhängigkeit von seinen Absichten, Erfolgen und Werken, vom Gemachten, das ihn am Leben und Wachsen hindert, von Gesetz, Ordnung und Staat, von der Fülle des Bestehenden und seiner Unbeweglichkeit. Er wird engherzig, empfindlich gegen jede Veränderungsnotwendigkeit, gehässig gegen jeden Veränderungswillen, tierisch grausam gegen jede Zerstörungsabsicht. Er wird zum Hüter seiner Werke, sein Leben tritt in periphere, subalterne

Eigenschaften, er wird nett, zahm, ordentlich, pedantisch; er will, ordnet, lenkt, sorgt; und der Erfolg ist schließlich, daß er starr, entkräftet, herzlos und nichtig wird, spezifisch und sonderlich, sauer und müde. Und doch hat er ein dunkles Gefühl von seinem Ursprung aus Gottes Samen und dem Schoß der Natur, von seinem Doppelgänger (dem großen Bruder im Walde, sagen schon die Naturvölker), der stärker, tierischer ist als er, aus dem Herzen statt aus dem Kopfe lebt, ein Ahne, ein Geist, eine Seele, die ihn verlassen hat, ein Dämon, mit dem er sich nur im Rausch, im Tanz verbindet, oder der in ihm schlummert und dessen Auffahren in ihm nur der Dichter blitzschnell erschaut und den nur dieser in ihm beschwört und zum Leben erweckt. Diesen Zwiespalt des Doppelgängertums, diese Teilung des Menschen in seine bürgerliche und seine mythische Person, dieses große Thema E. T. A. Hoffmanns, dieses Ausspielen des Urhaften, des Ahnen gegen das allzu dünn und dürr gewordene Leben des nur bewußten Menschen, das sich in der Sehnsucht nach der Unendlichkeit und Freiheit der Wildnis, nach dem frei blühenden Leben des Mittelalters ausspricht, hat Ricarda Huch als das eigentliche Wesen der romantischen Bewegung erkannt. Lebt nicht jede Dichtung von dem, was an Romantik in ihr enthalten ist? Die romantische Epoche ist nur deshalb ein verrufener Begriff geworden, weil sie so schnell und gründlich entartete, weil diese „in ihren Anfängen so herrliche Bewegung" sich von der Erweckung des Naturhaften, Göttlichen in eine Bewunderung des Alten, Veralteten, Überlebten, Erstarrten und Reaktionären in Religion und Politik verkehrte, also in eine schauerliche possenhafte Veräußerlichung ihrer anfänglichen Verinnerlichung.

Ricarda Huch hat den reinen Begriff der Romantik als einer Befreiungsbewegung wiederhergestellt. Ebenso hat sie in ihrer Gabe zur Reformationsfeier 1917 „Luthers Glaube", einem

Buch, das die ganze Gedenkliteratur zur 400. Wiederkehr des Thesenjahres so unendlich überragt wie das Gültige das Unzulängliche, Luthers Tat von den Mißverständnissen der vier Jahrhunderte gesäubert und blank hingestellt. Auch Luther ist ihr der Befreier von der Willensübertreibung und deren Folgen, der Entkräftung und Selbstzerstörung. Seine Tat ist ihr die Befreiung der Religion von der Moral, des schöpferisch Unbewußten, Ungewollten, aus dem Herzen Quellenden von der Überwucherung des Gewollten, Erzwungenen und Konstruierten. Lebendiger noch als das Gute, das aus dem bewußten Willen getan wird, ist das Böse, das aus dem Herzen kommt. Wert hat allein das Gute, das aus dem Unbewußten notwendig getan wird, woraus folgt, daß alles von Gott kommt und es kein Verdienst gibt. Ähnlich sagt Goethe: „Vom eigentlich Produktiven ist niemand Herr; wir können es alle nur gewähren lassen.“ Luthers radikale Psychologie, seine Entdeckung des wahren Jenseits von Gut und Böse, seine feine zarte kräftige Empfindung davon, seine Zurechtstellung der Werte ist noch nie mit so gelassener sicherer Kraft, mit so geduldigem Feuer auseinandergesetzt worden. Ihr Lutherbuch überragt an Wert und Bedeutung noch ihr Werk über die Romantik. Die feinsten Unterscheidungen sind die entscheidenden, nicht die groben von Nützlich und Schädlich, auch nicht die von Gut und Böse, sondern die von Sein und Wollen. Dies darzustellen und in seinen Auswirkungen klarzumachen, ist ein ewiges Verdienst. Dies Buch wird bleiben, weil das Sein immer wieder vom Wollen befreit werden muß, Gottes Wille immer wieder von des Menschen Willen, wenn das Leben weitergehen soll, der Wille des Herzens immer wieder vom Willen des Kopfes, nicht nur des Fleisches.

Aber auch von der Macht, vom Überwuchern des Staates. Das ist das Thema des Bakunin-Buches. Durch dieses Buch rauscht der Atem der Tat. In dem freimütigen ritterlichen

Riesen Bakunin, in seinem brausenden, stürmenden, brennenden Leben ist die Freiheitstat verkörpert. Ein doktrinärer Kommunist? O nein, aber ein Mann, der wie Luther tief empfunden hat, daß Absonderung vom Ganzen die Sünde ist. Ein Anarchist? Nein, aber ein Mann, der begriffen hat, daß vom kollektiven Leben und seiner Gestaltung die Freiheit des einzelnen, das heißt die Möglichkeit, aus sich zu leben, abhängt. Mit ihm ergreift Ricarda Partei für das alte Deutschland, für die Mannigfaltigkeit in der Einheit, gegen die Zentralisation und den Despotismus des Staates, seinen eisernen Zwang, sein mechanisches Akkumulieren von Macht, seine eifersüchtige neidische Bedrohung des Nachbarn, seine Angst und seine Brutalität, und die ganze Verderbnis, die von ihm aus in die Seelen der einzelnen zieht und die Persönlichkeit ausdörrt. Ein Revolutionär, nicht eisernes, machthungriges Gehirn wie Marx, nicht Glocke wie Alexander Herzen, sondern Fackel und Fahne. Kein Doktrinär und kein kleiner engstirniger Fanatiker, sondern ein Ritter der Freiheit. Ein Kind und doch ein seinem Temperament noch überlegener Geist; und es ist, als wenn uns Ricarda Huch selbst plötzlich ihr volles Gesicht zuwendet, wenn Bakunin sagt, „vor der Ewigkeit sei das alles nichts". Doch macht ihn diese Erkenntnis nicht müde, nicht träg. Auch die Erfolglosigkeit nicht. Es genügt, zu kämpfen, der Stimme des Lebens und der Freiheit zu folgen. Erfolg ist nicht viel; müßte man nicht, wenn alles erreicht wäre, „wieder alles zusammenwerfen"? Man muß nur das Leben wollen, die Zerstörung, wenn sie Leben bereitet, den Tod, wenn er Leben schafft, nicht das Leben, das in der Masse und Länge liegt, sondern in der Intensität. Ricarda Huch hat dieses Leben mit seiner ganzen an Persönlichkeiten und Ideen so reichen Umwelt dargestellt und durchleuchtet. Bakunins Bühne war Europa. Herwegh, Marx, Lassalle, Garibaldi und Mazzini, die deutschen Achtundvierziger gehen über die Szene; auf den



Ricarda Huch

großen erfolgreichen Gegenspieler Bismarck fällt ein schnelles Licht. Die Völker werden in ihrem Wesen charakterisiert. Und doch ist es vor allem ein deutsches Buch, geschrieben mit unendlicher Liebe für Deutschlands Seele, Schicksal, Geschichte. Darin reiht es sich ihren deutschen Geschichtsbüchern an. Wohin in der deutschen Geschichte ihr Blick gefallen ist, da kann das Licht nie wieder ganz verschwinden. Das Licht ihres Auges malt und modelliert, die Menschen und Dinge werden plastisch, aber es durchleuchtet auch und enthüllt das Unsichtbare, die Idee. Was sie an einem ihrer Helden rühmt, „die Fähigkeit, vom Konkreten zum Abstrakten und wieder vom Abstrakten zum Konkreten überzuspringen“, besitzt sie selbst im höchsten Maße. Sie ist die geborene deutsche Geschichtschreiberin. Sie hat in sich die tragende Idee, den Blick der Dichterin für die Persönlichkeit, die Ebenbürtigkeit der Seele vor jeder Größe, die Unbefangenheit des genialen Menschen vor jeder Autorität und den anerkannten Urteilen, die unbesiegliche Leidenschaft für die Wahrheit und die Weltkenntnis der in großen Zusammenhängen Heimischen. Vor allem aber die glühende Begeisterung für die Seele des deutschen Volkes, für das alte, große, von Leben strotzende, in Einheit freie Deutschland. Als im Frankreich des vorigen Jahrhunderts jede Autorität niedergebrochen war, die Ideen der Revolution ebenso wie die der Kirche verbraucht und kompromittiert waren, das Kaisertum wie die Bürgerregierung niemand mehr erwärmte, als Skepsis und Verwirrung das Gesicht Frankreichs zu verwischen, zu verlöschen drohten, da holte es Kraft und neues Selbstbewußtsein aus den Quellen der Vergangenheit. Der große Historiker Michelet war es, der seinem Volke diese Quellen erschloß, der Nation wieder ein Bewußtsein ihres Wesens gab, und damit Einheit, Glauben, Volkskraft und Enthusiasmus für eine Idee. Ricarda Huch hat noch keine zusammenhängende deutsche Geschichte geschrieben, aber sie

hat gezeigt, in welchem Sinne sie geschrieben werden müßte. Wir begrüßen und verehren in Ricarda Huch einen deutschen Besitz, der jeden mit Stolz und Freude erfüllt; niemand steht ungestärkt und unvertieft von ihren Büchern auf; denn in ihr ist beides: Wahrheit und Liebe.

* * *

RICARDA HUCH
DER FRIEDE

Das Schlußkapitel aus dem „Großen Krieg"

AM Ostermorgen des Jahres 1650 brannte die Sonne nicht wie ein Freudenfeuer; sondern wie die Flamme eines Leuchtturmes an der Küste eines wilden Meeres, das Nebel umwogen, schimmerte sie verhüllt durch schweres Frühlingsgewölk. Der Pfarrer des Dorfes, Christian Hohburg, wohnte mit seiner Tochter und ihrem kleinen Kinde bei einem Bauern, weil das Pfarrhaus abgebrannt und noch nicht wieder aufgebaut war, und befand sich im Hofe, wie die übrigen mit der Fütterung des Viehs beschäftigt. Er band eine Ziege an einen Zaunpfahl, rüttelte daran, und da er ihn locker fand, machte er den Strick wieder los und knüpfte ihn an einen Apfelbaum; dann winkte er dem Sohne des Bauern, damit er ihm behilflich wäre, den Pfahl besser zu befestigen. Am besten wäre es, den morschen ganz zu entfernen und einen neuen einzuschlagen, sagte der hinzutretende Bauer, und wie er über den Zaun hinweg in die wellige Ebene hinuntersah, unterbrach er sich, hielt die Hand über die Augen und sagte, er sehe etwas Schwarzes am Horizonte, das sich bewegte. Wenn der Frieden nicht ausgerufen wäre, würde er es für Soldaten halten.

Da der Pfarrer es auch sehen wollte und fragte, wo es wäre, erklärte der Bauer, er müsse gerade über die Wüste hinübersehen, wo vor der Schlacht bei Lutter das Dorf gewesen wäre.

Die Tochter des Pfarrers, die zur Zeit jener Schlacht noch

nicht gelebt hatte, erkundigte sich, was es mit dem Dorf und der Schlacht für eine Bewandtnis habe; worauf der Bauer davon erzählte, und daß dort, wo man den großen Steinhaufen erkennen könnte, die Mühle gestanden hätte. Sie könne übrigens den alten Schuhflicker ausfragen, der ehemals in jenem Dorf ein wohlhabender Bauer gewesen wäre und eine Frau und schöne Kinder gehabt hätte. Er habe aber nur eins davongebracht, und das sei bei der Flucht aus dem brennenden Dorfe stumm und närrisch geworden.

Der Schuhflicker erzählte auch, fügte die Bäuerin hinzu, daß irgendwo drüben auf dem wüsten Fleck ein Schatz vergraben sei; denn mehrere fliehende Offiziere hätten ihre Beute, eine unermeßliche Menge von Gold, Silber und Kostbarkeiten, in einem Stalle vergraben, in der Meinung, sie nach beendigter Schlacht zu holen, wären aber gefallen und niemals wiedergekommen.

Warum denn der Schuhflicker den Schatz nicht ausgegraben hätte? fragte der Pfarrer. Der arme Mann werde ihn wohl brauchen können.

Er habe es oft und oft versucht, sagte der junge Bursche, aber er habe die Stelle nicht mehr finden können.

Die Bäuerin blickte besorgt auf ihren Sohn und sagte, sie wisse wohl, mit was für Gedanken er sich trage, sie wolle es aber nicht leiden; die Schatzgräberei sei etwas Teuflisches, und der Mensch solle nicht durch schwarze Kunst reich werden.

Nun, meinte der Pfarrer, etwas ausgraben, was ein anderer eingegraben hätte, sei natürlich und habe nichts mit dem Teufel zu schaffen. Aber er sei der Meinung, man vergeude wohl nur Zeit und Kraft damit und tue besser, die Erde nach der Frucht umzugraben, die man selbst gesät habe und die Gott wachsen lasse.

Die Pfarrerstochter, eine schlanke, braune, mädchenhafte Frau, die während des Gespräches träumerisch nach den

Trümmern des verschwundenen Dorfes hinübergesehen hatte, warf verstohlen einen schnellen, lachenden Blick auf den jungen Burschen, als ob sie doch Lust zu dem Abenteuer hätte und sich mit ihm dazu verabreden wollte.

Als die Stunde zum Gottesdienst kam, begab sich der Pfarrer mit seiner kleinen Gemeinde auf den Kirchhof, der die Kirche umgab. Während des Krieges hatte sich dort einmal eine Abteilung Soldaten verschanzt, und die Kirche war bei diesem Kampfe zerschossen, verbrannt, verwüstet und ausgeraubt worden. Die Armut der Gemeinde hatte den Schaden noch nicht ersetzen können, und so fand es der Pfarrer schicklicher, die Osterfeier im Freien vor der Kirche zu begehen, da das Wetter gut war. Er hatte einen Tisch auf den Kirchhof gebracht und zur Feier des heiligen Abendmahles einen Laib Brot und einen Krug Wein bereitgestellt; von dem dazu bestimmten kirchlichen Gerät war nichts mehr vorhanden.

Der Pfarrer, der zwischen dem vierzigsten und fünfzigsten Lebensjahre stand, dem aber Sorgen und Kämpfe aller Art hart zugesetzt hatten, musterte seine Zuhörer, richtete sich gerade auf und begann seine Rede.

„Ihr seid alle arm", sagte er, „und habt viel gelitten; aber gebt euch nicht der Trübsinnigkeit hin, denn heute ist der Tag der Auferstehung, ein Freudentag. Es ist der Tag, da es im Grabe des Herrn der Welt leise donnerte wie in einem vulkanischen Berge, da der heilige, gemarterte Leib, herausgeschleudert wie ein feuriges Schwert, den Grabdeckel zur Seite warf, die Luft durchschnitt und in den Wolken verschwand. Auch unser geliebtes deutsches Vaterland ist verhöhnt, gegeißelt und ans Kreuz geschlagen worden und liegt nun begraben; möge es unten im Krater der Gruft still sich mischen und kochen und einst, das Gehäuse zerbrechend, wie eine verwandelte Raupe geflügelt in das eroberte Element steigen. Das kann aber nur geschehen, wenn ein jeder von euch in seinem Herzen

Wiedergeburt und Auferstehung erlebt. Die kommt nicht von Worten, die muß errungen und erstritten sein. Glaubt es den feisten Pfaffen nicht, daß es mit Glauben und Katechismuslernen getan sei und daß die Gnade Gottes einem wie die Taube dem faulen Schlaraffen gebraten ins offene Maul fliegt. Wir haben einen Willen und eine Kraft in uns; denn wir sind, wie geschrieben steht, nicht der Magd Kinder, sondern der Freien; und damit sollen wir das Reich Gottes erobern. Laßt euch nicht verführen zu glauben, daß wir das Gute nicht vollbringen könnten, weil uns die Sünde aufgeerbt und eingefleischt wäre: das sagen die Trägen, die Schwelger, die Gleichgültigen, um ihre Unfruchtbarkeit zu entschuldigen. Wir haben einen Simson in uns, der ist, wenn er sich enthält, ein unüberwindlicher Soldat, der schüttelt die Locken wie ein Löwe und zerbricht die Säulen, die das Reich der Sünde tragen, daß es einstürzt. Wasser und Gebet taufen nicht recht, Feuer und Schwert taufen zur Wiedergeburt und Auferstehung. Seid wachsam, seid tapfer, seid ohne Falsch und ohne Furcht, das sind Tugenden über alle Tugenden; so ihr die habt, seid ihr Ritter, mögt ihr auch als Bauern geboren sein. Aus Staub und Dreck seid ihr doch zum Ebenbilde Gottes geschaffen; aber ihr müßt es selber in euch schaffen, wie der Künstler das Bild aus dem Marmor schlägt. Setzt Hab und Gut und die ganze Kraft daran, so wird der neue Mensch, der aus eurem zerrissenen Herzen aufersteht, Gottes Züge tragen."

Erst jetzt bemerkte der eifrig redende Pfarrer eine Unruhe unter seinen Zuhörern, und indem er ihren über die Kirchhofsmauer gerichteten Blicken folgte, sah er einen Trupp Reiter auf das Dorf zusprengen. Sie hätten doch ihre Häuser gut verschlossen? wandte sich der Pfarrer an die Bauern. Diese bejahten, setzten aber besorgt hinzu, Soldaten pflegten überall eine Tür zu finden, wenn sie etwas suchten. Der Frieden sei ja verkündigt, sagte der Pfarrer beschwichtigend; blickte

aber doch scharf nach den Reitern, unentschlossen, ob er den Gottesdienst weiterführen solle. Unterdessen hatten die Soldaten vergebens an einigen Türen gerüttelt und kamen, da sie die Versammlung gewahr wurden, auf den Gottesacker.

Ihr Anführer, ein junger Mensch, sprang vom Pferde, näherte sich dem Pfarrer und sagte, er sei beauftragt, in diesem Orte eine Kontribution von tausend Talern zu erheben; der Pfarrer solle das Geld zusammenbringen, und inzwischen solle ihnen ein Essen hergerichtet und ihren Pferden Futter gegeben werden.

Das könne nicht an dem sein, entgegnete der Pfarrer; es sei ja Frieden, die Plackerei habe ein Ende. Brot und Hafer für die Pferde würden sie aus christlichem Mitleiden und gegen Bezahlung hergeben, zu mehrerem wären sie nicht verpflichtet, und vorher wolle er den Gottesdienst zu Ende bringen.

Für wen der Pfarrer sie hielte? erwiderte der Leutnant gereizt. Sie wären keine Herde Schafe, sondern Soldaten. Sie pflegten nicht zuzuhören, sondern predigten selbst, und wer ihr erstes Wort nicht verstünde, dem hieben sie das zweite mit dem Schwert in den Kopf.

Da er mit dieser Drohung keinen Eindruck auf den Pfarrer machte, wurde er zornig, packte plötzlich die Tochter des Pfarrers am Arm und erklärte, sie als Geisel behalten zu wollen, bis das Geld herbeigeschafft wäre. Die junge Frau wollte sich unwillkürlich zur Wehr setzen, aber da sie das kleine Kind auf dem Arme trug, das leicht hätte verletzt werden können, warf sie einen hilfeflehenden Blick auf ihren Vater. Im ersten Augenblick zuckte die Hand des Pfarrers nach dem Messer, das er im Gürtel trug; angesichts der vielen Bewaffneten jedoch beherrschte er sich und bat den Anführer, eingedenk zu sein, daß sie alle Brüder wären, und ihm seine Tochter mit ihrem Kinde herauszugeben; er sei bereit zu ver-

suchen, ob er das Geld oder einen Teil davon in den nächsten Dörfern zusammenbetteln könne.

„Du böser, ketzerischer Lutherpfaff," sagte der junge Mann, „obwohl du verdientest, daß ich dich am nächsten Baume aufhängte, will ich gnädig sein und dir die Dirne herausgeben, wenn du mir das Geld schaffst; aber nicht eher." Hierauf entschloß sich der Pfarrer, das Unwahrscheinliche zu wagen, empfahl den Bauern seine Tochter und machte sich auf den Weg.

Als er nach mehreren Stunden zurückkam, war der Kirchhof voll Geschrei und Getümmel. Eine Frau kam dem erschreckten Pfarrer entgegengelaufen und berichtete, der Leutnant habe seine Tochter erstochen, sie liege in ihrem Blute, und bald würden sie alle miteinander des Todes sein. In einem Satze war der Pfarrer zwischen den Kämpfenden, schrie nach seinem Kinde und warf sich, da sie unwillkürlich Raum gaben, auf den noch atmenden, über einen Grabhügel hingestreckten Körper. Nach einer Minute jedoch sprang er wieder auf und rief mit starker Stimme: „Herrgott! bist du wahrhaftig Gott der Herr, so räche deinen Knecht an diesem Mörder!" Dann stürzte er sich, das Messer aus dem Gürtel reißend, mitten in den Haufen. Den Bauern war es zumute, als sei ein Engel vom Himmel gefahren, um ihnen beizustehen; sie drängten mit verdoppeltem Nachdruck auf den Leutnant ein, der von dem Anprall das Gleichgewicht verlor und umfiel. Während Männer und Frauen sich gegen die Soldaten stemmten, kniete der Pfarrer auf der Brust des Mörders. „Du Abtrünniger von Gott!" rief er, „du Judas! du Judas! Der Herr, den du verraten hast, hat dich in meine Hände gegeben. Jetzt werde ich dir das bübische Herz aus dem Leibe reißen und es auf den Mist werfen, daß die Schweine es mit ihrem Rüssel umwühlen und es fressen. Wimmere du jetzt um Gnade! Mir ist es nicht genug, dich wimmern zu hören, ich will dich röcheln und

nach Luft schnappen hören. Ja, Gott der Herr wird mir genugtun und mich in Ewigkeit dein Jammergeschrei aus der Hölle hören lassen. Mein Kind wird seinen Engelsleib auf Taubenflügeln schwingen, während dein verfluchtes Fleisch sich unter feurigen Martern krümmt, ohne je zu vergehen!"

Solche Worte schrie der Pfarrer, über den sich windenden Mann gebeugt, halb besinnungslos vor Wut heraus, als er plötzlich in jäh entstehende Stille hinein eine laute Stimme hörte und, sich umwendend, einen reichgekleideten Offizier sah, der mit hochgezogenen Brauen, den blanken Degen in der Hand, neben ihm stand; es war der Oberst, zu dessen Regiment der Leutnant gehörte und dessen unerwartetes Erscheinen den Aufruhr mit einem Male stillte. Er wolle die Sache untersuchen, sagte er, da von allen Seiten auf ihn eingeredet wurde; der Pfarrer möge den Leutnant einstweilen loslassen, sei er schuldig, wolle er, der Oberst, ihn nach Gebühr bestrafen.

Der Pfarrer schüttelte den Kopf. Den Wolf, der sein liebes Kind erwürgt habe, sagte er, wolle er selbst töten; in seine Hand habe Gott ihn gegeben.

Unterdessen hatte sich der Knäuel der Streitenden völlig gelöst, so daß der Oberst des erstarrten Körpers der getöteten Frau ansichtig wurde. Der Täter, der sein Gesicht sich verdüstern sah, richtete sich unter des Pfarrers nachlassenden Fäusten ein wenig auf und winselte, er habe das Weib gewiß nicht töten wollen, habe sie nur zum Spaß an sich gedrückt, da habe sie sich wie eine wilde Katze gebärdet und würde ihn mit den Händen erwürgt haben, wenn er sich ihrer nicht gewaltsam entledigt hätte.

„Du bist ein Mörder und Landfriedensbrecher", sagte der Oberst finster, „und wirst deinen Lohn durch Henkershand sogleich erhalten. Dein Blut soll das Blut, das du meuchlerisch vergossen hast, auswaschen. Der Pfarrer soll sagen, auf welche

Heroische Landschaft.

Eine unübersichtbare Ebene hinrollt
Der Strom unendlich in der ebnen blauen Kreis
Kein Lüftchen, das ihn gekühlt,
Kein Brückenband hielt ihn zusammen,
Stark fließt er unaufhaltsam, [illegible] [illegible];
Vielleicht auf Kähnen schwankend die [illegible]
Hoch in der Schlacht [illegible] Drang;
Doch blühten von den Höhen, die weit stehen,
Mit herbstlich milden Klang
Die von [illegible]
Nach weiten [illegible].
Nun seh ich Götter freudig ihn betreten
[illegible]; Mittag [illegible] Küssen;
Schicksal im Sinne,
Von einer breiten [illegible] und [illegible]
Wohin? Wohin?
Zu fernen Völkern Reich u Heiligtümern?
Zu einem goldnen Gericht?
Die Sterne lauschen — —
Verwirrt, noch ein Klirren in der Luft.

Weise ich ihm Genugtuung geben kann; ich bin bereit, sie zu leisten, wenn ich vermag."

Der Pfarrer kam während dieser Worte wie aus einem Krampfe zu sich; seine Hände, die den Schuldigen an der Brust gepackt hielten, lösten sich auf, er ging wankenden Schrittes zu dem Leichnam seiner Tochter hinüber, kniete neben ihr nieder und brach in Tränen aus.

Mit gerunzelter Stirn blickte der Oberst zu Boden und gab ein Zeichen, daß der Leutnant, dem die Hände bereits gebunden waren, abgeführt würde. Wie er dann das verwaiste Kind bemerkte, mit dem sich ein paar Bäuerinnen beschäftigten, betrachtete er es, dachte ein wenig nach und wandte sich zu dem Pfarrer. Wenn es ihm recht sei, sagte er, so wolle er das kleine Mädchen mitnehmen und zu Hause mit seinen eigenen Kindern aufziehen lassen, daß es einmal eine reiche und vornehme Dame würde.

Der Pfarrer stand auf, legte die Hand auf den blonden Kinderkopf und sagte, das könne nicht sein. Gott habe ihm das Kind anvertraut, es solle lieber bei ihm ein Bettelkind werden, als ein Fürstenkind anderswo.

Das sei wunderlich geredet, sagte der Oberst unzufrieden. So möge der Pfarrer denn gestatten, daß er dem Kinde ein Schmuckstück hinterließe, zum Andenken und auch zur Buße; und er löste sich dabei eine goldene Kette mit einem Anhänger von der Brust, auf dem ein Bild der Mutter Maria in Schmelz gegossen war. Der Pfarrer war im Begriff, die Gabe unwillig zurückzuweisen; allein als er das Kind mit Lachen danach haschen sah, besann er sich und ließ es schweigend geschehen, daß der Oberst das Gehänge um den kleinen Leib wand.

Da sich gleichzeitig alle Blicke dahin wendeten, wo eben der Mörder zur Hinrichtung geführt wurde, stieg dem Pfarrer das Blut ins Gesicht, und er wandte sich hastig an den Obersten

mit der Bitte, den Delinquenten loszulassen, er habe seine Rache Gott geopfert und wolle seinen Tod nicht mehr.

Das gehe nicht an, erwiderte der Oberst, er könne einen Bösewicht nicht bei braven Soldaten stehen lassen, das sei ein schlechtes Exempel, und Strafe müsse sein.

Es sei Ostern und Frieden, sagte der Pfarrer, seit dreißig Jahren zum ersten Male Frieden. Leider sei der holdselige Tag mit Blut befleckt worden, das müßten sie sühnen, es geschehe aber nicht durch mehr Blut. Der Schuldige solle zusehen, wie er seine Seele errettete.

Mit sichtlichem Widerwillen gab der Oberst endlich nach; er tue es ungern, sagte er, und nur, um dem Pfarrer seinen guten Willen zu beweisen.

Der Pfarrer dankte und wies die Bauern an, nunmehr den Kirchhof ein wenig zu säubern, damit er den Gottesdienst vollenden und ihnen das Abendmahl reichen könne; den Obersten lud er ein, mit den Seinigen daran teilzunehmen. Nach einigem Zögern sagte der Oberst, sie wären meistenteils Katholiken und stehe es ihnen fast nicht an, einer evangelischen Osterfeier beizuwohnen; man könne es aber zu dieser Zeit und bei dieser Gelegenheit so genau nicht nehmen, und zum Zeichen des endlich aufgerichteten Friedens willige er ein.

Es war inzwischen Abend geworden, und der weiche Himmel bog sich über das dämmernde Hügelland, wie ein Strauch voll weißer Rosen über ein Grab. Der Tisch wurde wieder hergerichtet, und für den verschütteten Wein wurde Wasser gebracht. Dergleichen Abendmahl habe er noch nicht gesehen, fuhr es dem Obersten heraus, der den Vorbereitungen staunend zusah; es scheine mehr für Vieh als für Christenmenschen zu passen.

„Als Christus auferstanden war," sagte der Pfarrer, während er das Brot sorgsam von Erde reinigte, „hatte er ein fremdes Antlitz, und seine Jünger erkannten ihn nicht."

Der Oberst verstand nicht, schwieg aber, und als alle versammelt waren, nahm er seinen Federhut ab, richtete einen befehlenden Blick auf seine Soldaten und kniete nieder, worauf alle seinem Beispiel folgten. Das Stückchen Brot, das der Pfarrer ihm, als dem ersten, reichte, würgte er folgsam, wenn auch nicht ohne Widerwillen hinunter.

Als die stille Zeremonie beendet war, brach die Nacht herein. Wie wenn Chorknaben die Rauchgefäße schwingen und duftendes Gewölk die Pfeiler des Domes verhüllt, wogte es weit um die verschwimmenden Trümmer der zerstörten Kirche, um die Grabkreuze und die knieenden Menschen. „Siehe, es ist alles neu geworden", sagte der Pfarrer, nachdem er den Segen gesprochen hatte. Alle blieben noch eine Weile mit gesenktem Kopfe, dann standen sie von der feuchten Erde auf, und die Soldaten blickten wartend auf den Obersten. Aufsitzen! kommandierte der; weiter! worauf sie nach ihren Pferden eilten und im schnellen Trabe aus dem Dorfe ritten. Der Pfarrer lud sein totes Kind auf den Arm und verließ an der Spitze seiner Gemeinde festen Schrittes den Totenacker.

* * *

STEFAN ZWEIG

LORD BYRON

This man
Is of no common order, as his port
And presence here denote... his aspirations
Have been beyond the dwellers of the earth.
Manfred, Act II.

AM Ostermontag 1824 dröhnen siebenunddreißig Kanonenschüsse von der großen Batterie in Missolunghi, alle öffentlichen Gebäude und Geschäfte werden auf Befehl des Fürsten Maurokordatos jählings geschlossen, und bald erfüllt die Welt von einem Ende bis zum andern, was in dieser jämmerlichen

kleinasiatischen Sumpffestung geschehn: Lord Byron ist gestorben, der erste Dichter, der seit Shakespeare wieder das englische Wort über die ganze Welt getragen. Zwanzig Jahre lang hat eine begeisterte Jugend, eine faszinierte Gegenwart in seiner stolzen, brüsken, oft theatralischen und manchmal wirklich heroischen Erscheinung den Helden der Zeit, den Dichter der Freiheit gesehen. Rußland sprach durch Puschkin, Polen durch Mickiewicz, Frankreich durch Hugo und Lamartine und Musset seine Ideen weiter, und in Deutschland öffnet sich das versteinerte Herz, das sonst aller Jugend eisig verschlossen bleibt, öffnet sich Goethes Herz noch einmal liebend dieser herrlich jugendlichen Gestalt. Selbst England, das geschmähte, verhöhnte, mit tausend Geißeln und Versen gepeitschte, beugt sich dem heimkehrenden Helden auf der Bahre, und wenn auch die Kirche dem Lästrer des „Kain" Westminster-Abbey verschließt, so rauscht sein Tod wie ein nationales Unglück dunkel hin über das Land. Nie vielleicht hat die ganze Welt so einhellig, so erschüttert den Verlust eines Dichters beklagt, und der Größte der Überlebenden schließt noch einmal sein größtes Werk auf, den „Faust", und fügt ihm „neidend sein Los singend" die ergreifende Totenklage ein:

Ach! zum Erdenglück geboren,
Hoher Ahnen, großer Kraft,
Leider! früh dir selbst verloren,
Jugendblüte weggerafft.
Scharfer Blick, die Welt zu schauen,
Mitsinn jedem Herzensdrang,
Liebesglut der besten Frauen
Und ein eigenster Gesang.

Doch du ranntest unaufhaltsam
Frei ins willenlose Netz,
So entzweitest du gewaltsam

Dich mit Sitte, mit Gesetz;
Doch zuletzt das höchste Sinnen
Gab dem reinen Mut Gewicht,
Wolltest Herrliches gewinnen,
Aber es gelang dir nicht.

In diesen zwei Strophen, die dann noch mit der düstern Fuge „Wem gelingt es? Trübe Frage, der das Schicksal sich vermummt" das Schicksal in das Ewige der Dichtung eindeuten, hat Goethe Lord Byrons Lebenslauf in schwarzen Granit gehämmert. Unvergänglich steht diese Grabplatte in der tragischen Landschaft des „Faust", nicht nur das Bildnis dieses außerordentlichen Menschen in die Jahrtausende bewahrend, sondern auch sein Werk.

Denn dieses Werk Lord Byrons ist nicht aus gleich ehernem Metall: schon ist viel von seinen blendenden Farben abgeblättert, das einst so übermächtig Ragende seiner Erscheinung allmählich niedergesunken, und kaum faßt unsere Generation, unsere Gegenwart mehr den magischen Zauber, der einst von seinem Werke über die Welt hinstrahlte, Shelleys edleren, Keats' reineren Genius mitleidslos verdunkelnd. Lord Byron ist heute mehr Gestalt als Dichter, sein Leben, dieses rauschende, dramatische, oft selbst theatralische Leben mehr Erlebnis als sein dichterisches Wort, er ist heroische Legende, pathetisches Bildnis des Dichters mehr als der Dichter selbst. Er hatte alle Bezauberung der Erscheinung, er war so ganz der Dichter, wie eine Jugend ihn erträumt: adelig von Geburt und von Haltung, jünglinghaft schön; kühn und stolz, umrauscht von Abenteuern, vergöttert von den Frauen, rebellisch gegen das Gesetz, er hatte die Romantik des Aufrührers gegen die Zeit, lebte, ein fürstlicher Verbannter, in den paradiesischen Landschaften Italiens und der Schweiz und starb mit einem geknechteten Volke in einem Freiheitskrieg. Um ihn dunkelten und glühten finstere Legenden: wenn die Engländer nach Ve-

nedig kamen, bestachen sie die Gondolieri, um von seinen Orgien und Festen zu hören, selbst Goethe und Grillparzer, die einsam alternden Erlebnislosen, sprachen scheu und mit heimlichem Leid von den furchtbaren Mythen seines Lebens. Und wo er erscheint, ist seine Gestalt festlich und groß, gleichsam renaissancehaft oder antik im kleinen Rahmen der Zeit: am Lido jagt er auf schäumendem Araberhengst allmorgendlich dahin, er durchschwimmt als erster Engländer den Hellespont, er zündet — herrlichstes Symbol seines Heidentums — am Strand von Livorno den Scheiterhaufen an, auf dem Shelleys Leiche ruht, und trägt sein unverbranntes Herz aus der stürzenden Asche. Er reist mit Dienern und Pagen und Hunden als der „cicisbeo" einer italienischen Gräfin von Schloß zu Schloß und hält auf Dantes Grab eine Nacht lang Rast im Gedichte, er fährt zu den Paschas Albaniens und wird von ihnen empfangen wie ein Fürst, Frauen töten sich um seinetwillen, ein ganzes Reich verfolgt ihn mit Schergen und Gesetzen — er aber steht, jünglinghaft schön, herrlich stolz und unbändig gegen alle, trotzt in kühnem Gedicht den Fürsten und Königen und selbst dem Gott der Bibel und der Kirchen. So macht er aus seiner Jugend ein einziges Heldengedicht, von dem Harold und Don Juan nur schwächlicher Abklang sind, und die Jugend, müde der bloß sentimentalischen Dichter, müde der Werthers und der Renés, die um irgendeines hausbackenen Bürgermädchens willen zur Pistole greifen, müde der alten Spötter und Sentimentalisten, der Rousseaus und Voltaires, müde selbst Goethes und all der Schlafrockdichter, die zu Hause am gutgeheizten Ofen im Flanellbausch und mit der Hausmütze ihre Werke schreiben, glüht dem Herrn der Abenteuer zu, der sein Leben pathetisch kühn, umklungen von allen klirrenden Fanfaren des Kriegs und der Liebe, lebt. In Byron wird die Welt wieder jung: sie war müde geworden, mit Voltaire und Goethe und Wordsworth und Kant bürgerlich und

weise zu sein. Seit Napoleon, verjagt, in Sankt Helena siechte, hatte Europa keinen Heros mehr: mit Byron beginnt noch einmal die Romantik der Jugend, er lebt ihr theatralisch ihre Träume vor und stirbt ihr heldisch-pathetisch den richtigen Tod.

Dies hat Byron seinerzeit so groß gemacht, dies und seine neue eigenartige Geste, die große Dunkelheit von Geheimnis um sein Wesen, um seine Gestalt, die tragische Düsternis des Geistes, die fast prahlerische Maske von Weltschmerz und Melancholie. Die Dichter vor ihm waren die idealischen Anwälte des Guten: Schiller war Bote einer freien Gläubigkeit, wie Milton und Klopstock der religiösen, sie waren die Verbundenen einer hohen Gemeinschaft, die Künder einer besseren, reineren Welt. Byron aber hüllt sich dramatisch in düsteres Gewand: seine Helden, seine Verwandlungen sind die Korsaren, die Räuber, die Zauberer und Empörer, die Ausgestoßenen der Gesellschaft, die gestürzten Engel, und Kain, den ersten Aufrührer gegen Gott, erkürt er als seine Lieblingsgestalt. Er erscheint als der Einsame, der Menschheitsverächter nach all den Liebenden der Menschheit, seine Stirne ist verwölkt von verwegenen, aufrührerischen Gedanken, seine Seele verdüstert von geheimnisvollen Verbrechen, das Leiden von Jahrtausenden scheint aus seiner Stimme zu dröhnen, wenn er, der Ausgestoßene seines Vaterlands, in Dantes Worten und Versen wider die Zeit aufklagt. Mit ihm beginnt der Satanismus, den Baudelaire dann dichterisch so wunderbar erhöht, der Hymnus auf das Böse und Gefährliche des Fleisches, die Proklamation der „Sünde“ als Vergehen gegen den bisher heiligen Geist, der Stolz auf die Revolte des einzelnen wider die Welt: unbewußt bereitet er die Revolution des Individualismus vor, der dann ein Jahrhundert später in Nietzsche seine Formel findet. Und die Jugend, die ewig empörerische, fühlt diesen Freiheitsdrang, der nur sich selbst lebt, nicht mehr dem Ideal

einer gemeinsamen Freiheit, und berauscht sich an seiner tragischen Düsternis, sie kann sich nicht satt sehen an dem Bildnis dieses düstern Engels, den Gott geliebt und aus seinen Himmeln verstoßen. Den Prometheus, den Goethe und Shelley gedichtet, hat Byron für seine Zeit gelebt: daher diese ungeheure Bezauberung, die durch ein halbes Jahrhundert den Gottesfeind zum Gott einer ganzen Jugend gemacht.

An dieser titanischen Geste Byrons war nun innerlich vielleicht nichts ganz echt und wahr als sein ungeheurer Stolz, ein Stolz ohne Ziel und Maß, der durch ein Nichts aufzustacheln und durch alle Triumphe nicht zu ersättigen war, ein Stolz, den ein Ruhm nie beschwichtigen und selbst eine Königskrone (sie war ihm von den Griechen angeboten worden) nicht betäuben konnte. Die kleinste Kränkung konnte diesen großen Dichter geradezu physisch unglücklich machen: es wird erzählt, daß er blaß wurde und zu zittern begann vor sinnloser Wut, wenn irgendein Wort seine Eitelkeit verletzte, und die grausame, tückische, bis ins Pathologische gesteigerte Art der Satire gegen seine Kritiker (Southey vor allem, den er ans Kreuz seines Spottes genagelt hat), gegen seine geschiedene Frau, gegen seine politischen Feinde, zeigt die Entzündbarkeit seines Selbstgefühls; und eben dieser Stolz, dieser aufgereckte Wille, sich zu beweisen, hat ihn groß gemacht, indem er seine Kraft zu höchster Spannung trieb. Das ging bis ins Körperliche, oder (es wäre interessant, es psychoanalytisch zu verfolgen) es ging eigentlich vom Körperlichen aus: gerade die Minderwertigkeiten seiner Natur hat er durch Willen in Kraft umgesetzt. Er hatte schöne Hände, die er gerne zeigte, eine gute Figur, die er gewaltsam schlank erhielt (Jahre hindurch aß er nur das Nötigste, um sie zu bewahren), aber er hatte ein lahmes Bein, und seine hysterische Mutter hatte ihn ebenso wie seine Kollegen darum verspottet. Sofort trieb sein Stolz alle Leidenschaft ins Gymnastische, er wurde der beste Reiter, ein

glänzender Fechter, schwamm mit seinem Klumpfuß wie Leander zu Hero durch den Hellespont. Alles ersetzte er durch den Willen: Mary Chaworth, die Jugendgeliebte, hatte den „lame boy" verachtet: er ruhte nicht, bis er zehn Jahre später die verheiratete Frau zur Geliebten gewann. Ihn reizte es immer, zu zeigen, daß er alles könne: so trat er einmal im Parlament als Redner auf, um es nach seinem Erfolg nie wieder zu betreten; so trieb er Politik und Krieg, und so kam er, eigentlich nur durch seinen Stolz, in die Dichtung hinein.

Denn ich wage die Meinung, daß Byron gar nicht ein urtümlicher, ein zwanghafter Dichter war. Im letzten verachtete er die Literatur, hat es, obwohl von Schulden erdrückt, hochmütig verweigert, jemals einen Schilling für seine Verse anzunehmen, er würdigte einzig den Gentleman Shelley seines persönlichen Verkehrs und nahm nur kühl Goethes leidenschaftlich, fast dienend dargebotene Hand. Als Student hatte er ein Bändchen schlechter Verse geschrieben, die er selbst verächtlich „Hours of idleness" nannte: er schrieb damals Verse, wie er Pistolen schoß und Pferde zuschanden ritt aus adeliger Langeweile und geistiger Sportlichkeit. Als dann aber die „Edinburgh Review" diese Verse verspottete, war sein Ehrgeiz aufgepeitscht: zuerst schrieb er mit giftigstem Witz die Satire „English Bards and Scotch Reviewers" zur Antwort, und nun galt es, zu beweisen, dem intellektuellen Pöbel zu zeigen, daß er, Lord Byron, Dichter sein könne, und nun begann jene unerhörte Anstrengung seines Willens. Ein Jahr später war er berühmt: jetzt aber reizte es ihn, mit den Gewaltigsten der Zeit und aller Vergangenheiten zu ringen, Goethes Faust mit dem Manfred, Shakespeare mit neuen Dramen, Dantes Commedia mit einem neuen Epos, dem „Don Juan", zu übertreffen, und so beginnt jene großartige rauschhafte Frenesie eines dichterischen Willens aus einem ungeheuren Stolz. So trieb er seine Flamme hoch, warf sein ganzes Leben,

seine titanische Leidenschaft in den Brand seines Willens: aus Stolz und Kraft entsteht dies einzige Schauspiel dichterischer Selbstverbrennung, das über Europa hinleuchtet, und von dem ein purpurner Widerschein noch über dieser Stunde liegt.

Freilich: nur mehr ein purpurner Widerschein. Denn von Lord Byrons Dichtung wärmt wenig mehr unser innerstes Gefühl: seine Leidenschaften sind für uns meist mehr gemalte Flammen, seine Gedanken und einst so erschütternden Leiden kühler Theaterdonner und bunte Atrappe. Alles eigensüchtige Selbstleiden hat wenig Macht über die Zeit, und jene „selbstgewollten Traurigkeiten", die Dante in den Vorhof des Purgatorio stößt, machen müde, indes das wahrhafte Weltleiden, die Erschütterung des Gefühls an der „Gebrechlichkeit der Welt", indes die mitleidende Tragik eines Hölderlin, die magische Ergriffenheit eines Keats, als Melodie unsterblich durch die Sphären dauern. Die Byronsche Geste, die dann Heine übernimmt, diese aufgeblähten Promethidengebärden wirken heute auf unser Gefühl peinlich, ja sogar abgeschmackt und widerlich und ihr Gegenspiel, die spitze Witzigkeit, die jäh mit diesen pathetischen Tiraden alterniert, leer und flach. Es ist immer gefährlich für einen Dichter, seiner Klugheit nachzugeben und sie zur Witzigkeit zu mißbrauchen: die Satire, die ins lebendige Fleisch der Zeit schneidet, wird rasch stumpf und stößt bei der nächsten Generation schon ins Leere. Alle die Strophen, die Hunderte, des „Don Juan" gegen Lord Castlereagh, gegen Southey und all seine persönlichen Feinde, die damals sich am boshaften Mitverständnis der Zeit entzündeten und explosiv wirkten, sind heute nur mehr nasses Pulver, leerer Ballast. So ist von jenen großen Epen eigentlich nichts mehr lebendig als die Szenerie, jene prachtvollen tropischen Landschaften, einzelne Szenen, wie sie Delacroix in seinem „Schiffbruch" malte, man erinnert sich beim runden Turm von Chillon, bei dem Schlachtfeld von Waterloo einzelner plasti-

scher Strophen: aber nur das Kostüm der Byronschen Welt ist übriggeblieben und hängt schlotterig um die zu Marionetten gewordenen Gestalten. Die Geschichte, so sinnlos sie zu walten scheint, ist im letzten unerbittlich gerecht, sie sondert das Künstliche vom Wahren, läßt erbarmungslos auch das aufgeschwellteste Gefühl eintrocknen und bewahrt dem Leben einzig das Lebendige: so blieb von Byrons Gefühl nur sein Ureigenstes groß, der Stolz. Wenn Manfred in seiner letzten Stunde sich noch ehern aufreckt und die bösen Geister wegscheucht, den Priester verjagt, um frei und groß und kühn unterzugehen, wenn Kain sich herrlich aufbäumt wider seinen Gott — in diesen Szenen hat sich der Trotz Byrons unsterblich gemacht, und in einigen Gedichten, die aus innerster Erschütterung seiner Seele stammen (wie dem „Abschied von England", den „Stanzas to Augusta" und jenem letzten herrlichen Gedicht, wo er seinen freien Tod verkündet). Sie ragen, ein unvergängliches Denkmal des heiligen, des heidnischen Hochmuts, hinein in die Zeiten über das ganze einst so aufgeschwellte und nun teilweise in sich schon eingestürzte dichterische Werk.

So bleibt Byron unserm Gefühl: mehr als Gestalt denn als Genius, mehr als heldische Natur denn als Dichter. Seine Erscheinung wirkt weniger magisch denn theatralisch auf unsern Sinn, aber dies Schauspiel bleibt farbig und groß, bleibt unvergeßlich wie kaum eines des ganzen Jahrhunderts. Manchmal sammelt die Natur wie ein Gewitter in einem einzigen Menschen alle ihre Kräfte zu gewaltsamer Entladung: alle ihre Farben und Melodien rafft sie zusammen zu einem kurzen heroischen Spiel, daß die Welt all ihrer Möglichkeiten dramatisch gewahr werde. Solch ein Schauspiel eines Menschen war Lord Byrons Lebensgedicht, eine herrliche Peripetie von düsterm Geschehnis, eine blendende Entfaltung irdischen Gefühls, glänzend von großen Gedanken und rauschend von gestauter Melodie, nicht dauerhaft als Wesen und doch unver-

geßlich als Erscheinung, so daß wir ihn, den Dichter, heute selbst wie ein Gedicht empfinden und seinen Untergang als eine herrliche Strophe aus dem ewigen Heldengedicht der Menschheit.

* * *

ERNST BERTRAM

DREI GEDICHTE

In ein altes Rheinbuch

WEM, getauft mit des Römerstroms
Alten Wassern, einmal nordisch die Heimat lag
Unter äußersten Bergen, eh
Trauernd der Große hinab zögert gen Niederland,
Wem die kindische frühste Fahrt
Zwischen Burgen und Dom, Klosterinsel vorbei,
Auf dem singenden Abendschiff
Unvergeßbar hinunterglitt:

Ihn weht immer die Luft kindlicher an,
Hoch wo römergetürmt felsig das Jahr-
tausend leiseren Schlummer schläft,
Brüderlicher erglänzt immer ein Aug
Gegen ihn auf, das von dem Glück
Letzter Berge sich zögernd löst,
Eh den verstummenden Nachen
Treibt der Strom gegen Niederland.

Sonntagskind

WARUM schaun denn alle mich so langsam
An, als spähten sie in eine Grotte?
Warum streichelt keiner mir das Haar mehr?
Tat ich etwas, daß sie leiser reden,
Daß die Kleinen immer banger fliehen?
Warum immer wendet sich der Vater,

Und der Mutter gehn die Augen über?
Was für Flämmchen blühn da aus dem Rasen,
Wo mich sonst so wild die Buben haschten?
Warum sah ich nie zuvor die großen
Sonderbaren Vögel in der Höhe
Immer schöner, immer länger schweben?
Was sind das für Schleier, die da tanzen
Und beinahe winken? Warum immer
Kommt mir solch ein später Mann entgegen,
Den hindurch die fernen Lichter scheinen,
Und der fast mir zunickt, ohne Augen?
Und wie hör ich nur so wunderbare
Nebenanmusik, wenn ich auffahre
Aus dem leisren Schlaf, darin ich fliege?

Liebesschemen

BIST du mir wieder nah
Wie vor dem Tag?
Schwor ich dich leiblich herein,
Trenntest dich nie?

Fast schon seh ich das Blond,
Fast schon durch dein Gesicht
Nicht mehr die fremde Wand,
Leer den Spiegel nicht mehr.

Sieh, schon blickst du mich fast
An — schwindliges Glück.
O schon fühl ich beinah
Wieder: du liebst.

Und beinahe dein Haar
Rührt mir die Lippe, die dorrt,
Beinah hält mich die Brust,
Hält mich dein Mund:

Lebe, lebe! Ich bins —
Fast schon vergaß ich ganz,
Einsam daß ich dich selbst
Einsam daß ich dich schuf.

Aus dem Zuwachs der soeben erschienenen vierten, vermehrten Auflage der „Gedichte“.

* * *

GIACOMO LEOPARDI

LOB DER VÖGEL

AMELIO, ein einsiedlerischer Philosoph, wurde eines Morgens im Frühling, als er mit seinen Büchern im Schatten eines von seinen Landhäusern saß und las, vom Singen der Vögel auf der Flur so berührt, daß er sich allmählich dem Zuhören und Denken überließ, im Lesen innehielt und zuletzt Hand an die Feder legte und auf dem gleichen Platze niederschrieb, was folgt.

Es sind die Vögel ihrer Natur nach die heitersten Geschöpfe der Welt. Ich meine dies nicht insofern, als sie dich stets erfreuen, wenn du sie siehst oder hörst, sondern will es an sich und in Ansehung ihrer selbst verstanden wissen, indem ich glaube, daß sie mehr Vergnügen und Genuß empfinden als jedes andere Tier. Die andern Tiere zeigen sich gemeinhin ernst und bedacht, und viele von ihnen erscheinen sogar schwermütig. Selten geben sie Beweise von Freude, und die sind gering und vorübergehend; bei ihren Vergnügungen und Genüssen jubeln sie gewöhnlich nicht, bekunden auch keine Fröhlichkeit, und wenn sie sich an der grünen Flur, an freien und lieblichen Aussichten, an strahlendem Sonnenschein, an kristallklaren und milden Lüften ergötzen, so zeigen sie es doch äußerlich nicht, ausgenommen die Hasen, von denen man sagt, daß sie bei Nacht, zur Zeit des Mondes und zumal bei

Vollmond, springen und miteinander spielen, weil sie sich, nach den Äußerungen Xenophons darüber, an der Helligkeit erfreuen. Die Vögel zeigen sich jedoch meistens sehr heiter, in ihrem Gebaren wie in ihrem Aussehen, und ebendaher kommt es, daß ihr Anblick uns ergötzt. Überdies sind ihr Äußeres und ihr Gebaren durchweg so geartet, daß sie auf eine besondere Fähigkeit und Anlage zum Empfinden von Lust und Freude schließen lassen, ein Anschein, den man nicht leer und trügerisch schelten soll. Bei jedem Genuß und jeder Befriedigung, die sie haben, singen sie, und je größer der Genuß und die Befriedigung ist, um so mehr Kraft und Eifer legen sie in den Gesang, und da sie ein gut Teil ihrer Zeit singen, so ergibt sich daraus, daß sie gewöhnlich guter Dinge sind und sich freuen; und obschon bekannt ist, daß sie in Zeiten der Liebe besser und häufiger und länger singen als sonst, soll man doch nicht glauben, es gäbe nicht auch andere Freuden und Befriedigungen außer denen der Liebe, die sie zum Singen veranlaßten. Ja, es zeigt sich deutlich, daß sie an heiteren und stillen Tagen mehr singen als an düsteren und bewegten, und im Sturm schweigen sie, und auch wenn sie sonst etwas fürchten; aber sobald er vorüber ist, kommen sie wieder zum Vorschein und singen und treiben ihre Späße miteinander. Desgleichen kann man beobachten, daß sie gewöhnlich morgens beim Erwachen singen, und es bringt sie dazu die Fröhlichkeit, die der neue Tag ihnen gibt, und das Behagen, das jedes Geschöpf empfindet, wenn es durch Schlaf erfrischt und gestärkt ist. Auch genießen sie in höchstem Maße das heitere Grün, die fruchtbaren Täler, die reinen und glänzenden Gewässer, die schöne Landschaft; und hierbei ist auffallend, daß, was uns anmutig und lieblich dünkt, auch ihnen so erscheint, wie man an den Anreizungen zu erkennen vermag, mit denen sie zu Netzen und Leimruten, zu Vogelherden und -wänden hingelockt werden. Ebenso kann man es aus der

Beschaffenheit der ländlichen Örtlichkeiten ersehen, wo gewöhnlich die größte Ansammlung von Vögeln ist und ihr Singen unverdrossen und innig; wogegen die übrigen Tiere, mit Ausnahme derer vielleicht, die gezähmt und gewohnt sind, mit den Menschen zu leben, nie oder selten das gleiche Empfinden haben wie wir, was Anmut und Reiz eines Ortes betrifft. Und dies ist nicht zu verwundern, weil sie allein durch das Natürliche ergötzt werden. Nun ist aber an den genannten Dingen das allermeiste nicht eben, was wir natürlich nennen, sondern eher künstlich, wie beispielsweise die bebauten Felder, die gepflegten und in Reihen gezogenen Bäume und Pflanzen, die in genaue Begrenzungen eingeschlossenen und in eine bestimmte Bahn gelenkten Flüsse und anderes mehr nicht die Beschaffenheit und das Aussehen haben, das sie von Natur haben würden; daher der Anblick jedes von einem beliebigen Volke gesitteter Menschen bewohnten Landes, auch ohne Beachtung der Städte und übrigen Orte, wo Menschen sich zusammenscharen, um miteinander zu leben, etwas Künstliches ist und sehr verschieden von dem, was es von Natur sein würde. Etliche behaupten, und es möchte hierher gehören, die Stimme der Vögel sei in unsern Gegenden anmutiger und weicher und ihr Gesang gebildeter als dort, wo die Menschen wild und roh sind, und folgern daraus, daß die Vögel trotz ihrer Freiheit ein wenig von der Gesittung der Menschen aufgreifen, mit deren Wohnstätten sie vertraut sind.

Ob diese aber nun recht haben oder nicht, jedenfalls war es eine bemerkenswerte Vorsorge der Natur, der gleichen Gattung von Tieren den Gesang und den Flug zuzuweisen, derart, daß sie, die den andern Lebenden mit ihrer Stimme Erquickung geben sollen, meistens in der Höhe wären, von wo jene sich rings durch einen größeren Raum verbreiten und zu einer größeren Zahl von Hörern gelangen könnte; und daß die Luft, das für den Klang bestimmte Element, mit stimm- und

musikbegabten Geschöpfen erfüllt wäre. Und wirklich gewährt uns, und mich dünkt, den andern Geschöpfen nicht weniger als den Menschen, das Hören des Vogelgesanges viel Trost und Genuß. Und das, glaube ich, kommt in der Hauptsache nicht von der Lieblichkeit des Tones, wie groß dieser auch sein mag, und nicht von seinem Reichtum, noch dem Wechsel der Harmonien, sondern von der Bedeutung der Fröhlichkeit, die Gesang im allgemeinen und besonders der Vogelgesang in sich trägt. Er ist, möchte ich sagen, ein Lachen, das der Vogel äußert, wenn er sich wohl und vergnüglich fühlt.

In gewissem Sinne könnte man also sagen, daß die Vögel an dem menschlichen Vorrecht des Lachens teilhaben, das die andern Tiere nicht besitzen, weshalb etliche meinten, den Menschen, der als verstand- und vernunftbegabtes Tier bestimmt worden sei, hätte man mit nicht geringerer Berechtigung auch als ein zum Lachen befähigtes Tier bestimmen können, denn es bedünke sie, das Lachen sei nicht weniger etwas dem Menschen Eigenes und Eigentümliches als die Vernunft. Jedenfalls ist es etwas Erstaunliches, daß sich bei dem Menschen, der von aller Kreatur die geplagteste und elendeste ist, die Gabe des Lachens findet, die jedem andern Geschöpfe abgeht. Wunderbar ist auch der Gebrauch, den wir von dieser Gabe machen; denn man sieht viele bei dem entsetzlichsten Vorfall, andere in großer Niedergeschlagenheit, wieder andere, die kaum noch Liebe zum Leben besitzen, weil sie fest überzeugt von der Hinfälligkeit aller menschlichen Güter und fast unfähig zu jeder Freude und bar jeder Hoffnung sind, dennoch lachen. Ja, je genauer sie die Hinfälligkeit der genannten Güter und die Unglückseligkeit des Lebens kennen und je weniger sie hoffen und sogar je weniger sie imstande sind zu genießen, um so mehr pflegen die wunderlichen Menschen zum Lachen zu neigen. Dessen Wesen, sein innerstes Gesetz sowohl wie seine Art, könnte man, soweit der Teil in Frage kommt, der im See-

lischen liegt, allgemein kaum bestimmen und erklären, wofern man nicht vielleicht sagen wollte, es sei eine Art von vorübergehender Narrheit oder doch von Torheit und Wahn. Denn die Menschheit, die durch nichts und niemals wirklich befriedigt und erfreut wird, kann keinen vernünftigen und berechtigten Anlaß zum Lachen haben. Auch wäre es merkwürdig, zu untersuchen, wodurch und bei welcher Gelegenheit der Mensch mit der größten Wahrscheinlichkeit zum erstenmal dazu gekommen ist, diese seine Gabe anzuwenden und ihrer bewußt zu werden. Denn es unterliegt keinem Zweifel, daß er im anfänglichen und wilden Zustande meistens ein ernstes Wesen zeigt, wie die andern Tiere, dem Anschein nach sogar ein schwermütiges. Es ist daher meine Überzeugung, daß das Lachen nicht nur später in der Welt aufgekommen ist als das Weinen, worüber sich jedoch nicht streiten läßt, sondern daß es auch eine geraume Zeit gedauert hat, bevor es zuerst erfahren und beachtet wurde. In solcher Zeit hätte also weder die Mutter dem Kleinen gelächelt, noch hätte dieses ihr mit einem Lächeln gedankt, wie Vergil sagt. Denn wenn heute, wenigstens dort, wo man es zu einem gesitteten Leben gebracht hat, die Menschen gleich nach ihrer Geburt zu lachen beginnen, so geschieht es hauptsächlich auf Grund von Nachahmung, weil sie andere lachen sehen. Ich möchte glauben, die erste Gelegenheit und der erste Anlaß für den Menschen, zu lachen, sei die Trunkenheit gewesen, auch ein dem Menschengeschlecht eigener und eigentümlicher Zustand. Dieser kam auf, lange bevor der Mensch zu irgendeiner Gesittung gelangt war; denn es findet sich bekanntlich kaum ein so rohes Volk, das sich nicht mit irgendeinem Getränk oder einem andern Berauschungsmittel versehen und nicht die Gewohnheit hätte, es gierig zu gebrauchen. Und man wird sich darüber nicht wundern, wenn man erwägt, daß der Mensch, da er sehr und mehr als alle andern Geschöpfe unglücklich ist, auch mehr

als jedes andere durch jede schmerzliche Betäubung, jedes Vergessen seiner selbst, jedes Aussetzen, möchte ich sagen, des Lebens erfreut wird, weil ihm durch ein Unterbrechen oder eine vorübergehende Schwächung seines Fühlens und des Bewußtseins seiner Leiden keine geringe Wohltat erwiesen wird. Und was das Lachen angeht, so sieht man, daß die Wilden, wie ernst und traurig ihr Aussehen zu andern Zeiten auch ist, in der Trunkenheit doch übermäßig lachen und dazu wider ihre Gewohnheit viel reden und singen. Diese Dinge will ich jedoch ausführlicher in einer Geschichte des Lachens behandeln, die zu schreiben ich beabsichtige und in der ich, wenn ich seinem Ursprung nachgegangen bin, fortfahren werde von seiner Wirkung, seinen Schicksalen und seiner Entwicklung zu sprechen, von Anfang bis in die gegenwärtige Zeit, in der es in höherem Rang und Ansehen steht als je zuvor, indem es bei den gebildeten Nationen eine Stelle einnimmt und eine Obliegenheit erfüllt, die in gewissem Sinne die zu andern Zeiten von Tapferkeit, Gerechtigkeit, Ehre und ihresgleichen geleisteten Aufgaben ersetzen und den Menschen in vielem zügelt und vom schlechten Handeln zurückhält. Um nun aber mit dem Gesang der Vögel zu Ende zu kommen: da bei andern beobachtete oder bekannte Heiterkeit, wofern man sie nicht neidet, in der Regel tröstet und erfreut, so hat die Natur es sehr löblich eingerichtet, daß der Gesang der Vögel, der ein Zurschautragen von Fröhlichkeit und eine Art von Lachen ist, für alle da sein sollte, während das Singen und Lachen der Menschen für die übrige Welt etwas Verschlossenes ist; und weise hat sie dahin gewirkt, daß die Erde und der Luftraum voller Tiere wären, die den ganzen Tag über mit lautem und jubelndem Freudengesang dem Leben im allgemeinen gleichsam Beifall gäben und die andern Lebenden dadurch aufforderten, fröhlich zu sein, daß sie beständig, obschon mit Unrecht, die Glückseligkeit der Welt bezeugten.

Und daß die Vögel heiterer sind und sich zeigen als die übrigen Tiere, ist nicht ohne gewichtigen Grund. Denn sie sind, worauf ich schon im Anfang hingedeutet habe, von der Natur wirklich auf das beste zur Freude und zum Glücklichsein ausgestattet worden. Einmal scheinen sie der Langenweile nicht unterworfen zu sein. Sie wechseln sehr häufig den Ort, ziehen von Land zu Land, in beliebige Fernen, und aus der niedrigsten Luftschicht in die höchste, in kurzer Zeit und mit erstaunlicher Mühelosigkeit; sie sehen und erfahren in ihrem Leben unzählige und sehr verschiedenartige Dinge; sie üben beständig ihren Körper; sie genießen eines überaus reichen äußeren Lebens. Die übrigen Tiere wollen sich ruhig und müßig verhalten, sobald sie für ihre Bedürfnisse gesorgt haben; keines, mit Ausnahme der Fische, und ausgenommen auch etliche geflügelte Insekten, schweift nur zum Vergnügen ins Weite. So pflegt auch der Wilde keinen Schritt zu tun, es sei denn, um seiner täglichen Notdurft zu genügen, die jedoch nur geringer und kurzer Mühe bedarf, oder es treibe ihn das Unwetter oder ein wildes Tier oder ein ähnlicher Anlaß davon. Er liebt Muße und Sorglosigkeit über alles und bringt kaum weniger als seine ganzen Tage damit zu, träge und schweigsam in seiner ungestalten Hütte zu hocken oder im Freien oder in den Brüchen und Höhlen von Klippen und Felsen. Die Vögel dagegen verweilen fast nie am gleichen Ort; beständig gehen und kommen sie ohne zwingenden Grund, benutzen den Flug, sich zu belustigen, und entfernen sich manchmal zum Vergnügen mehrere hundert Meilen aus der Gegend ihres gewohnten Treibens, um noch gegen Abend des gleichen Tages dorthin zurückzukehren. Und selbst wenn sie kurze Zeit auf einer Stelle sitzen, sieht man ihren Körper niemals in Ruhe. Immer wenden sie sich hierhin und dorthin, immer drehen, beugen, recken, schütteln und schaukeln sie sich, mit einer unsagbaren Behendigkeit, Leichtigkeit und Schnelligkeit des Bewegens.

Mit einem Wort, der Vogel ruht von der Stunde, wo er aus dem Ei gekrochen ist, bis zu der, wo er stirbt, mit Ausnahme der Unterbrechungen durch den Schlaf, nicht einen einzigen Augenblick. Aus solchen Betrachtungen sollte man folgern dürfen, für alle andern Tiere, den Menschen inbegriffen, sei Ruhe der natürliche und gewöhnliche Zustand, für den Vogel die Bewegung.

Diesen seinen äußeren Eigenschaften und Anlagen entsprechen die innern, also die seelischen, die ihn gleichfalls geeigneter für das Glück machen als die übrigen Geschöpfe. Da sein Gehör sehr scharf und sein Gesicht durchdringend und derart vollkommen ist, daß wir uns kaum einen ausreichenden Begriff davon machen können, und er dank solchen Vermögens tagtäglich gewaltiger und sehr mannigfacher Anblicke genießt und aus der Höhe gleichzeitig so viel Flächenraum der Erde überblickt und so viele Länder mit dem Auge deutlich wahrnimmt, wie der Mensch auch nur im Geist auf einmal kaum zu fassen vermag, so ergibt sich, daß er eine außerordentliche Kraft und Lebendigkeit und einen sehr großen Vorstellungsreichtum haben muß; nicht jener mächtigen, glühenden und stürmischen Vorstellungen, wie Dante und Tasso sie hatten, eine sehr verhängnisvolle Mitgift und Anlaß zu den schwersten und dauernden Kümmernissen und Beängstigungen, sondern jener reichen, vielseitigen, leichten, wandelbaren und kindlichen, die der ergiebigste Quell freundlicher und heiterer Gedanken, süßer Wahngebilde, mannigfacher Freuden und Tröstungen, kurz die größte und nützlichste Gabe sind, mit der die Natur die lebendige Seele freundlich beschenkt hat. Die Vögel haben von dieser Gabe also in großer Fülle das Gute und die Fröhlichkeit des Innern Fördernde, ohne damit am Schädlichen und Schmerzlichen teilzunehmen. Und wie sie Überfluß haben an äußerem Leben, so sind sie auch reich an innerem, und zwar dergestalt, daß solcher Überfluß in Wohltat

und Freude für sie ausgeht wie bei den Kindern, und nicht in gewaltiges Unglück und Elend wie bei den meisten erwachsenen Menschen. Denn wie der Vogel an äußerer Behendigkeit und Beweglichkeit eine sichtbare Ähnlichkeit mit dem Kinde hat, so darf man vernunftgemäß schließen, daß er ihm auch an inneren Eigenschaften gleicht. Wären die Güter dieser Altersstufe ein gemeinsamer Besitz der übrigen und die Übel hier nicht größer als dort, so hätte der Mensch vielleicht Ursache, das Leben geduldiger zu tragen.

Mich dünkt, die Vögel sind ihrer Natur nach, in gewissem Sinne betrachtet, den übrigen Tieren an Vollkommenheit voraus. Erwägen wir, um ein Beispiel zu geben, daß sie allen andern weit überlegen sind im Sehen und Hören, nach dem Naturgesetz den bedeutsamsten Sinnen, soweit die Gattung der beseelten Kreaturen in Frage kommt, so folgt schon hieraus, daß der Vogel in seiner Anlage vollkommener ist als sonst die besagte Gattung. Da die andern Tiere ferner, wie ich oben schrieb, ihrem Wesen nach zur Ruhe neigen und der Vogel zur Bewegung, und Bewegung etwas Lebendigeres ist als Ruhe, ja das Leben auf Bewegung beruht, und die Vögel an äußerer Beweglichkeit reicher sind als jedes andere Tier; da überdies Gesicht und Gehör, worin sie allen anderen voraus und die auch ihre stärksten Kräfte sind, die beiden wichtigsten Sinne der Lebenden und auch die lebhaftesten und beweglichsten sind, an sich sowohl wie in Ansehung der Gewohnheiten und der übrigen Wirkungen, die sich innerlich und äußerlich aus ihnen ergeben; wozu schließlich noch alles übrige früher Gesagte kommt: so gelangt man zu dem Schluß, daß der Vogel eine größere Fülle äußeren und inneren Lebens hat als die anderen Tiere. Und wenn Leben etwas Vollkommeneres ist als sein Gegenteil, wenigstens bei der beseelten Kreatur, und wenn deshalb größere Lebensfülle höhere Vollkommenheit bedeutet, so folgt auch daraus, daß die Vögel ihrem Wesen nach die voll-

kommeneren sind. Hierbei darf nicht mit Schweigen übergangen werden, daß die Vögel ebenfalls imstande sind, das Äußerste an Kälte und Hitze zu ertragen, sogar ohne Zeitabstand zwischen beiden; denn wir beobachten häufig, daß sie sich fast in einem Nu vom Erdboden durch die Luft in eine sehr hohe Schicht erheben, was soviel heißt wie in eine außerordentlich kalte Region, und daß viele von ihnen in kurzer Zeit verschiedene Himmelsstriche durchfliegen.

Kurz, wie Anakreon sich wünschte, in einen Spiegel verwandelt zu werden, damit er von seiner Geliebten ständig betrachtet werden könne, oder in einen Rock, um sie zu bedecken, oder in eine Salbe, um sie zu salben, oder in ein Wasser, um sie zu waschen, oder in ein Band, daß sie ihn um ihren Leib schlinge, oder in eine Perle, die sie am Hals trüge, oder in ein Schuhwerk, damit sie ihn wenigstens mit dem Fuß drücke: ebenso möchte ich für kurze Zeit in einen Vogel verwandelt werden, um die Zufriedenheit und Heiterkeit seines Daseins zu erfahren.

Den soeben erschienenen, von Ludwig Wolde übertragenen „Ausgewählten Werken“ entnommen.

* * *

FRIEDRICH GOTTLIEB KLOPSTOCK

Geboren am 2. Juli 1724

DIE FRÜHLINGSFEIER

NICHT in den Ozean der Welten alle
Will ich mich stürzen! schweben nicht,
Wo die ersten Erschaffnen, die Jubelchöre der Söhne des Lichts,
Anbeten, tief anbeten! und in Entzückung vergehn!

Nur um den Tropfen am Eimer,
Um die Erde nur, will ich schweben, und anbeten!
Halleluja! Halleluja! Der Tropfen am Eimer
Rann aus der Hand des Allmächtigen auch!

Da der Hand des Allmächtigen
Die größeren Erden entquollen!
Die Ströme des Lichts rauschten, und Siebengestirne wurden,
Da entrannest du, Tropfen, der Hand des Allmächtigen!

Da ein Strom des Lichts rauscht', und unsre Sonne wurde!
Ein Wogensturz sich stürzte wie vom Felsen
Der Wolk' herab, und den Orion gürtete,
Da entrannest du, Tropfen, der Hand des Allmächtigen!

Wer sind die tausendmal tausend, wer die Myriaden alle,
Welche den Tropfen bewohnen, und bewohnten? und wer bin ich?
Halleluja dem Schaffenden! mehr wie die Erden, die quollen!
Mehr wie die Siebengestirne, die aus Strahlen zusammenströmten!

Aber du Frühlingswürmchen,
Das grünlichgolden neben mir spielt,
Du lebst; und bist vielleicht
Ach nicht unsterblich!

Ich bin herausgegangen, anzubeten,
Und ich weine? Vergib, vergib
Auch diese Träne dem Endlichen,
O du, der sein wird!

Du wirst die Zweifel alle mir enthüllen,
O du, der mich durch das dunkle Tal
Des Todes führen wird! Ich lerne dann,
Ob eine Seele das goldene Würmchen hatte.

Bist du nur gebildeter Staub,
Sohn des Mays, so werde denn
Wieder verfliegender Staub,
Oder was sonst der Ewige will!

Ergeuß von neuem du, mein Auge,
Freudentränen!
Du, meine Harfe,
Preise den Herrn!

Umwunden wieder, mit Palmen
Ist meine Harf' umwunden! ich singe dem Herrn!
Hier steh ich. Rund um mich
Ist alles Allmacht! und Wunder alles!

Mit tiefer Ehrfurcht schau ich die Schöpfung an,
Denn du!
Namenloser, du!
Schufest sie!

Lüfte, die um mich wehn und sanfte Kühlung
Auf mein glühendes Angesicht hauchen,
Euch, wunderbare Lüfte,
Sandte der Herr! der Unendliche!

Aber jetzt werden sie still, kaum atmen sie.
Die Morgensonne wird schwül!
Wolken strömen herauf!
Sichtbar ist, der kommt, der Ewige!

Nun schweben sie, rauschen sie, wirbeln die Winde!
Wie beugt sich der Wald! wie hebt sich der Strom!
Sichtbar, wie du es Sterblichen sein kannst,
Ja, das bist du, sichtbar, Unendlicher!

Der Wald neigt sich, der Strom fliehet, und ich
Falle nicht auf mein Angesicht?
Herr! Herr! Gott! barmherzig und gnädig!
Du Naher! erbarme dich meiner!

Zürnest du, Herr,
Weil Nacht dein Gewand ist?
Diese Nacht ist Segen der Erde.
Vater, du zürnest nicht!

Sie kommt, Erfrischung auszuschütten
Über den stärkenden Halm!
Über die herzerfreuende Traube!
Vater, du zürnest nicht!

Alles ist still vor dir, du Naher!
Rings umher ist alles still!
Auch das Würmchen mit Golde bedeckt, merkt auf!
Ist es vielleicht nicht seelenlos? ist es unsterblich?

Ach, vermöcht ich dich, Herr, wie ich dürste, zu preisen!
Immer herrlicher offenbarest du dich!
Immer dunkler wird die Nacht um dich,
Und voller von Segen!

Seht ihr den Zeugen des Nahen, den zückenden Strahl?
Hört ihr Jehovas Donner?
Hört ihr ihn? hört ihr ihn,
Den erschütternden Donner des Herrn?

Herr! Herr! Gott!
Barmherzig und gnädig!
Angebetet, gepriesen
Sei dein herrlicher Name!

Und die Gewitterwinde? sie tragen den Donner!
Wie sie rauschen! wie sie mit lauter Woge den Wald durchströmen!
Und nun schweigen sie. Langsam wandelt
Die schwarze Wolke.

Seht ihr den neuen Zeugen des Nahen, den fliegenden Strahl?
Höret ihr hoch in der Wolke den Donner des Herrn?
Er ruft: Jehova! Jehova!
Und der geschmetterte Wald dampft!

Aber nicht unsre Hütte!
Unser Vater gebot
Seinem Verderber,
Vor unsrer Hütte vorüberzugehn!

Ach, schon rauscht, schon rauscht
Himmel und Erde vom gnädigen Regen!
Nun ist, wie dürstete sie! die Erd' erquickt,
Und der Himmel der Segensfüll' entlastet!

Siehe, nun kommt Jehova nicht mehr im Wetter,
In stillem, sanftem Säuseln
Kommt Jehova,
Und unter ihm neigt sich der Bogen des Friedens!

* * *

ALBRECHT SCHAEFFER

DIE ROSSE DER HEDSCHRA

Legende

DIE Nacht schob den zackigen Rand ihres Schattens über die östliche Halbkugel hin; Mekka und die Wüste um Mekka verschwanden darin so rasch, wie wenn eine Hand schwarzes Papier vor ein bemaltes Glas hinschöbe. Aber die Nacht über der Stadt flammte von mitgezogenen Myriaden der Sterne.

Sobald dies vollzogen war, traten aus der hinteren Tür eines nahe der Stadtmauer gelegenen Hauses nacheinander fünf Männer, deren jeder ein gesatteltes und gezäumtes Pferd am Kopfe führte, in den Garten. Nur der letzte ging zwischen zwei

Rossen, einem hellen und einem dunklen, Ali, der das eigene und das Pferd des Propheten führte. Sie fanden die vorbereitete Bresche in der zerfallenen Mauer; als die Pferde über den Schutt geklettert waren und Ali sich umsah, war auch Mohammed hinter ihm, einen Säbel in der einen Hand, in der andern einen kleinen Teppich tragend. Er winkte den Seinen, zu warten, ging zehn Schritt über die sinkende Grashalde abwärts, und die still bei den Pferden Stehenden sahen ihn im Sternlicht der mondlosen Nacht den Teppich niederbreiten und knien und bald in Pausen seinen betenden Leib gegen die Sterne empor, bald vorneüber geworfen. Ihre Ungeduld meisternd, versenkten sie die Blicke in das kühle Feuer des Firmaments, schweigsam mit dem schweigenden Vorbeter die gnädige Achtsamkeit Allahs auf ihre Flucht erflehend.

Mohammed erhob sich und winkte. Einzeln, wie sie herankamen, empfing jeder den Ermutigungs-Blick der Treue aus seinem dringlich genäherten Auge und stieg zu Pferd. Von dem Teppich, auf dem er stand, hob er selber den Fuß zum Bügel und ließ ihn, wo er lag; ein Zeichen, daß er es verschmähte, von dem Boden der gottesfeindlichen Stadt den Fuß zuletzt zu erheben. Doch schien es den Jüngern, als ließe er etwas Heiliges zurück: die Berührungen seines Leibes und seiner Lippen auf dem verewigten Gewebe.

Da Alle in Sätteln saßen, bewegte Mohammed die dunkelbraune Fuchs-Stute, die er ritt, an die Spitze der Fünf. Sie trabte weich an; fast lautlos in dem Grasboden folgten die Übrigen. Die Sterne loderten unruhig; dunkel standen die Palmen-Wäldchen, dunkel ruhte das Ufer bebauten Landes, jenseits dessen das bleiche Meer der Sand-Wüste schimmerte, ein weißer Streif unter der schwarzen Wölbung voll Lichter.

Abu Bekr, der kundig war, ihren Weg in den Gestirnen zu lesen, bezeichnete mit zwei leisen Rufen dem vor ihm reitenden Propheten einen stark und bläulich blitzenden Stern gerade

vor ihnen als den, unter welchem das Ziel ihrer Flucht, Medina, sich berge. Mohammed erwiderte nichts; die Spitzen seiner Bügelschuhe rührten leicht an die Flanken der Stute, und sie jagte. Die Begleiter folgten mit gleicher Schnelle; unsichtbar, wie in der Unendlichkeit ihres Glaubens das Paradies, sahen sie Medina in der Unendlichkeit des Dunkels, sicher der einen wie des andern. Der junge Ben Hassan, als Letzter reitend, atmete tief auf, setzte sich fester und ergab sich mit einem Jauchzen seines Leibes dem Gefühl des lebendigen Rumpfes zwischen seinen Schenkeln und der jugendlichen Wonne des Hinfliegens durch eiskalten Wind. Die erlesenen Rosse heißen und reinen Blutes stürmten mit so glatter Bewegung über die Ebene hin, daß jeder der Reiter einen gefüllten Becher auf der Hand hätte tragen können, ohne einen Tropfen zu verschütten. Der rasende Lauf war den Tieren Natur; ebenmäßig schlugen die Herzen, ebenmäßig strömten die Lungen. Mit gestreckten Schenkeln, die sich vom Bügel bis in das Hüftgelenk spannten, saßen die Reiter zwischen den Sattel-Lehnen, unbewegt, als ob sie in Schiffen führen, eingefügt in die Leiber der Tiere, die Häupter frei in der Flut des Barmherzigen. Hügel des Sandes tauchten auf, wurden umritten oder leicht überjagt. Sie hielten kurze Rast in halbstündigen Pausen, horchend auf das lautere Rosse-Keuchen, das Klappern der Gebisse, und glaubten das Licht in den Sternen rieseln zu hören wie Wasser.

Als nach zwei Stunden des Rittes Abu Bekr vorsprengend den Zug zur Linken hinüber schwenkte, als bald darauf die Wedel zweier Palmen sichtbar wurden und sie Halt machten bei der Zisterne: um diese Zeit brach der Säbel-Schwarm der Koreïschiten mordgierig in das verlassene Haus an der Stadt-Mauer und fand es leer. Alsbald fuhr ein zweiter größerer Reiter-Haufe dem ersten nach und die Nacht durch, ohne ihn je zu erreichen.

Über das Mauer-Rund des Brunnens gebeugt, sah der stille Prophet unten die Sterne glitzern, bis der hinabgleitende Eimer aus ihren Lichtern einen Wirbel von Funken zog. Der Eimer kam triefend herauf; Ali, der Schöpfer, bot ihn dem Propheten, der aber, den Becher im Gürtel zurückhaltend, stumm und ernst auf die Pferde wies. Die Männer standen durstig, während Eins nach dem Andern getränkt wurde aus dem Eimer auf 'Alis Knie; und Alle hörten wie einem Gebet dem langen einsilbigen Schlürfen zu. Jedes legte, wie wenn es dankte, sattgetrunken das Kinn auf die Schulter des Tränkenden. Die Herzen der Menschen brannten, als sie es sahen. Ali hielt die Sprache nicht in der Brust und sagte fast schluchzend:

„Allah Dank für diese heiligen Freunde, die Alles zu wissen scheinen. Sie sorgen für uns, und wir brauchen nicht zu sorgen."

Nun senkten Einer nach dem Andern auch die Männer ihre Becher in den Eimer, doch sie tranken nicht, bis der Letzte, Mohammed, den seinen gefüllt hatte. Der sagte, das Gefäß voller Sterne mit den Händen umfassend, tief und langsam:

„Im Namen des allbarmherzigen Gottes. Ihm sei Dank für die Gabe des erquickenden Wassers. Wie dieser Brunnen sich füllt aus dem Überflusse des Himmels, so füllt sich die irdische Seele mit Gott. Sein Name sei gelobt."

Als sie getrunken hatten, sprach Abu Bekr:

„Die Seele Dessen, der sich aus den ewigen Quellen füllte, giebt jedem Dürstenden unerschöpflicher als dieser Brunnen."

Die Stimmen der Fünf beschlossen murmelnd im Chor:

„Es ist kein Gott außer DER Gott, und Mohammed ist sein Prophet."

Mohammed blickte stumm nach oben. Heilige Nacht! betete sein Herz, kehre immer so friedlich wieder, wenn ich die Ruh-

statt gefunden habe; so friedlich, wie heute mein Herz ist; so friedlich wie der Sinn dieser Tiere.

Eine Minute später saßen sie wieder in den Sätteln, und die Flucht ging vorwärts.

Aber die Stunden vergingen, und die Nacht schien endlos zu werden. Die Rasten, die häufiger wurden, vergingen ängstlicher im Lauschen auf das Rosse-Atmen, das sich verkürzte und stöhnend wurde. Eins der Pferde, Hassans, begann zu husten. Alle hatten von Geifer-Schaum weiße Büge; alle waren naß, als ob sie geschwommen wären. Sie standen mit schlagenden Flanken. Mohammed befühlte die Sehnen an den Innenseiten der Vorderfüße und fand sie heiß wie glühende Drähte. Wieder aufgesessen, versuchten sie zu traben, aber die Aufgeregten weigerten sich anders als im Galopp zu gehen. Sie schienen so unbekümmert um ihr Leben, als ob sie es verlieren könnten und doch laufen würden; laufen, weil es verlangt wurde, tot oder lebendig.

Unwandelbar wie die Gestirne dehnte sich die Unermeßlichkeit der Wüsten; aber die Bewegung der Pferde hatte lange ihr Gleichmaß verloren, und keines lief mehr erhobenen mutigen Hauptes, sondern sie hingen die Hälse, die Augäpfel quollen, die fleischlosen Gesichter riesiger Nüstern zeigten einen Ausdruck von Tollheit und Gram; sie strauchelten, sie ächzten. Und die Männer saßen nicht mehr stumm in ihrem Stolz; sie mußten gegen die Ungebärdigen und Stolpernden die Peitschen, mußten Zurufe, Segens-Worte und Schmeichel-Namen verschwenderisch brauchen. Allein die Stute, die Mohammed trug, die kleinste im Zug und unscheinbarer Farbe, aber die zäheste, warf mit noch ungeminderter Kraft die eisernen Gelenke, hurtig rennend, als käme sie aus der Ewigkeit her wie ein Pfeil. Ihr brauner Leib war bis zur wagerecht nachfliegenden Fahne weiß getupft. An dieser Fahne hafteten die irr hinstierenden Augen der Männer, aufleuchtend, wenn

sie mitunter schlank und schön über die Schenkel peitschte. Das war die Fahne, und zehn Leben konnten im Sande liegen, wenn die Fahne wehte.

Dann brach Hassans Hengst zweimal nacheinander in die vorderen Knie, und sie mußten halten. Hastig abspringend, versammelten sie sich um das müde Tier, das den Kopf schwankend und unruhig dahin und dorthin wandte, am ganzen Leib zuckte und rasselnd keuchte. Die Hinterhand eingesunken, stand es wie fallend auf weit gespreizten Hufen, und vor ihm gebärdete sich der junge Ben Hassan, den Kopf in den Händen, bis Mohammed ihn zu sich zog und er hell aufweinte:

„Sie wollen, sie wollen ja, aber es übersteigt ihre Kraft!"

Mohammed ging nun von Pferd zu Pferd, liebkoste jedes, sprach ihm zu, und es war, als ob er sie heilte. Sie setzten die angezogenen ruhlosen Füße auf, nickten, hoben die Häupter und stießen den glühenden Atem in weißen Dampf-Strahlen empor. Unermüdlich ging er vom ersten zum letzten und wieder die Reihe durch. Dann ließ er sie sacht auf und nieder führen und sprach tröstlich zu den Reitern von der Gewißheit Gottes. Am Ende stieg er, da sie eben unter einer felsigen Hügel-Kette hielten, die Stufen einer Anhöhe empor, wandte sich gegen Mekka zurück und sprach:

„Mein Engel, wo bist du? Du Bote Allahs, mir fehlt deine Stimme, da ich im Zweifel bin. Denn du siehst, o Herr, daß die Kraft dieser Tiere versiegen will, denen du mich anvertraut hast. Nun aber weiß ich nicht, ob die Feinde meine Flucht entdeckt haben oder nicht. Wenn sie mir nicht folgen, so könnten wir ja langsamen Schrittes den nächsten Brunnen erreichen, allda den Tag verbringen und mit neuer Nacht das Ende des Weges vollenden. Wenn sie mir aber folgen, wie lange darf ich noch ruhn, o Herr? Gebietest du mir, die Leiber deiner Erschaffung wie Holz im Feuer zu verbrauchen? Sende,

Herr, deinen Vermittler! Stärke mich in dem Zweifel! Und willst du es nicht um meinetwillen, so gedenke doch deiner Tiere."

Er blieb nach diesen Worten still mit geschlossenen Augen, das Antlitz emporgewandt. Endlich öffnete er sie wieder und überschaute die Ebene, die im starken Gestirne-Licht weithin glänzte. Dunkle Punkte wurden in der Ferne erkennbar; sie bewegten sich; die Verfolger.

Mohammed stieg ohne zu hasten die Anhöhe hinab und schwang sich in den Sattel. Die Seinen folgten wie stets. Sie ritten den Hügel entlang bis zu einer Stelle, die sich ersteigen ließ. Oben schrie Mohammed mit lauter Stimme dreimal:

„Herr, hilf uns, du bist DER Gott!" und ließ seiner Stute die Zügel.

Im nächsten Augenblick war ein solcher Sturm der Schnelligkeit in die Rosse gefahren, daß die Reiter glaubten, den steilen Hang wie Steine hinunter zu fallen. Es schlug ihnen die Augen zu, die Herzen standen, und lange Zeit war in ihren Sinnen nichts als ein ungeheures Sausen, als ob sie in Bodenloses hinabflögen. Kein Hufe-Gepolter war mehr zu hören, nur das Brausen des Sturms, der um die vereisten Gesichter schnob. Als sie langsam des Schwindels mächtig, als sie inne wurden, daß sie nicht fielen, sondern eben schwebten, als sie mühsam die Lider aufbrachten, da sahen sie unter sich die Ebene wie einen Strom von Silber dahinschießen. Aber dann erkannte mit Entsetzen ein jeder, daß unter ihm statt eines Pferdes der riesige Rücken eines Mannes war. Der hatte die Hände über seinem Nacken gefaltet; zur Linken und Rechten aber bewegten sich zwei ungeheure weißsilberne Fächer, die hin und her, auf und nieder brausten. Es waren Fittiche. Und so flogen sie nun im Rauschen der himmlischen Federn statt auf Rossen auf Engeln dahin.

In ihren Herzen stand Seligkeit. Jeder sah die andern Fünf

in geweiteten Räumen auf den rudernden Engeln sitzen, voran der Prophet, und die Ebene glitt unter ihnen wie aus Nichts. Sie wußten das Heilige nicht zu ertragen, Einer nach dem Andern legte das Gesicht in die Hände und überließ sich in Tränen Gott. Mohammed aber hob sich mit Haupt und Armen zu den Feuern Allahs empor und sang in die Höhen: „Es ist kein Gott außer DIR Gott!" sang es und sang, bis zwischen den Welten hervor väterlich flüsternd die Antwort schwebte: „Und du bist mein Prophet."

Der Knabe Hassan träumte im Paradiese zu sein, wie es ihm der Heilige beschrieb. Er stand in einer Pforte von Silber und blickte in einen Rosen-Garten wie in das Innere einer Rose hinein. Die Stille in den Blumen wurde zu den Augen einer Unsterblichen, die ihn weiblich ansahn und lächelten. Er blickte ohne Ende hinein, bis der Traum-Boden, auf dem er stand, schütterte, rollte und zu donnern begann und endlich in helle Fanfaren zerbrach. Er erkannte erwachend das schmetternde Wiehern seines Hengstes und sah, die Augen erhebend, über einem feuerbegossenen Flor der Wüsten-Blumen, blendend hell in der Sonne des Morgens, Medina, die Stadt, ein weiß und goldenes Märchen. Auf frischen Pferden in spielenden Kräften — ihre Leiber dufteten noch von den himmlischen, die entschwanden — stürmten sie mit feurigen Seelen durch das Feuer des heiligen Tags. Die Flucht war gesegnet. Mohammed hörte die Stimmen seiner Jünger wie einen Sturm durch die Sonne fahren:

„Es ist kein Gott außer DER Gott, und Mohammed ist sein Prophet!"

* * *



Ludwig Richter:
Illustration zu „Hermann und Dorothea“
Holzschnitt

BEDUINENLIEDER

Gastrecht

Schutz dem, der sich niederläßt
Und Obdach dem Totschläger beut;
Schutz dem Fremdling, dem Nachsicht und Milde helfen;
Gruß dem,
Der den Mörder schützt:
Sein lebelang kommt weder Streit noch Gerede zu ihm.
Naht der Begüterte
Und läßt sich westlich von ihm nieder,
Stirbt er lieber, ehe er dem Schützling nachzieht.

*

Gisme

Gisme bedeutet das unabwendbare Geschick des Menschen, die Vorausbestimmung. Im folgenden kommt ein charakteristischer Zug der Gismije-Idee zum Ausdruck, nämlich der Glaube des Beduinen an „seinen Tag", an sein Glück; ein Glaube, der selbst dem Verarmten Mut verleiht und ihn mit seinem Widersacher lachen läßt.

Ich wandle auf Dornen barfuß,
Und lache mit den Heimtückischen,
Und warte geduldig auf meinen Tag,
Bis meine Welt sich ändert!
Vielleicht wechselt der Wind,
Es kommen Wolken nach Wüstensturm
Und naht ein Reiter mit annehmbarer Kunde,
Ein streitbarer Reitersmann.
Wer das Glück des Hofes verscherzt,
Den möge Krankheit in den Nächten treffen.[1]

*

Chauwile

Aufleuchten ihre verborgenen Gliedmaßen,
Mein Herz war entzückt darüber!
Sie hat Merkmale gleich der Gazelle,

---

[1] Ein doppeltes Unglück, wenn einer des Nachts erkrankt.

Blendend schimmern ihre sauberen Wangen.
Du schwörst, es blitze im prasselnden Regenschauer!
Verführerisch ergötzt ihr Haarschmuck,
Sobald sie hindurchkämmt;
Ihre zopfumrahmte Stirne gleicht der Mondsichel.
Ein gewachsenes Wunder sind ihre Flechten —
Eine Kamelherde, die sich gewaltsam drängt —
Sie hängen über, und sie sammelt sie mit ihren Händen;
Aber der Wirrwarr überwindet sie auf den flechtenschweren
Schultern.
Es drängen sich ihre vorquillenden Brüste milchgefüllt,
Silbertassen, die ein Pascha in Händen tragen könnte.
Ihr nackter Arm gleicht dem gravierten Schwert
In des Mutigen Händen am Mordtage;
Ihr Leibgurt wächst, da sie sich sorgsam gürtet.
Eine ganz Vortreffliche, wenn du um sie freien willst. —
Von der ich erzählte, kennst du sie nicht?
Es ist Chauwile, wenn du um sie freien willst.

*

„Mein letztes Lied"

In einer in der großen Agube gelegenen Sauja der Senussi brachte ich die Rede auf Lieder und Gesänge. Ein würdiger ‚Mönch' im Silberhaar hatte uns aufmerksam gelauscht und fragte mich dann: Magst du ein wahres, süßes Lied vernehmen? In meiner Jugend liebte ich Scherz und Sang, aber nur eins ist mir verblieben, mein letztes Lied. — Er meinte die folgenden auch sonst im Westen unter dem Einfluß der Senussia verbreiteten Verse:

Keine Rede ist besser:
Gott ist der einzige Gott!
Zwischen Paradies und Hölle
Ist der Weg dünner als ein Haar.
Es gibt welche, die hinüberfliegen
Wie der flügelstarke Falke;
Es gibt solche, die angstvoll weinen
Aus Furcht vor dem drohenden Feuer;

Es gibt, die in die Hölle stürzen
Und des Paradieses Tor nicht erreichen:
Das sind, die ihren Kindern fluchen
Und ihnen ihren Segen entziehen,
Oder die, welche die Gesetze nicht halten;
Wie müde werden sie und wie lange währet ihre Pein!
Es sind uns aber auferlegt fünf:
Das erste: es ist nur ein Gott,
Das zweite: die Türe des Fastens,
Das dritte: das Gebet,
Das vierte: der Zehnte vom Gut,
Das fünfte: die Hedschazfahrt. —
Keine Rede ist besser:
Gott ist der einzige Gott!

Aus den von J. C. Ewald Falls gesammelten und unter dem Titel „Beduinischer Diwan“ in der Insel-Bücherei (Nr. 372) herausgegebenen Liedern aus dem Libyschen Sandmeer.

* * *

THEOPHRASTUS PARACELSUS

DAS ANDER CAPITEL

aus dem „Labyrinthus medicorum“, daraus der Arzt lernen soll, welches das Firmament ist

DU sollst nicht seltsam nehmen, daß ich niemand weise auf die Bücher des Papiers, in ihnen den Anfang der Arznei zu lernen: denn die Ursach ist nit not, daß sie betracht werde. Es schreiben durcheinander gute und böse, zwickdörnig Leut, und viel der Schwärmer durcheinander, Guts und Bös' zusammen, fälschen das Gute durch das Böse, finden und erheben [lieber] das Böse dann das Gute und machen durcheinander ein Pludermus, daß einer in die Wollen kommt, kann auf kein stilles Meer kommen, und ein jedlicher will von anderen Federn seinen Namen erheben und ein Neues aufbringen. Und durch solche Skribenten ist die Arznei gar zerbrochen

worden, und ist den papierischen Briefen nichts zuzutrauen. Obgleich wohl etwan einer ein Experiment gehabt hat und Experienz ect. So ist es bei ihm also gewesen, und im Grund ist er selbst verführt worden. Denn der Stylus zeigt an, daß große Einfalt mit Unverstand in der Arznei gewesen ist. Darum so wisset, daß andere Bücher sind, aus denen der Arzt lernen soll, aus denen der rechte Grund fließt: und ohn die Bücher des rechten Grunds sinds alles tote Buchstaben, das ist, sie bringen die Kranken mehr zum Tod, denn zum Leben.

Nun merket jetzt vom anderen Buch der Arznei, welches Buch das Firmament ist; und das Buch soll gelernet werden nach dem ersten Buch. Denn wie gemeldt ist, so ihr werdet das Reich Gottes suchen, so werden euch alle Ding zugeworfen. Also ist auch das ein Zuwerfen, in das uns weiset, der im Licht der Natur stehet. Zu gleicher Weis, wie in einem Buch durch die Buchstaben gesetzt mag werden ein ganze Doktorei, also daß ein jedlicher durch Lesen dieselbigen durchfahren mag: Also ist im Firmament ein solches Buch, das da lehret dieselbigen Kräft und Doktrin zu erkennen. Nicht daß alle Ding durchs Alphabet den Ursprung nehmen, sondern gar kein Ursprung: dasjenig, so das Alphabet begreift, kommt in das Alphabet von außen hinein. Aber im Firmament, da ist es im Ursprung und der litera, ein Ding. Als ein Exempel: Ein Baum, der da stehet, der gibt ohn das Alphabet den Namen Baum und bedarf keines Alphabets zu seiner Notdurft, und er selbst zeigt an durch sein Erzeigen, was er ist, was er gibt, was in ihm ist, wozu er ist, und das ohn Papier, Tinten und Federn. Also wie nun der Baum sich selbst deskribieret und uns selbst lehrt, wie er ist, was da ist: also ist das Buch das Firmament auch, von dem kommt der Ursprung in das Alphabet.

Darum aber, daß anders und anders der Mensch gibt und nimmt: aus dem folgt, daß auch einem Gerechten nicht wohl

zu glauben ist: er werde denn durch dieses ander Buch probiert, wie das Gold durch das Spießglas: und wer dies Buch nicht erfährt, der mag kein Arzt sein noch geheißen werden. Denn der Arzt wird gezwungen, wie einer ein Buch auf dem Papier liest: also die Sternen des Firmaments zusammen buchstaben und den Sentenz nachfolgend daraus nehmen. Denn wie ein jedliches Wort besondre Kraft hat und doch in ihm selbst kein Sentenz ist, sondern durch vollkommene Wörter, die den Sentenz ganz machen: also müssen die Stern am Himmel auch zusammen kuppelt werden und den firmamentischen Sentenz daraus nehmen, das ist, den ganzen Grund in eines fassen und verstehen. Gleich als ein Brief, der einem über hundert Meilen geschickt wird, desselbigen Gemüt verstanden wird: in solcher Gestalt also auch in Briefs Weis das Firmament an uns langet. Nun schaut jetzt um den Boten, ihr Ärzt, wo ihr ihn findet, der auch dahin und her ging. Also soll das ander Buch der Arznei angriffen werden: das Buch betrügt niemand, es hats kein falscher Skribent geschrieben: der hats geschrieben, der keines Papiers bedarf, uns daraus zu lehren: denn er hat wohl gewußt, daß Pseudomedici werden auferstehn und mit letzter Feder schreiben.

Also ist der Weg in der Arznei zu studieren: also ist das Buch der hohen Schul der Arznei: also ist der Skribent der Arznei: also werden die Krankheiten gefunden im Anfang und zu Ausgang. Und dieweil das ist, daß solch Buch des Firmaments auf das Papier gebracht wird, so stehts doch nit anders auf demselbigen, denn wie ein Schatten an der Wand, oder wie ein Bildnis im Spiegel, die niemand eine vollkommene Unterrichtung geben können. Der aber wissen will die vollkommene Unterrichtung, der muß denselbigen sehen, von dem der Schatten oder Bild im Spiegel kommet: und so er denselbigen recht sieht, so wird er nit betrogen und bedarf des Spiegels nit, und sieht das Lebendige, und aus dem Lebendigen da

gehet der Grund. Also sind die Bücher der Arznei nit vollkommen in der Feder, sondern an dem Ort, da sie sind: das ist, kein Baum mag aus der Feder, allein aus ihm selbst [erkennet werden]; denn nit das Äußere ist not zu erforschen: das aber innen ist, das ist der Baum. Die Speis ist nit ein Speis, bis sie Blut und Fleisch wird; alsdann ist sie ein Speis: was das Maul isset, ist kein Speis, was aber Blut und Fleisch isset, das ist Speis. Also sollen wir nit im Spiegel lernen: denn das ist nit im Spiegel, das wir sollen lernen: Also sind die Geschriften und Bücher, als dann das Firmament eines ist. Es ist etwas mehr denn spöttig, daß die Ärzt so gar nit wollen in die rechten Bücher der Arznei, sondern verzehren ihr Zeit unnützlich in den erdichteten Büchern, dero Buchstaben tot sind und in [denen] Sentenz kein Leben, als sie dann auch durch ihre Werk bezeugen: und betrachten nicht, so einer spreche, das Buch der Arznei ist falsch, daß sie es nicht könnten probieren, das gerecht wäre, als allein mit demselbigen Buchstaben. So ein Buch probieret soll werden, so muß probieret werden aus dem, aus dem es ist: das Evangelium aus Christo, aus ihm ist es: das natürlich Buch aus der Natur, aus der Natur ist es. So nun das natürlich Buch des Firmaments nicht im Wissen ist, wie kanns durch das Spiegelbild und den Schatten bewiesen werden? Dieweil das nit verstanden wird, aus dem es geht? Wie kann ein Zimmermann ein ander Buch haben denn seine Axt und das Holz? Wie kann ein Maurer ein ander Buch [haben] als Stein und Zement? Wie kann dann ein Arzt ein ander Buch haben, denn eben das Buch, das die Menschen krank und gesund macht? Es muß jeder Verstand aus dem fließen, aus dem er ist, und das Spiegelbild von denselbigen probieret werden. Das Corpus ist das Buch, da sollen die Ärzt hingehen. Denn wie Christus spricht: Wo das Corpus liegt, da sammeln sich auch die Adler, welcher Spruch auch dem Licht der Natur gebraucht wird. Denn wo die Arznei ist, da

sammeln sich auch die Ärzt. So nun ein jedlich Ding zu seinem Aas flieht und im Aas ersättigt wird, so muß ja das Firmament ein Buch sein, da das Aas inliegt des natürlichen Lichts. Wo die Künste sind, da sammeln sich auch die Künstler. Also sind die Arznei und die Kunst ein Corpus, und das Firmament ist ein Teil des Corpus: darum sollen sich die Ärzt am selbigen Ort sammeln. Also verstehet das ander Buch der Arznei, das nicht allein genug ist, an der Fledermaus sich begnügen lassen, die ein jedlicher wie das Rohr vom Luft umkehret, hin und her beugt: sondern in den rechten Ursprung und Grund gehen, so doch die Adler zum Aas fliegen und fliegen sollen, ein jedlichs zu dem Aas, zu dem es gehört und von dem es gespeist soll werden, damit die Kunst vollkommen erfahren werd'. Denn so wenig als das Bild im Spiegel lehren mag und den Grund darlegen: also wenig mag aus der Feder der vollkommene Grund gesetzt werden. Darum tut die Augen auf, und trachtet zu dem rechten Aas zu fliehen.

Aus der in der Insel-Bücherei (Nr. 366) erschienenen Neuausgabe, die Hans Kayser bearbeitet und mit einem Nachwort versehen hat.

* * *

FILIP VON ZESEN
HOCHZEITLIED
(1643)

AUF, liebes Paar, auf, auf! Ihr wohlgetrauten beide,
kommt, kommt, die Tafel räumt, fangt an ein andre Freude,
dann Weinreich ist genug und Fruchtinn' auch geehrt,
der euch den Wein, und die euch Bier und Kost beschert.

Auf, auf, ihr Jungfern, auf! man bläset euch zum Tanze,
die Lieb ist schon bekränzt mit einem Myrtenkranze:
ihr Söhnlein zündet auch die güldnen Fackeln an,
so lange bis die Braut wird gehn die Liebesbahn.

Es ist ein schönes Zelt von Lachmund auferbauet,
bei dem man um und um die Liebesgeister schauet,
darin die Liebe jagt, und da ihr Söhnlein hetzt,
da manche Jungfernschaft mit Pfeilen liegt verletzt.

Das Zelt, das schöne Zelt wird itzund aufgespannet,
die Juno steht davor, die Eris ist verbannet,
ihr güldner Apfel kommt der Braut alleine zu;
hier ists, wo keusche Lieb und Lust sich legt zur Ruh.

Geht, schöne Braut, geht, geht, der Tanz ist nun verrichtet,
dem Bräutigam verlangt; das Bett ist ausgeschlichtet;
die süße Federburg, die will euch nehmen ein,
daß ihr zusammen mögt von Herzen lustig sein.

Wir stehen schon geschickt, euch beide zu begleiten,
und euer Liebeszelt mit Rosen zu bespreiten.
Der Himmel gebe Glück, damit ihr so schlaft ein,
daß nach neun Monden Zeit wohl drei erstanden sein.

Anmerkung: Mit Weinreich ist Bacchus, der Fruchtinne Ceres und Lachmund Venus gemeint.

* * *

ERSTDRUCK UND URAUSGABE

Es gibt Büchersammler, die ein unbändiges Wohlgefallen daran haben, daß irgend etwas irgendwo zum ersten Male gedruckt worden ist. Der „Erstdruck“, den sie bewundern, ist ihr Labsal und Stolz. Ob er rechtmäßig gedruckt worden ist, das heißt unter der Beteiligung des Verfassers oder wenigstens mit seiner Zustimmung, ob er das Werk richtig wiedergibt, das lassen sie allenfalls als eine Frage für sich gelten. Erstdruck ist Erstdruck, daran ist nicht zu rütteln, die Druckerschwärze heiligt die Literatur und am meisten die Poesie. Aber eins verlangen sie doch noch von einem Erstdruck, er muß ein gewisses Alter haben, das ersetzt die Patina einer Urausgabe, mit der sie ihn gern verwechseln

wollen. Eine Urausgabe kann man nicht allein bibliographisch-kritisch, man muß sie, wenn man ein Buchfreund ist, auch noch sentimentalisch werten. Es ist nicht nur ein richtiger Text, den sie zeigt, sie zeigt auch den Verfasser in der nächsten Nähe seines Werkes und inmitten seiner Zeit, sie ist als Buch die anschaulichste, die unmittelbarste Verkörperung eines Werkes, die sich vorstellen läßt. Und der Druck übertrifft bisweilen seine Druckvorlage, die Handschrift, noch an Originalität, weil diese nicht von dem Autor selbst geschrieben zu sein braucht, jener aber von ihm durchgesehen sein kann. Die Anerkennung eines jedweden Erstdruckes beruht auf dergleichen gefühlsmäßigen Einstellungen, die oft den Sammler veranlassen, Erstdruck und Originalausgabe zu verwechseln. Eine Urausgabe ist nicht vorhanden, wofern der Verfasser sich nicht um die Drucklegung seines Werkes bekümmerte, sich nicht an ihr beteiligte, wenn das Werk überhaupt erst nach seinem Tode veröffentlicht wurde. Dann aber ist nicht der Erstdruck die Originalausgabe, sondern diejenige, die zum ersten Male das Original in allen seinen vollen Werten wiedergibt. Es sei gestattet, das an einigen Beispielen zu erläutern. Erst das Jahr 1923 hat uns zwei Hauptstücke aus der Schatzkammer der Dichtungen Clemens Brentanos in ihrer echten ersten Fassung so gegeben, wie sie dem Poeten als romantische Fragmente geglückt waren, der ihnen in den Umarbeitungen seiner eigenen Urausgaben andere Form und anderen Sinn gab. Unbekannt und ungedruckt waren diese als Kunstwerke selbständiger Geltung zu achtenden Urfassungen bisher nicht, aber erst jetzt sind sie in anmutend ausgestatteten Bänden zum ersten Male genau so wiedergegeben worden, wie sie Brentano aufgezeichnet hatte: „Die Chronika des fahrenden Schülers“ und „Gockel und Hinkel“. Beide Ausgaben sind die Originalausgaben von Werken, die die Urausgaben des Dichters in durchaus abweichenden Fassungen wiedergeben. Der Buchfreund mag nach seinem Geschmack ihre ältere oder ihre neuere Form vorziehen, der Büchersammler aber hat nicht nötig, an andere Erstdrucke der Urfassungen Geld und Zeit zu wenden, es sei denn, daß ihm die Görressche Ausgabe von Brentanos Märchen aus anderen Gründen wichtig scheint. Und nur ein verzweifelter Erstdruckfanatiker wird die einzige und erste zu Büchners Lebzeiten, doch ohne seine Mitwirkung erschienene Ausgabe von „Dantons Tod“, eine editio castrata, oder die von Franzos in ihrer Art gutgemeinte Ausgabe der Werke Büchners der endgültigen Gesamtausgabe von Büchners Werken und Briefen vorziehen wollen, die Fritz Bergemann 1923 im

Insel-Verlage herausgab. Diese ist, alles in allem genommen, die einzige und erste Büchner-Originalausgabe, und da von Büchners Dramen sonst keine Urausgaben vorhanden sind, kann ein sehr korrekter Büchersammler nicht mehr tun, als daß er sich die Insel-Ausgabe in ihrer ersten Auflage beschafft und die (ebenfalls im Insel-Verlage erschienene) von G. Witkowski besorgte Ausgabe des Woyzeck-Fragmentes neben sie stellt. Aus dem Verlagsverzeichnisse des Insel-Verlages ließen sich noch mancherlei Beispiele für die Beziehungen zwischen Erstdruck, Originalausgabe und Urausgabe wählen, wie sie sich einem besonnenen bibliographischen Urteil zeigen. Nur eins sei hervorgehoben, weil es den seltenen Fall erläutert, daß ein kalligraphiertes Manuskript Original- und Urausgabe war. Die Geschichte dieser Handschrift ist aus Goethes „Dichtung und Wahrheit" hinreichend bekannt. Und zum ersten Male gedruckt sind die Gedichte aus der von Ernst Wolfgang Behrisch geschriebenen Liedersammlung des Leipziger Studenten Goethe schon längst. Aber erst die Faksimilereproduktion des Originalmanuskriptes des Annette-Büchleins gibt der ersten in Buchform von eigener Geltung hergestellten Urausgabe von Gedichten Goethes ihren Originalausgabenrang. Vielleicht werden Einwendungen gemacht. Eine Nachbildung wäre nur ein Ersatz des Originals. Das ist richtig, trifft aber auch den Unterschied zwischen Originalausgabe und Urausgabe. Das dem Buchfreunde unerreichbare Unikum ist die Urausgabe, seine erste getreue Vervielfältigung die Originalausgabe, weil zwar das einzigartige Stück sich durch keine Nachbildung ersetzen läßt, indessen durch die abgeschlossene Art seiner buchgewerblichen Ausführung eine spätere Vervielfältigung gewissermaßen als Ausgabe einer Auflage zeigt, deren in allen Einzelheiten fertiggestellte Satzform lange unbenutzt liegen blieb. Hätte der junge Goethe schon wie der alte die Lithographie nutzen können, besäßen wir vielleicht bereits eine erste Umdruckausgabe des Liederbuches „Annette" aus dem Jahre 1767. Daß ein Buchwerk gedruckt sein muß, daß es in mehreren Abzügen verbreitet worden sein muß, damit es Erstausgabe heißen kann, ist unnötig. Es reicht hin, wenn es in einer abgeschlossenen äußeren Buchform, und sei es auch nur in einem einzigen Stück, hergestellt und mehr oder minder veröffentlicht worden ist. Die angewandte Bücherkunde nennt noch manche andere und nicht einmal mit kalligraphischer Kunstfertigkeit geschriebene Erstausgaben, die sich von einem zum Druck bestimmten Manuskript dadurch unterscheiden, daß sie im Sinne des Verfassers

fertige Bücher sein sollen, während jenes lediglich Vorstufe einer bestimmten Buchausführung ist. Der geneigte Leser wird diese kleine bibliographische Haarspalterei verzeihen, weil er ihre gute Absicht anerkennen wird: deutlich einmal zu sagen, daß die wahllose Bewunderung aller alten „Erstdrucke“, in die sich der Bibliophilenenthusiasmus hineinzwingt, und im Gegensatz dazu die unterschiedslose Verachtung alles dessen, was man Neudruck nennt, auch den stolzen Büchersammler in Irrtümer verstricken kann, der sich rühmt, lediglich Originalausgaben zu suchen. Er findet sie bisweilen nicht in den Antiquariats- und Auktionskatalogen, sondern in den noch gültigen Verlagsverzeichnissen. Alter und Erstdruckrechte sind nicht stets die Kennzeichen einer Originalität. Und es ist noch immer eine gute Sammlerregel für jeden Sammlerstandpunkt, von Fall zu Fall die Buchwerte zu prüfen, die man anerkennen möchte.

G. A. E. Bogeng

* * *

MITTEILUNGEN DES VERLAGS

Was bringen Sie Neues? Diese Frage ist in der letzten Zeit so oft an uns gerichtet worden, daß ihre Beantwortung hier am Platze ist. Wir bringen, so entgegnen wir, das Neue nicht um des Neuen willen, sondern nur dann, wenn es uns als eine Bereicherung der Literatur und zugleich unserer Verlagsgebiete erscheint. Mit aufmerksamem Auge verfolgen wir die literarischen Vorgänge bei uns in Deutschland und im Auslande und können für heute sagen, daß wir in absehbarer Zeit mit Übersetzungen von bedeutenden Werken des zeitgenössischen amerikanischen Schrifttums hervortreten werden. Hans Carossa hat uns das Manuskript seines „Rumänischen Tagebuchs“ übergeben, aus dem wir im „Inselschiff“ wie im „Insel-Almanach“ bereits Proben gebracht haben; ferner empfingen wir von Albrecht Schaeffer eine größere Sammlung von Erzählungen und Novellen, die den Reichtum der Vorstellungswelt dieses Dichters im hellsten Lichte zeigen; endlich dürfen wir schon jetzt mitteilen, daß wir in der nächsten Zeit mit der Drucklegung der unlängst aufgefundenen Urfassung der Grimmschen Märchen beginnen werden. Daneben aber gilt nach wie vor unsere Sorge dem Wiederaufbau des Verlags und der Ausfüllung der Lücken seines alten Bestandes, vor allem aber der Ausgestaltung unserer Sammlungen und der Fortführung begonnener Unternehmungen.

An Neuigkeiten, die in den vergangenen Wochen erschienen sind oder in Kürze erwartet werden können, sind die folgenden zu nennen: das Gedichtbuch Marienleben von Albrecht Schaeffer, das aus einer neuen, von Walter Tiemann entworfenen gotischen Schrift in einer Auflage von 550 Exemplaren gedruckt wurde; das zwei in sich verbundene Novellen enthaltende, schöne Buch Ein Wanderer des holländischen Dichters Arthur van Schendel, der unseren Freunden kein Fremder ist. Die Reihe der Deutschen Meister wird mit August Grisebachs Buch über Carl Friedrich Schinkel fortgesetzt — Kurt Gerstenbergs Multscher, ein weiteres Buch der Entdeckungen, befindet sich in Herstellung —, die Bibliotheca Mundi um einen weiteren Band vermehrt, die Anthologie de la poésie lyrique française de la fin du XVe siècle à la fin du XIXe siècle, herausgegeben von einem Dichter, dessen Name weit über Frankreichs Grenzen hinaus Ansehen genießt: Georges Duhamel. Shakespeares Troilus und Cressida, sowie der dritte Band von 1001 Nacht, deren im vorigen Hefte bereits gedacht wurde, liegen nunmehr vor. Auch die bereits angekündigte Reihe der Insel-Bücherei ist erschienen; sie zählt zwölf Bände mit folgendem Inhalt: Felix Timmermans, Das Triptychon von den heiligen drei Königen, übertragen von Anton Kippenberg; Goethe, Hermann und Dorothea; Jeremias Gotthelf, Das Erdbeeri-Mareili; F. M. Dostojewski, Aus dem Leben des Staretz Sosima; Theophrastus Paracelsus, Labyrinthus medicorum oder Vom Irrgang der Ärzte; Adalbert Stifter, Der Waldsteig; Christian Reuter, L'Honnéte Femme oder die Ehrliche Frau zu Plißine; Boborykin, Am Herde; Einhard, Das Leben Kaiser Karls des Großen; Beethoven, An die ferne Geliebte. Mit den Noten. Herausgegeben von Max Friedlaender; Beduinischer Diwan, Lieder aus dem Libyschen Sandmeer, aus dem Arabischen übertragen von J. C. Ewald Falls; Shakespeare, Venus und Adonis, übertragen von Bruno Erich Werner.

An den Anfang der zahlreichen Neuauflagen stellen wir die von Schillers Werken; hier freilich kann man von einer neuen Ausgabe sprechen, denn, umgeordnet und stark vermehrt, nunmehr sieben — statt früher sechs — Bände umfassend, enthält unser Schiller das gesamte Werk des Dichters, einschließlich der nachgelassenen Schriften. Von Theodor Storms Sämtlichen Werken ist wiederum eine neue

Auflage — das 19.—21. Tausend — notwendig geworden; ihr Preis von M. 36.— für das nunmehr in Leinen gebundene Exemplar ist als äußerst wohlfeil zu bezeichnen. Jacobsens Sämtliche Werke erscheinen, wie bisher in einem Dünndruckpapierbande, im 26.—29. Tausend.

Von Werken der älteren Literatur liegen ferner in neuen Auflagen vor: Cervantes, Don Quixote (12.—15. Tausend); Goethes Liebesgedichte (22.—26. Tausend) in einem neuen reizvollen Einband; Eckermanns Gespräche mit Goethe (24.—28. Tausend); Wilhelm Heinses kühnes Buch Ardinghello (4. Auflage); E. T. A. Hoffmanns entzückendes Capriccio Brambilla mit den Kupfern nach Callot (3. Auflage); Kortums Jobsiade (9.—11. Tausend); Friedrich Nietzsches Briefe an Peter Gast (3. Auflage).

Auch von einer Anzahl von Werken unserer lebenden Autoren sind Neuauflagen notwendig geworden: von Ernst Bertrams Gedichten erschien die vierte Auflage, von Ricarda Huchs Großem Krieg in Deutschland das 14.—16. Tausend und von Stefan Zweigs Amok das 22.—32. Tausend.



Walter Tiemann:
Titelvignette zu Shakespeare, Heinrich V.

DAS INSELSCHIFF

EINE ZEITSCHRIFT FÜR DIE FREUNDE
DES INSEL-VERLAGES



V. JAHRGANG · HERBST 1924 · HEFT VIER

LEIPZIG · IM INSEL-VERLAG

INHALT

Diesem Heft liegt
eine Ankündigung unserer zehnbändigen Balzac-Ausgabe bei

Für den Inhalt verantwortlich: Karl Weisser, Leipzig
Druck von Poeschel & Trepte, Leipzig

DAS
INSELSCHIFF
*
EINE
ZEITSCHRIFT
FÜNFTER JAHRGANG / VIERTES HEFT
HERBST 1924
*

Worte sind der Seele Bild —
Nicht ein Bild! sie sind ein Schatten!
Sagen herbe, deuten mild,
Was wir haben, was wir hatten —
Was wir hatten, wo ists hin?
Und was ists denn, was wir haben? —
Nun, wir sprechen! Rasch im Fliehn
Haschen wir des Lebens Gaben.
Goethe

JOHANNES BÜHLER

DIE ORGANISATION DES DEUTSCHEN STAATSWESENS UNTER DEN SÄCHSISCHEN UND SALISCHEN KAISERN

IN den gleichzeitigen Annalen und Urkunden erscheinen die deutschen Könige und Kaiser, ob sie nun gleich den germanischen Heerkönigen an der Spitze ihrer Mannen zu Felde ziehen oder auf dem Königsstuhle des Rechtes walten, wahrhaft und wirklich als Herrscher, nicht etwa bloß als Repräsentanten, die Hoheit und Glanz ihrer Stellung mehr altehrwürdigen Überlieferungen als eigentlicher Regierungsgewalt verdanken. Aber so einfach sich diese Quellenberichte lesen, so verwickelt sind vielfach die tatsächlichen Rechts- und Machtverhältnisse, deren Kenntnis die unerläßliche Voraussetzung für eine gerechte Bewertung der Leistungen sowohl des Volkes wie seiner Herrscher bildet.

Die Handlungsfähigkeit einer Regierung ist wesentlich von der Macht abhängig, die sie über die eigenen Staatsangehörigen besitzt. Die gewaltigen Erfolge eines Chlodowech, Pippin, Karls des Großen waren nur durch den stark absolutistischen und zentralistischen Einschlag des merowingischen und karolingischen Königtums möglich. Da aber die straffe Organisation des Frankenreiches mehr das Werk einzelner Herrscher als eine naturgemäße Entwicklung war, mußte der Zusammenbruch des Frankenreiches und die Schwäche der letzten Karolinger eine ganz erhebliche Minderung der Königsgewalt und für die Osthälfte des Reiches, für Deutschland, das Wiederaufleben germanischer Überlieferungen zur Folge haben.

Wohl am auffälligsten zeigen sie sich in der merkwürdigen Mischung von Erb- und Wahlmonarchie während des ganzen deutschen Mittelalters. Das Frankenreich war eine reine Erbmonarchie, allerdings noch ohne genauere Bestimmung des Erbrechtes der einzelnen Familienangehörigen, in Deutschland suchten jetzt die Großen wieder auf das Prinzip der Königswahl zurückzugreifen. Da jedoch schon in germanischer Zeit die Erbfolge vielfach an bestimmte Familien geknüpft war und die Herrscher mit allen Mitteln danach strebten, die Krone in ihrer Familie weiter zu vererben, und da ferner der Gedanke der Erblichkeit von Ämtern und Lehen sich auch sonst immer mehr einbürgerte, behauptete sich das Prinzip der Erblichkeit im allgemeinen als das stärkere. Das Wahlrecht der Fürsten bestand zunächst meist nur in der Anerkennung des vom jeweiligen Herrscher als seinen Nachfolger Vorgeschlagenen (Designierten). Trotzdem wußte sich auch in diesem Punkte das Fürstentum im Laufe der Zeit einen immer größeren Einfluß zu sichern. Der Hauptgrund hierfür ist in dem mehrmaligen Aussterben der direkten Linie der Herrscherhäuser zu suchen. Man berücksichtigte freilich auch in solchen Fällen vor allem Verwandte des verstorbenen Königs

oder seiner Vorgänger; aber schon der Umstand, daß nicht ein klar formuliertes, geschriebenes Gesetz, sondern ein von den Fürsten ausgeübtes Gewohnheitsrecht den Ausschlag gab, war dem Prinzip der Erblichkeit abträglich.

Neben den Fürsten hatten auch die Päpste ein großes Interesse daran, daß die Thronfolge in Deutschland durch Wahl bestimmt wurde. Die deutschen Könige verdanken zwar ursprünglich die Kaiserkrone nicht den Päpsten, sondern lediglich ihrer eigenen Vormachtstellung in Europa; doch als sich der Einfluß des Papsttums dank der ihm von den Kaisern geleisteten Dienste im ganzen Abendland mehr und mehr festigte, lag ihm der Gedanke, sich über das Kaisertum zu erheben, nur allzu nahe. So finden wir die Päpste seit dem Investiturstreit in dem Kampf um das Wahlrecht stets auf der Seite der deutschen Fürsten; denn wennschon das Kaisertum nach der Auffassung der Zeit lediglich an das deutsche Königtum gebunden schien, wollten die Päpste wenigstens seine Erblichkeit in einer Familie verhindern und sich damit die Möglichkeit der Einmischung bei der Wahl des künftigen Kaisers sichern.

Wie die Regelung der Thronfolge durch germanische und dann durch neu hinzukommende kirchliche Elemente wesentlich mitbestimmt wurde, waren für das gesamte Verhältnis von Herrscher und Volk germanische und christliche Vorstellungen maßgebend. Nach beiden kamen dem Volke nicht bloß Pflichten, sondern auch Rechte zu. Verletzte ein König seine heiligsten und wesentlichsten Pflichten, so konnte das Volk den Gehorsam versagen, es kam ihm ein förmliches Widerstandsrecht zu. „Fürst und Volk stehen einander ein für allemal als selbständige Träger eigener Rechte gegenüber."

Dieser altgermanische Dualismus der Rechte setzte sich unter dem Einfluß christlicher Gedanken während des Mittelalters immer mehr durch. Auf der einen Seite erstrahlt nun die Krone im Glanze des Gottesgnadentums, seit Karl dem

Großen hatte sich die Aufnahme des „Dei gratia“ in die Königsurkunden eingebürgert, auf der anderen Seite wurde besonders im Investiturstreit der Idee vom Widerstandsrecht gegen den „gottlosen und tyrannischen Herrscher“ neue Nahrung zugeführt. Während im antiken Staate das Individuum vollständig im Gemeinwesen aufging, galten im germanischen und christlich-mittelalterlichen Staate die „angebornen“ Rechte der Einzelpersönlichkeit, das Recht der Selbsterhaltung an Leib und Seele, wenigstens in der Theorie als unverletzlich, mögen sie auch in der Tat noch so oft und schwer mißachtet worden sein. Die Lehre vom Widerstandsrecht fand schon damals vereinzelt eine Zuspitzung, die an revolutionäre Doktrinen gemahnt; so meinte Manegold von Lautenbach, das Volk könne einen gottlosen, seine Rechte verletzenden Herrscher wie einen unredlichen Schweinehirten davonjagen.

Solche Auffassungen mußten auch das Entstehen partikulärer Gewalten im Reiche begünstigen. Für den einfachen Mann hatten diese Ideen freilich kaum praktische Bedeutung, dafür boten sie den Großen eine gefährliche Handhabe für die Durchsetzung von Sonderrechten. Die altgermanische Geschlechterherrschaft war allerdings durch das Frankenreich überwunden worden; aber das Stammesbewußtsein und die Anerkennung einer aristokratischen Führerschicht lagen den Deutschen aus ihrer germanischen Vergangenheit so tief im Blute, daß sich beim Niedergange der karolingischen Zentralmacht sofort wieder eigene Stammesherzogtümer unter vornehmen Geschlechtern bilden konnten, mit denen das Königtum schwerste Kämpfe auszutragen, ja zeitweilig förmlich um seinen Bestand zu ringen hatte. Es wurde dabei von den Bischöfen und Grafen, welche Unabhängigkeit von den Herzögen erstrebten, tatkräftig unterstützt.

Dafür schob sich ein anderes Zwischenglied zwischen König und Volk: der Reichsfürstenstand. In unsere Periode fällt

allerdings erst der Anfang seiner Entwicklung; er zeigt im wesentlichen noch Beamtencharakter und bildete ursprünglich eine Stütze des Königtums. Aber wiederholte Vormundschaft über unmündige Herrscher sowie die Parteikämpfe des Investiturstreites ließen schon jetzt zeitweilig die Fürsten ein größeres Maß von Selbständigkeit gewinnen. Gegen Ende der Herrschaft der salischen Kaiser fiel nach dem Wormser Konkordat durch die Beschränkung der Kronrechte den geistlichen Fürsten gegenüber mehr und mehr der Gegensatz zwischen geistlichem und weltlichem Fürstentum fort, und so bahnte sich mit der fortschreitenden Ausbildung des Lehensrechtes der Zusammenschluß der hohen Aristokratie zu dem eigentlichen Reichsfürstenstand, dem Territorialfürstentum, an.

Das Feudal- und Lehenswesen löste überhaupt systematisch die unmittelbare Verbindung zwischen Krone und dem größeren Teile des Volkes. Die Entstehung des Feudalismus, Lehenswesens und Vasallentums — keineswegs identische Dinge und Begriffe, aber vielfach ineinander verflochten — geht auf spätrömische, germanische und fränkische Einrichtungen zurück. Es ist hier unmöglich, die vielfach noch sehr umstrittene Entwicklung des mittelalterlichen Feudalstaates zu schildern, nur einzelne seiner charakteristischen und für die Beurteilung der Texte wesentlichen Merkmale seien hervorgehoben.

Bei den alten Germanen läßt sich von Anfang an ein Geschlechteradel nachweisen, zu dem dann im Frankenreiche ein Beamtenadel hinzutrat. Das wesentlichste Recht des „echten" Adels wurde in der Folgezeit der Erwerb von öffentlicher Gerichtsbarkeit, d. h. einer Gewalt, „die sich nicht auf private Beziehungen reduzieren läßt". Der Besitz öffentlicher Gerichtsbarkeit wurde geradezu Kennzeichen des Adels: „Gerichtsbesitz adelt."

Die Entstehung eigener Gerichtsbezirke hängt eng zusam-

men mit dem Lehenswesen, das seinerseits naturalwirtschaftliche Zustände zur Voraussetzung hat. Da die fränkischen Herrscher und dann die deutschen Könige und Kaiser ihre Beamten und Truppen bei der damaligen Wirtschaftsordnung nicht ausreichend mit Geld entlohnen konnten, wurden sie für ihre Dienste mit Gütern aus dem gewaltigen Kronbesitz belehnt. Selbstverständlich war es das Bestreben der Beamten, diese Lehngüter ebenso wie ihre Eigengüter (Allode) an ihre Nachkommen weiter zu vererben. Eine merkwürdige Verquickung von Amt und Grundbesitz war die Folge, und es ist sehr wohl möglich, daß z. B. die Verwandlung der Grafenämter in erbliche Lehen an den Grundbesitz anknüpfte, mit dem das Amt ausgestattet war. Andererseits war schon mit der spätrömischen Grundherrschaft als solcher, die in vielem außerhalb der Gemeindeverfassung stand und Immunität besaß, eine gewisse eigene Gerichtsbarkeit verbunden; der Richter durfte das gefreite Grundherrschaftsgebiet nicht selbst betreten. Die Immunitätsgerichte, deren Vorsitzender der vom Gutsherrn bestellte Vogt war, wußten den Bereich der für sie zuständigen Fälle immer mehr zu erweitern.

Dazu lebte das altgermanische Gefolgschaftswesen in neuer Form wieder auf. Nach den Berichten des Cäsar und Tacitus hielten sich vornehme Germanen als Privatpersonen ein Gefolge und unternahmen damit auf eigene Faust Kriegs- und Beutezüge. In ähnlicher Weise — nur kam jetzt die Bindung an Grund und Boden hinzu — konnten in unserer Periode begüterte Grundherren „aus ihrem Eigen Lehen errichten und an der Spitze ihres Lehngefolges Fehden führen. Schon aus dieser Übereinstimmung ergibt sich, daß für das ganze Institut unveränderte soziale Anschauungen maßgebend gewesen sind". Übrigens konnten diese Lehensherren an ihre Untervasallen nicht bloß Grundbesitz abtreten, sondern auch einen Teil ihrer Rechte als Grundherren.

All das hatte mannigfache Durchbrechungen des unmittelbaren Reichsuntertanenverbandes zur Folge. Man hat deshalb dem mittelalterlichen Staat Persönlichkeit und Souveränität absprechen wollen. Damit würden auch Königtum und Kaisertum als reale Mächte fallen. Denn wenn einerseits kein eigentlicher Staat vorhanden ist, dem sie vorstehen, wenn ihnen andererseits die Angehörigen des Reichsverbandes, der sich letzten Endes in selbständige Sonderteile auflöst, als Eigenherren gegenüberstehen, was haben dann Krone und Zepter noch für einen Sinn?

Die Verhältnisse unter den sächsischen und fränkischen Kaisern entsprechen nun freilich nicht in allem den Auffassungen, die man heute über Persönlichkeit und Souveränität des Staates als dessen notwendige Voraussetzungen und Kennzeichen betrachtet. Damit ist jedoch nicht erwiesen, daß sie überhaupt fehlten. Die mittelalterlichen Theoretiker und Staatsmänner hatten sehr wohl eine Vorstellung davon, daß dem Staate an sich, also unabhängig von den jeweiligen Trägern der Staatsgewalt, Eigenleben, mithin Persönlichkeit zukomme, und die Praxis verwirklichte diese Idee. Fraglicher erscheint im ersten Augenblick die Souveränität des mittelalterlichen Staates. War er wirklich unabhängig? Die Theorien eines Gregor VII., wonach die Herrscher dem Papste unterstünden, scheinen schon allein wirkliche staatliche Souveränität auszuschließen. Aber diesen hochkirchlichen Ideen standen andere, die Selbstherrlichkeit der Kaiser betonende gegenüber, und tatsächlich durchsetzen konnten sich jene so wenig wie diese. Der Gedanke, daß weder das Volk noch der Herrscher als eigentlich souverän anzusehen seien, sondern das über beiden waltende (göttliche) Recht, mußte in der Praxis zu mancherlei Schwankungen und Unklarheiten führen, zumal wenn Päpste als die von Gott berufenen Ausdeuter und Vollzieher in staatliche Belange einzugreifen suchten. Aber alles in allem

wußten die Kaiser für sich und den Staat die Souveränität, von Einzelheiten abgesehn, zu wahren und die Versuche der Herzöge zu vereiteln, „die sich Souveränität beilegen und das Reich nur gewissermaßen als Bundesstaat bestehen lassen" wollten. Zahlreiche Vorgänge und Verhältnisse erweisen die deutschen Herrscher unzweifelhaft als Inhaber von Souveränitätsrechten. Immerhin bleibt, wie schon betont, wohl zu beachten, daß der Staat im Mittelalter „weit individualistischer nicht nur als der römische, sondern auch als der unsrige war. Die Rechte des Einzelnen ihm gegenüber hatten viel mehr Bedeutung und Gewalt als heute".

Zum guten Teil lag dies schon in der Vorstellung begründet, die man sich damals vom Staatszweck machte. Man sah ihn vornehmlich in der Förderung der kirchlichen und religiösen Angelegenheiten und dann in der Erhaltung der Rechtsordnung, d. h. der Sicherung des Landes und seiner Angehörigen dem Ausland gegenüber, sowie in der Wahrung der Rechte des Einzelnen, der einzelnen Gruppen und juristischen Körperschaften, und das alles und jedes unter dem Gesichtspunkte des christlichen Sittengesetzes, wie man es damals auffaßte.

Als Träger und Verkörperung dieser Ideen galt der deutsche König, insbesondere als Kaiser. Das erhöhte die Würde und den Glanz der königlichen und kaiserlichen Stellung, gab ihr förmlich sakralen Charakter. Der „Rex et Sacerdos", König und Priester, wurde bei der Königsweihe in den Klerikerstand aufgenommen, und diese Weihe selbst galt in der früheren Zeit als ein Sakrament.[1] Andererseits bedingten diese Auffassungen von vornherein manche Beschränkungen für den König. Staatsallmacht und absolutes Herrschertum war mit ihnen ebenso unvereinbar wie eine rein nationalistische Innen- und Außen-

---

[1] Der Sakramentsbegriff war bis zum Hochmittelalter fließend, noch die Synode von Arras (1025) erklärte, Christus habe „plurima sacramenta" eingesetzt.

politik und der moderne Imperialismus. Wie dieser von Natur aus auf Eroberung ausgeht, so war die leitende Idee des mittelalterlichen Imperalismus die Erhaltung des Friedens in der Christenheit. Auch in diesem Punkte hatte der mittelalterliche deutsche Kaiser das Erbe des kaiserlichen Rom, der „Pax Romana", angetreten.

Das Studium der Quellen freilich, in denen so viel von Krieg, Kampf und Fehde erzählt wird, mag die Bezeichnung des mittelalterlichen Kaisertums und deutschen Reiches als Friedensmacht sonderbar erscheinen lassen. In der Tat sehen wir die Kaiser meist auf einer Heerfahrt und die Großen sich bald wider den Kaiser erheben, bald sich gegenseitig bekämpfen. Das spricht aber nicht gegen den Willen jener Zeit zum Frieden, sondern beweist nur, daß es dem Mittelalter vielleicht mehr noch als anderen Perioden an der inneren Kraft gebrach, seine hochgespannten und manchmal überspannten Ideale zu verwirklichen. Übrigens darf man sich nicht von den oft antiken Klassikern entnommenen Ausdrücken wie „riesige" Heere, „unzählbare" Gefangene, Gefallene und Verwundete täuschen lassen. Geht man den diesen Berichten zugrunde liegenden Tatsachen nach, dann gewinnt man vom mittelalterlichen Heer- und Kriegswesen ein wesentlich anderes Bild. Die Art des Aufgebotes und der Heerführung sowie die Zahl der Krieger schließen schon von vornherein einen Imperialismus ebenso antiken wie modernen Gepräges aus und zeigen die große Masse des Volkes fast völlig unbeteiligt am Kriegsgeschehen, soweit sie nicht durch Plünderungen und Verheerungen in Mitleidenschaft gezogen wurde.

Die Zeiten, da jeder freie Germane Krieger im Volksheere war, waren längst vorüber. Schon seit den Anfängen der Karolinger bildeten den Kern des Heeres nicht mehr die Fußtruppen, sondern die Reiter, deren Rüstung nach Kaiser Otto I. immer wuchtiger und schwerer wurde. Bei der kostspieligen

Ausrüstung dieser Reiter, von denen jeder für etwa sechs Wochen den Proviant selbst mitzubringen hatte — moderne Verproviantierung mit Nachschub von Waffen und Lebensmitteln kannte man kaum —, war das Aufstellen großer Heere außerordentlich schwierig. Während unserer ganzen Periode hatte wohl nie ein Kaiser mehr als achttausend Mann um sich, die für die eigentliche Schlacht in Betracht kamen, meist waren es erheblich weniger. Durch die Knechte, die jeder Ritter für seine persönlichen Dienste bei sich hatte, und die Spießknechte, „die Spießer", die nur gelegentlich etwa zur Beseitigung von Hindernissen eingriffen, schwollen die Heere allerdings beträchtlich an; aber die Entscheidung lag schon seit den Karolingern ganz überwiegend bei den Rittern.[1] Von „Bauernheeren" ist schon längst keine Rede mehr; die Bauern finden nur ausnahmsweise beim Einbruch fremder Völker, wie der Ungarn oder Slawen, als eine Art Landsturm Verwendung.[2] Der altgermanische Heldengeist und germanisches Reckentum lebten in Deutschland, ganz anders als in den nordischen Staaten, nur noch im Adel und Rittertum weiter, der deutsche Bauer aber „zog sich in immer größerer Ausdehnung von der Pflicht und Ehre des Kriegsdienstes zurück".

Das Aufgebot vollzog sich in der Weise, daß der König mit dem Fürstenrat auf einem Reichstag eine Heerfahrt beschloß, zu der die Fürsten ihr Kommen zusagten. Zum Feldzuge selbst erschienen dann die Fürsten oder ihre Stellvertreter mit ihren ritterlichen Lehensleuten. Mit dieser Art des Aufgebotes war auch die Heereseinteilung gegeben, die Trupps der einzelnen Fürsten bildeten die Abteilungen.

Die Wehrmacht des deutschen Reiches bestand also nicht in

[1] Die Schaffung von Ritterheeren geht also nicht, wie vielfach behauptet wird, erst auf Heinrich I. zurück; er fand sie bereits vor.

[2] Auch bei inneren Fehden, so in den Kämpfen gegen Heinrich IV., spielte dieser Bauernlandsturm eine gewisse Rolle; aber die eigentliche Entscheidung lag immer bei den Ritterheeren.

einem Volksheere[1], sondern ruhte ausschließlich bei dem Berufskriegertum der Ritter, die sich im Laufe der Zeit zu einem eigenen Stande, dem Ritterstande, entwickelten. Denn schon die Ausbildung des ritterlichen Kriegers in schwerer Rüstung mit Schild, Lanze und Schwert, die lange Zeit und stete Übung erforderte, in jugendlichem Alter in der Familie einsetzte und an einem größeren Ritter- oder Fürstenhofe fortgesetzt wurde, schloß das Heranziehen des gemeinen Mannes zum Kriege als Kämpfer aus. Im allgemeinen wäre auch eine ausgiebigere Verwendung leichter bewaffneter Truppen, auch von Bogenschützen, den schwer gewappneten Rittern gegenüber nahezu zwecklos gewesen.

Hatte sich der Ritter Fertigkeit im Gebrauche seiner Waffen erworben, dann war seine Ausbildung beendet. Ein Einexerzieren, ein Einüben, sich in größeren Verbänden zu bewegen, war bei der ganzen Art der Kriegführung überflüssig. Denn mit der späteren Kavallerie haben die Rittertruppen nichts gemein. Die ganze Taktik bestand darin, möglichst geschlossen an den Feind heranzukommen. Das war mit keinen besonderen Schwierigkeiten verbunden. Man ritt langsam an, und war man am Feinde, so löste sich alles in Handgemenge auf.

Mit der Disziplin stand es ziemlich übel. Der Ritter schuldete zwar als Vasall seinem Herrn Gehorsam und Treue, und es lassen sich auch nicht wenige Beispiele von heroischen Beweisen der Mannentreue einzelner nachweisen; aber diesen Kriegerstand erfüllte andererseits ein unbändiger Trotz, der die Grenzen des schuldigen Gehorsams nur zu oft übersprang. Wie sollte man auch bei der ganzen Art der Kriegführung und bei dem Beispiele der Großen, die sich so häufig gegen ihren obersten Kriegsherrn erhoben, in allen Fällen selbstvergessende Unterordnung der Ritter erwarten dürfen?

[1] Wenn Bauern als zum Heeresdienst verpflichtet genannt werden, so hat dies oft nur die Bedeutung, daß sie Kriegssteuern, Naturalabgaben und dgl. für die Heerfahrten zu leisten hatten.

Das Heer ist der Arm der Könige. Daß ihn die deutschen Kaiser nicht frei bewegen und damit nicht eine Eroberungspolitik wie etwa Napoleon führen konnten, leuchtet auf den ersten Blick ein. Es war für sie schwer genug, ihre Großen und Ritter für unbedingt notwendige Ziele, wie die Abwehr eindringender Feinde, oder für Unternehmungen, die wie die Römerzüge der allgemeinen Zeitströmung entsprachen, zusammenzuhalten. Eine weitausschauende, erst in Jahrzehnten oder noch später Früchte tragende Politik mit solch einem Heere zu führen, war ihnen, zumal bei dem eifersüchtigen Streben der großen Vasallen nach möglichster Selbständigkeit, kaum je möglich.

Mit noch mehr Hemmungen hatten die deutschen Herrscher im Finanzwesen zu kämpfen. Das Budget, die vorausschauende Abwägung von Einnahmen und Ausgaben, kannte das Mittelalter bei seiner ganz überwiegenden Naturalwirtschaft überhaupt nicht, ebensowenig in unserer Periode eine allgemeine Reichssteuer. Die Könige waren im wesentlichen auf die Erträgnisse der Kron- und Hausgüter [1] angewiesen. Über das ganze Reich hin waren die Königshöfe zerstreut, die bestimmte Naturallieferungen zu leisten hatten. Abgesehen von der Verpflichtung zur Rechtspflege im ganzen Lande, war diese beschwerliche und umständliche Beitreibung der Einkünfte der Hauptgrund für die steten Wanderungen des königlichen Hofes, die das Entstehen einer festen Residenz ausschlossen. Außerdem brachten die Markt- und Verkehrszölle, freiwillige Gaben der Großen, die Summen, welche die Bewerber um weltliche und geistliche Ämter sowie um Privilegien bezahlten, wenn keine regelmäßigen, so doch beträchtliche Einnahmen.

[1] Die Herrscher, den mächtigsten und reichsten Geschlechtern entstammend, besaßen selbst große Hausgüter; über die mit der Krone verbundenen Krongüter schalteten die Könige ebenso frei wie über ihre Hausgüter, da man zwischen beiden in der Verwaltung keinen Unterschied machte.

Die an sich schon reichlich verwickelten Verhältnisse in der Reichsleitung und Finanzverwaltung erscheinen uns heute bei dem Fehlen eines eigentlichen Beamtenstandes mit bestimmt umschriebenen Aufgabenkreisen erst recht unübersichtlich. „Der König besorgte einen Teil der Regierungsgeschäfte persönlich und bediente sich in der Regel nur der Unterstützung von Vertrauenspersonen, die teils nach dem Herkommen, teils auf seinen besonderen Wunsch sich zeitweilig in seiner Umgebung aufhielten. Diese Art der Regierung bedeutet zweifellos einen großen Rückschritt gegen die Einrichtungen der großen fränkischen Monarchie, welche bereits mit der Bildung eines Beamtenstandes begonnen hatte. Daß man zu einem beamtenlosen Staatswesen zurückkehrte, beruht neben anderen Ursachen auch auf alter germanischer Überlieferung.“ Eine weit größere Rolle als das Wiederaufleben alter Traditionen spielten indes hierfür die Wirtschafts- und Verkehrsverhältnisse. Ein Reich von der Ausdehnung Deutschlands konnte selbstverständlich nicht von einer einzelnen Person regiert werden; aber ein modernes, wohlgegliedertes, in Gehaltsstufen eingereihtes Beamtenheer war bei der damaligen Naturalwirtschaft ausgeschlossen. Man mag den Feudalismus wie immer beurteilen, zu jener Zeit war er für Deutschland, wie für die übrigen Staaten, jedenfalls die einzig mögliche Regierungsform. Es ist weder Zufall noch die Folge von Kurzsichtigkeit oder Schwäche des deutschen Königtums, daß sich aus dem karolingischen Beamtentum der Feudalismus entwickelte. Die an Grund und Boden gebundenen Beamten, in deren Händen das Gerichts-, Polizei- und Militärwesen vereinigt war, mußten fern einer schwer erreichbaren Zentralgewalt zu mehr oder minder selbständigen Herren, zu erblichen Feudalherren werden.

Wir können hier die übrigens wechselnden und umstrittenen Befugnisse der Herzöge, Grafen, deren wichtigste Aufgabe die

Wahrung des inneren Friedens in ihrem Gebiete war, der Pfalzgrafen, die den König als obersten Gerichtsherrn zu vertreten hatten, der Markgrafen, denen die gefährdeten Grenzlande anvertraut waren, der Burggrafen, die besonders im eroberten Slawenlande einer größeren Burg und deren Umgebung vorgesetzt wurden, nicht genauer umschreiben. Das Wesentliche ist, daß diese Ämter im Laufe der Zeit den Charakter erblicher Lehen annahmen und schon dadurch dem unmittelbaren Einfluß der Könige immer mehr entzogen wurden.

Die Zusammengehörigkeit und die Unterordnung unter ein gemeinsames Oberhaupt fanden in den Reichsversammlungen ihren sichtbarsten Ausdruck. Die Reichstage waren öffentlich und für jedermann zugänglich, doch kam auf ihnen neben dem Könige nur dem hohen Adel und den Kirchenfürsten maßgebender Einfluß zu. Die Reichsversammlungen wurden hauptsächlich im Anschluß an die Hochfeste Weihnachten, Ostern, Pfingsten abgehalten; die Beteiligung an ihnen ergab sich zwanglos aus der Sitte, daß sich der hohe Adel mit seinem Gefolge jeweils am Königshofe einfand, wenn der Herrscher auf seinen Umritten eine Landschaft besuchte. Für besonders wichtige Versammlungen, bei denen Vertretungen aus allen Teilen des Reiches erwünscht waren, erließ der König öfters eigene Einladungsschreiben. Die Verhandlungen wurden mündlich geführt und keine Protokolle hierüber verfaßt. Bei den feierlichen Handlungen des Reichstages, wie Gerichtssitzungen über angeklagte weltliche Große, Belehnungen, Verleihung geistlicher Ämter, Empfang und Verabschiedung fremder Gesandten, war auch das Volk zugegen, für das diese Versammlungen große Feste bedeuteten. Dabei ward großer Prunk und Aufwand entfaltet, und so blieb im Volke doch das Gefühl lebendig, daß über all den weltlichen und geistlichen Herren ein Höherer, der König und Kaiser, stand.

Eine Art sichtbaren Ausdruckes einer Zentralgewalt kann man auch in den königlichen Urkunden und Privilegien sehen, die im deutschen Feudalstaate eine große Rolle spielten. Sie wurden in der Kanzlei des Königs ausgefertigt, von den Notaren mit großer Sorgfalt abgefaßt und von geübten Schönschreibern rein geschrieben. Unterzeichnet wurden sie vom Kanzler und außerdem oft durch die Unterschrift mehrerer angesehener Personen beglaubigt; die Könige trugen ihren Namen nicht selbst ein, sondern zogen nur in ihrem unter der Urkunde stehenden Namenszeichen einen oder mehrere Striche. Als Hauptkennzeichen der Echtheit galt das Wachssiegel mit dem Bilde des Königs. Da mit der königlichen Kanzlei kein Archiv verbunden war, wohl deshalb, weil es keine feste Residenz gab, und sämtliche Urkunden, sollten sie Rechtskraft behalten, nach der Krönung eines neuen Königs wieder bestätigt werden mußten, kam es zu zahllosen Urkundenfälschungen besonders in den geistlichen Stiften und Klöstern, die sich auf diese Weise gegen die rohe Gewalt der weltlichen Großen zu schützen und auch sonst ihren Vorteil zu wahren suchten.

Die deutschen Könige und Kaiser bedienten sich für die Leitung ihrer Kanzleien durchaus Geistlicher; den Laien fehlte fast ausnahmslos die für die Abfassung von Briefen, Erlassen, Protokollen über Gerichtsverhandlungen, Staatsverträgen und dergleichen notwendige gelehrte Bildung, zumal alle solche Schriftstücke während dieser Periode noch in lateinischer Sprache abgefaßt wurden. Für Deutschland, Italien und zeitweilig für Lothringen gab es je eine eigene Kanzlei, deren Geschäfte ursprünglich von den Erzkanzlern selbst erledigt oder wenigstens überwacht wurden; im Laufe der Zeit wurde das Erzkanzleramt zu einer reinen Ehrenstellung mit allerdings großem politischen Einfluß. Nach vorübergehenden Schwankungen wurde die Würde des deutschen Erzkanzlers unter Otto I. dauernd mit dem Mainzer Erzbistum verbunden, wäh-

rend die des italienischen Erzkanzlers Bischöfen von verschiedenen Diözesen, wie Como, Mainz und Bamberg, übertragen wurde. Am Ende unserer Periode wandelte Heinrich V. die Reichskanzleien aller drei Teile des Imperiums, also von Deutschland, Italien und Burgund, in eine einzige Zentralbehörde um. Die Kanzler, denen die eigentliche Leitung der Kanzleiarbeiten anvertraut war, waren Geistliche von hoher Bildung und erprobter Tüchtigkeit, zum Lohn für ihre Tätigkeit erhielten sie später meist ein bedeutendes Bistum.

In diesem Überblick über die Organisation des mittelalterlichen deutschen Staatswesens betonte ich absichtlich die durch die Verhältnisse gegebenen Beschränkungen der Königsgewalt. Bei den vielfach ungerechten Angriffen auf die deutschen Kaiser und ihre Politik war dies unerläßlich. Wenn trotz dieser Hemmungen die deutschen Herrscher nach innen und außen eine vielfach glänzende und imponierende Macht entfalten konnten, von der die zeitgenössischen Aufzeichnungen trotz ihres Festklebens am bloß Äußerlichen im allgemeinen ein treffendes Bild geben, so liegt dies einmal an den überragenden, kraftvollen Persönlichkeiten, die damals das Zepter in Deutschland führten, und dann daran, daß sie sich als wahre Führernaturen in den Dienst der großen Ideen ihrer Zeit stellten.

Aus der Einleitung zu dem neuen in der Reihe „Deutsche Vergangenheit" erscheinenden Bande „Die sächsischen und salischen Kaiser".

* * *



Dr. Carl Arnold Kortum

geboren am 5. Juli 1745, gestorben am 15. August 1824

THEODOR DÄUBLER

DITHYRAMBUS

ERTÖNE nochmals, neugefügte Strophe!
Bei Sonne bin ich Wogen froh entschwommen,
Zu sanftem Myrteninselein gekommen:
Es glänzte wie der Mond mit weitem Hofe.
Der See geschäumte Herde glomm zu frommen,
Vom Hirt umsorgten reich bewollten Schafen,
Die weiß und Flaum, wie Traum, auf Klippen schlafen:
Wo ich geklommen, hat kein Herz vernommen.

Mir sei, o Hirt, dein Wink zum Wort der Hafen!
Du kommst im Saus durch Rosmarin — ein Kind.
Die Stimme wellt dein Staunen lind:
So werde wohlgemut, weil wir uns trafen!
Du holst ein Schaf? Wie melkt die Hand geschwind:
Die Sonne schmiegte mich aus kalter Nässe,
Nun reiche mir ein Fell um meine Blässe:
Wie griffbereit und hilfreich Menschen sind!

Geheime Frucht, die ich voll Freude presse,
Erglommnen Gottes Blut, uns guter Wein,
Soll dargebrachte Dankesgabe sein!
Der Trunk beträumt, daß sich der Geist vermesse
Vom Herhauch in Bedrängtheit zu befrein:
Bald naht ein Kahn und bringt von Naxos Reben,
Mit weltverborgnem Blitz euch zu beleben:
Du magst dich, Eiland, der Ariadne weihn!

Ich grüße, Dionysos, dein leichtes Schweben,
Als sonngebräunter Knabe, sacht am Abend:
Ach, fändest du mich oft im Tale grabend,
Der Erde Schatz, verstecktes Licht, zu heben!

Verschwinde drauf, mein Herz von dannen habend!
Ich horche wohl — mein Ohr entwirrt als Rufe
Bestürmungsflügel und Entführungshufe:
Ich atme wach — dann nahn Ermahner trabend.

Am Strand der Acker sei dir, Weingott, Stufe:
Bleib gütig mit der Insel treuen Leuten,
Die Artemis in keuscher Ehrfurcht scheuten,
Dein Faß gerate nun, mit straffer Kufe!
Auch mein Gemüt mag Länder dir erbeuten:
Nach Trauerspiel und Rausch geht das Begehr,
— Doch hier leb still! Du übertönst kein Meer:
Hilf Wesen, die sich tief auf Frieden freuten!

Ein Segel weht, bei holder Sonne, her,
Es soll vielleicht geweihte Reben bringen:
Oh, wie die Menschen in den Bäumen singen,
Die Früchte ihrer Mühe wurden schwer.
Auch der Beseeltheit Reifung wird gelingen;
Schon kommt ein Gott aus irdischer Entwöhnung,
Erlauchter Leuchter unsrer Sternversöhnung:
Die Traube wahrt den Blitz und träumt uns Schwingen!

Herbei, zu feiger Hörigkeit Verpönung!
Gelobt sei Dionysos auf eignem Boden:
Bestürmt uns Funken in erhorchten Oden,
Befreit die Herzen für Ariadnes Krönung!
Der Gott erstand euch froh aus tausend Toden;
Er blitzt in uns zurück — stirbt er im Herbst —
Wirb, Mensch, daß du den Ernst des Lenzes erbst,
Sei strenger noch beim Säen als zum Roden!

Wenn du mir Runen in die Stämme kerbst,
O Hand, hab ich Entsetzbarkeit gewonnen,

Die Seele in ihr Sterngeweb versponnen,
Bevor du Leib — vergeßbar — mir entfärbst.
Ein bloßes Wort sei heilig mitgenommen,
Wenn unser Licht zu andrer Sicht entglimmt:
Durch heimgebrachten Namen wird bestimmt,
Ob wir die Adelsart im Blut begonnen.

Wie unsre Sonne, die vor Stolz ergrimmt,
Als hohe Geißelglut das Land verheert,
Bedrückt ein Stamm, der alt Apollo ehrt,
Sein Bauernvolk, das er in Obhut nimmt:
Doch Dionysos ist gütiger und lehrt,
Als Sohn des Wolkers über trunkner Erde,
Das Glück am Wohlstand, durch die eigne Herde,
Und weist den Brauch, wie Fürst und Knecht verkehrt.

Vom Weibe löst er seine Weltbeschwerde,
Sind doch die Göttinnen auch hehre Frauen,
Für die wir Männer hohe Tempel bauen:
Nun, Mütter, seid verehrt bei euerm Herde!
Des Weibes Seele fühlt sein mildes Schauen,
Nicht Seherinnen kürt er wie Apoll,
Doch blitzt sein Rat, sind wir zu sorgenvoll,
Auf einmal klar — du glaubst dir selbst zu trauen.

Ein Boot, das Zéphyros mit Freude schwoll,
Erzackt den Hafen, wie auf Blitzes Spuren;
Nun schwanken unsrer Insel Sonnenuhren:
Der Gott kommt an, vor dem man beben soll!
Bist dus, von dessen Huld wir tief erfuhren?
Im Blut die Gottheit eigensten Gedeihens,
Befreiten Herzen Selbst-Gericht-Verleihens,
Du furchst den pursten Purpur in Azuren?

O junger Jubelsprudel, Kraft des Schreiens,
Um tausend Fenster äugen deine Trauben,
Du warmes Gold der Brust: wir glauben!
Entzause uns das Glück — wir weihens!
Ich rufe deine Botschaft zu den Tauben:
Im eignen Busen quoll der Gott als Sonne,
Durchströmt die Buhlin hold als Adern-Wonne:
Zur Wollust auf! Ihr mögt euch Bräute rauben!

Die liebsten Sternlein schenkt die Nacht der Tonne.
Ergib dich, Weib, dem Panther dieser Triebe,
Verbeiß dich hier, denn sonst entflügelt Liebe!
Blick auf! Mänaden: Taumelnde Kolonne,
Wenn ich zum Gott als Funkenprunk zerstiebe,
Ein Opfer unter Hellas' Tempelscherben,
So kann ich doch mit frohem Antlitz sterben,
Auch dort, wo kein Gedenken von uns bliebe.

Mein Fleisch, ich will um jüngste Freude werben:
Schon halst der Arm ein Weib mit finstern Haaren,
Wir wollen uns bei Augenglut gewahren
Und lachen noch, wann Schwächlinge verderben.
Entkrampfte Leidenschaft mag offenbaren,
Was hinter unsrer Kindheit drohend lag;
Schon dämmert deine Schlange in den Tag,
Sie sonne auf unter den Geister-Aaren!

Ich bäume mich zu fruchtbarstem Ertrag:
Millionen Jahre sind in uns vergraben,
Du sollst vom Kusse ihre Sonnen haben,
An deiner Brust tränkt sich ein Heldenschlag.
Bewahre mir, wie Bienen in den Waben,
So herzhafter Glückseligkeiten Süße:
Ein Leib ganz mein — wie klein die weißen Füße —
Der Mund auf weicher Hand sei reich an Gaben!

Bist du mir fern, so fühl ich, daß ich büße,
Denn Dionysos verlangt des Fühlens Dauer.
Sein Panther faucht im Weinberg, auf der Lauer;
Und wir bestürmen ihn durch Wimpelgrüße.
Nun faßt mein Blut urwohlgekannter Schauer:
Das ist kein Rausch, doch Lust tiefster Vernichtung,
Mein Funken bleibt die Furchtbarkeit der Dichtung!
Die Leiber überwältigt ein Kentauer.

Aus des Dichters neuem Buche „Päan und Dithyrambus".

* * *

LEO N. TOLSTOI

DIE KERZE

Ihr habt gehört, daß da gesagt ist: „Auge um Auge, Zahn um Zahn." Ich aber sage euch, daß ihr nicht widerstreben sollt dem Übel. *Matth. 5, 38. 39.*

DAS war noch zur Zeit der Leibeigenschaft. Es gab Herren jeder Art. Es gab solche, die an den Tod und an Gott dachten und mit den Leuten Mitleid hatten, es gab aber auch andere, die waren richtige Hunde. Die schlimmsten aber waren diejenigen, die einmal selbst Leibeigene gewesen waren. Im Schmutz geboren, zu Fürsten erkoren! Die machten den armen Leuten das Leben besonders schwer.

So einen Amtmann gab es einmal auf einem Herrengut. Die Bauern hatten Frondienst zu leisten. Land gab es viel, und das Land war gut. Wasser, Wiesen, Wald — alles war in Menge da, und für alle hätte es gereicht, für den Herrn wie für die Bauern. Unglücklicherweise aber hatte der Herr einen von seinem Hofgesinde aus einem andern Dorf zum Amtmann eingesetzt.

Wie der Amtmann die Macht in Händen hatte, setzte er sich den Bauern auf den Nacken. Er war ein verheirateter Mann,

hatte eine Frau und zwei verheiratete Töchter, hatte sich auch schon ein hübsches Stück Geld erspart. Da hätte er also in Frieden und Freuden leben können, ohne zu sündigen, aber er war neidisch und der Sünde verfallen. Es fing damit an, daß er die Bauern außerhalb der dazu bestimmten Tage zur Fronarbeit trieb. Er legte eine Ziegelei an und zwang alle, Weiber und Männer, da zu arbeiten, quälte sie halbtot, die Ziegel aber verkaufte er. Die Bauern gingen zum Herrn nach Moskau, sich zu beschweren, erreichten aber nichts. Der Herr schickte sie mit leeren Händen heim und setzte den Amtmann nicht ab. Der Amtmann erfuhr, daß die Bauern sich über ihn beschwert hatten, und versuchte sich nun an ihnen zu rächen. Den Bauern ging es noch schlimmer. Es fanden sich auch Verräter unter ihnen, die ihre eigenen Leute beim Amtmann anschwärzten und sie in Not brachten. So kamen die Bauern ganz aus dem Gleichgewicht, und der Amtmann wurde immer grausamer.

Je weiter, je schlimmer. Bald fürchteten alle den Amtmann wie ein wildes Tier. Wenn er durch das Dorf kam, versteckte sich alles vor ihm wie vor einem Wolf. Jeder Winkel war den Leuten recht, wenn sie nur dem Amtmann nicht vor die Augen kamen. Der Amtmann sah das wohl und ärgerte sich nun noch mehr, weil die Leute ihn so fürchteten. Er plagte sie mit Schlägen und mit Arbeit, und viel mußten die Bauern um seinetwillen leiden.

Es war anderswo schon vorgekommen, daß man solche Wüteriche um die Ecke gebracht hatte, auch von diesem fingen die Bauern zu reden an. Sie steckten die Köpfe zusammen, und einer und der andere, der mehr Mut hatte, sagte: „Wie lange sollen wir den Bösewicht noch dulden? Zugrunde gehen wir doch, also machen wirs mit einem Schlag. Einen solchen Kerl umbringen ist keine Sünde."

Einmal kurz vor Ostern kamen die Bauern im Walde zusammen: der Amtmann hatte befohlen, im herrschaftlichen

Wald das Unterholz wegzuhauen. Als sie ihr Mittagbrot aßen, redeten sie untereinander.

„Wie sollen wir jetzt leben? Er richtet uns ganz zugrunde! Er plagt uns mit Arbeit: nicht bei Tag noch bei Nacht haben wir Ruhe, und die Weiber auch nicht. Und paßt ihm etwas nicht, dann schimpft er gleich und läßt uns peitschen. Semion ist von den Schlägen gestorben; den Anisim hat er im Block zu Tode gequält. Worauf sollen wir denn noch warten? Kommt er heut abend wieder her und treibt es zu bunt, dann reißen wir ihn vom Pferde, schlagen ihn mit dem Beil vor den Kopf, und die Sache ist erledigt. Man verscharrt ihn irgendwo wie einen Hund, und kein Mensch erfährt was davon. Aber nur eines dürfen wir nicht vergessen: einer steht für den andern ein, und keiner verrät seine Leute."

Der so redete, war der Bauer Wasilij Mirajew. Er hatte den größten Groll auf den Amtmann. Denn dieser ließ ihn jede Woche peitschen und hatte ihm auch sein Weib abspenstig gemacht, sie als Köchin zu sich genommen.

So redeten die Bauern, und abends kam der Verwalter geritten. Er fand auch gleich etwas, was ihm nicht recht war. Unter dem abgehauenen Holz entdeckte er eine junge Linde.

„Ich hab euch doch gesagt, daß Linden nicht geschlagen werden sollen", schrie er. „Wer hat die Linde abgehauen? Sagt es sofort, oder ich lasse euch allesamt auspeitschen."

Er forschte nach, in wessen Reihe die Linde gestanden hatte. Man wies auf den Sidor. Der Amtmann schlug dem Sidor das ganze Gesicht blutig. Dann kriegte auch noch der Wasilij ein paar Peitschenhiebe, weil sein Holzhaufen zu klein war. Und dann ritt der Amtmann wieder heim.

Abends kamen die Bauern wieder zusammen, und Wasilij sagte:

„Ach, ihr Leute! Spatzen seid ihr, keine Menschen! ‚Wir müssen uns wehren, wir müssen uns wehren!' Gilt es aber zu

handeln, da verkriecht sich alles hinter den Zaun. So wollten die Spatzen den Habicht bekriegen. ‚Wir halten fest zusammen, wir wehren uns unserer Haut!‘ Als er aber geflogen kam, da saßen sie alle in den Nesseln. Der Habicht packte natürlich den, den er haben wollte, und schleppte ihn weg. Nun kamen die Spatzen wieder heraus: ‚Pieps! pieps!‘ Einer war verschwunden. ‚Wer fehlt denn? Der Wanka! Ach was! Der hats nicht besser verdient. Dem geschiehts ganz recht!‘ So macht ihrs auch. Habt ihr beschlossen, keinen zu verraten, dann haltet auch euer Wort! Als er den Sidor vornahm, hättet ihr euch alle zusammenrotten müssen und ihm den Garaus machen. Aber da heißt es: ‚Zusammenhalten! Sich wehren!‘ Und kaum zeigt er sich, da macht sich alles aus dem Staube.“

So redeten sie immer öfter, und endlich waren die Bauern fest entschlossen, dem Amtmann den Garaus zu machen. In der Karwoche verkündigte er den Bauern, daß sie in der Osterwoche die herrschaftlichen Haferfelder zu pflügen hätten. Das kränkte die Bauern, und sie kamen in der Karwoche im Hof des Wasilij zusammen und redeten wieder.

„Wenn er den lieben Gott vergessen hat“, sagten sie, „und solche Geschichten macht, dann muß man ihn wirklich umbringen. Wir gehen ja sowieso zugrunde.“

Auch Peter Michejitsch war zur Versammlung gekommen. Das war ein stiller Mann, der sonst nicht an den Beratungen teilnahm. Diesmal aber war er gekommen, hörte die Reden an und sprach:

„Ihr wollt eine große Sünde begehen, Brüder. Eine Menschenseele vernichten ist eine große Sache. Eine fremde Seele vernichten ist leicht, wie siehts dann aber in der eigenen Seele aus? Er tut Böses, und der Lohn für das Böse wird nicht ausbleiben. Wir müssen nur geduldig sein, Brüder.“

Über diese Reden erzürnte Wasilij.

„Immer das alte Lied“, sagte er. „Einen Menschen töten

ist Sünde! Freilich ist es Sünde. Aber es kommt doch auf den Menschen an. Einen guten Menschen töten ist Sünde, so einen Hund totzuschlagen hat aber Gott selbst geboten. Einen tollen Hund bringt man doch auch um aus Mitleid mit den Menschen. Ihn am Leben lassen ist eine viel größere Sünde. Wieviel brave Leute wird er noch zugrunde richten? Und wenn wir dafür Strafe erleiden, so leiden wir doch für unsere Brüder, und die werden es uns Dank wissen. Lassen wir aber weiter fünf gerade sein, so bringt er uns alle um. Du redest dummes Zeug, Michejitsch. Ist es denn eine geringere Sünde, wenn wir an Christi Auferstehungstage alle pflügen gehen? Du selbst gehst doch gewiß nicht hin!"

Da nahm wieder Michejitsch das Wort.

„Warum sollte ich nicht gehen?" sagte er. „Wenn man mich hinschickt, gehe ich auch pflügen. Ich arbeite ja nicht für mich. Und Gott der Herr weiß, wessen Sünde das ist. Wir dürfen nur ihn nicht vergessen. Was ich da sage, Brüder, ist nicht meine Weisheit. Wenn uns befohlen wäre, Böses mit Bösem auszutreiben, dann stünde es auch so in Gottes Gesetz geschrieben. Es heißt aber dort anders. Du willst das Böse austreiben, aber es gewinnt auch über dich Gewalt. Einen Menschen erschlagen ist nicht schwer, doch das Blut bleibt an der Seele kleben. Einen Menschen töten heißt seine Seele mit Blut beflecken. Du glaubst, du hättest einen bösen Menschen getötet; du glaubst, du hättest das Böse ausgetrieben, aber nein: in dir sitzt nun das Böse drin, und es ist schlimmer als das alte. Füge dich dem Bösen, und das Böse wird sich dir fügen."

So kamen die Bauern zu keinem Beschluß; jeder hatte seine Meinung. Die einen dachten so wie Wasilij, die andern stimmten Peter Michejitsch bei und meinten, man solle keine neue Sünde auf sich nehmen, sondern weiter dulden.

Die Bauern hatten den ersten Ostertag gefeiert. Abends kam der Schulze mit den Schreibern vom Herrenhofe und meldete,

Michail Semionowitsch, der Amtmann, habe befohlen, die Bauern für morgen früh zusammenzurufen, sie hätten alle das herrschaftliche Haferfeld zu pflügen. Der Schulze ging mit den Schreibern durch das ganze Dorf, meldete allen, daß sie morgen mit den Pflügen hinauszuziehen hätten, einige auf die Äcker jenseits des Flusses, andere auf die an der großen Landstraße. Die Bauern jammerten ein wenig, wagten aber nicht sich zu widersetzen und zogen am Montagmorgen mit ihren Pflügen aus. In der Kirche läutete man zur Frühmesse, überall feierte das Volk Ostern — die Bauern aber mußten pflügen.

An diesem Morgen erwachte Michail Semionowitsch, der Amtmann, recht spät. Er ging nach der Wirtschaft sehen, inzwischen machten seine Frau und seine verwitwete Tochter, die zu den Feiertagen auf Besuch gekommen war, sich zurecht, putzten sich, ließen sich von einem Knecht das Wäglein anspannen und fuhren zur Kirche. Als sie zurückgekommen waren, machte die Magd den Samowar heiß, auch Michail Semionowitsch stellte sich ein, und man trank Tee. Nach dem Tee steckte Michail Semionowitsch seine Pfeife an und ließ den Schulzen holen.

„Nun, hast du die Bauern pflügen geschickt?"

„Jawohl, Michail Semionowitsch."

„Sind alle ausgefahren?"

„Alle. Ich habe sie selbst verteilt."

„Verteilt hast du sie, aber pflügen sie auch? Fahr hinaus und sieh dir die Sache an; ich komme nachmittags auch hin. Je zwei Pflüge müssen eine Deßjatine bestellt haben, und gut müssen die Kerle pflügen! Finde ich nicht alles in Ordnung, so frag ich nicht viel danach, ob heute Feiertag ist!"

„Zu Befehl!"

Der Schulze wollte schon gehen, da rief Michail Semionowitsch ihn zurück. Wie er aber vor Michail Semionowitsch stand, da konnte dieser gar nicht recht herausbringen, was er

sagen wollte. Er wand sich und zögerte, bis er schließlich herausbrachte:

„Noch etwas: horch du mal ein bißchen herum, was die Halunken über mich reden. Wer über mich schimpft und was ein jeder sagt — merk es dir und erzähle mir alles wieder. Ich kenne dieses Gesindel, arbeiten mögen sie nicht, wollen immer nur auf dem Lotterbett liegen und faulenzen. Fressen und faulenzen, weiter können sie nichts; daran aber denken sie nicht, daß, wenn man die Zeit zum Pflügen versäumt, es für die Aussaat zu spät werden kann. Also hör du mal an, was sie reden, und teile mir alles mit. Ich muß es wissen. Geh, und paß auf, daß du mir alles sagst und nichts verschweigst!"

Der Schulze drehte sich um, ging hinaus, stieg auf seinen Gaul und ritt zu den Bauern ins Feld hinaus.

Die Frau des Amtmanns hatte gehört, was ihr Mann zu dem Schulzen gesagt hatte, und trat vor ihn hin und fing an ihn zu bitten. Denn sie war eine sanfte Frau und hatte ein gutes Herz. Wo sie konnte, suchte sie ihren Mann zu besänftigen und nahm die Bauern gegen ihn in Schutz.

So kam sie auch jetzt zu ihrem Manne und bat:

„Mein lieber, guter Mischenka, versündige dich nicht an diesem großen Festtage, erbarme dich um Christi willen, schick die Bauern wieder nach Hause."

Allein Michail Semionowitsch achtete nicht auf die Reden seiner Frau, sondern lachte nur.

„Die Peitsche ist wohl lange nicht auf deinem Rücken spazieren gegangen?" sagte er. „Du bist sehr kühn geworden, meine Liebe, mischest dich in Dinge, die dich nichts angehen!"

„Mischenka, mein Bester, ich habe einen bösen Traum von dir gehabt, hör auf mich, schick die Bauern nach Hause!"

„Jawohl," sagte er, „ich habs gleich gemerkt: bist fett geworden vom guten Essen, denkst, nun wirst du auch die Peitschenhiebe nicht spüren. Nimm dich in acht!"

Michail Semionowitsch war richtig böse geworden, er stieß der Frau seine brennende Pfeife ins Gesicht, jagte sie fort und befahl, das Mittagessen aufzutragen.

Michail Semionowitsch aß Sülze, Pastete, Kohlsuppe mit Schweinefleisch, Spanferkel, Milchsuppe mit Nudeln, trank Kirschlikör, aß ein Stück Kuchen dazu, rief die Köchin, setzte sie neben sich und befahl ihr, ein Liedchen zu singen; er selbst aber nahm die Gitarre und spielte zum Gesang.

So saß Michail Semionowitsch fröhlichen Mutes da, rülpste ab und zu, klimperte auf der Gitarre und scherzte mit der Köchin. Da trat der Schulze ein, verbeugte sich und meldete, was er draußen gesehen habe.

„Nun, pflügen sie? Werden sie heute fertig?“

„Sie haben schon mehr als die Hälfte gepflügt!“

„Sind keine Stellen dazwischen ungepflügt geblieben?“

„Ich habe nichts gesehen. Sie pflügen gut. Sie fürchten sich.“

„Ist die Erde richtig locker?“

„Die Erde ist ganz weich; sie fällt auseinander wie Mohnkörner.“

Der Amtmann schwieg einen Augenblick.

„Nun, und was reden sie von mir? Schimpfen sie?“

Der Schulze zögerte mit der Antwort, allein Michail Semionowitsch befahl ihm noch einmal, die ganze Wahrheit zu sagen.

„Sage mir alles. Es sind doch nicht deine Worte, sondern die der Leute. Sagst du mir die Wahrheit, so will ich dich belohnen. Verschweigst du mir aber etwas, dann lasse ich dich peitschen, nichts für ungut. He, Katiuscha, gib ihm ein Glas Schnaps, damit er Mut kriegt!“

Die Köchin holte Schnaps und reichte ihn dem Schulzen. Der Schulze sagte: „Zum Wohlsein!“ trank, wischte den Mund ab und begann zu reden. „Es ist alles gleich,“ dachte er, „ich

bin nicht schuld, daß sie ihn nicht preisen. Ich will ihm die Wahrheit sagen, wenn er sie hören will."

Und der Schulze nahm sich zusammen und fing an:

„Sie murren, Michail Semionowitsch, sie murren."

„Was sagen sie denn? Erzähl mirs."

„Sie sagen alle dasselbe: er glaubt nicht an Gott."

Da lachte der Amtmann.

„Wer hat denn das gesagt?"

„Alle sagen es. Sie sagen: er hat sich dem Bösen verkauft."

Wieder lachte der Verwalter.

„Das gefällt mir. Aber du sollst mir sagen, was jeder einzelne geredet hat. Was sagt der Waska?"

Der Schulze wollte seine Leute nicht gern angeben, doch mit dem Wasilij war er seit langem verfeindet.

„Wasilij schimpft am meisten", sagte er.

„Ja, was sagt er? Gib mir genau Bescheid."

„Er redet furchtbare Dinge. Der stirbt noch einmal, ohne Buße getan zu haben, sagte er."

„Das ist ein feiner Kerl!" sagte der Amtmann. „Worauf wartet er denn noch? Warum bringt er mich nicht um? Er kommt wohl nicht an mich heran? Schon gut, Waska, wir wollen noch mal unsere Kräfte messen. Nun, und Tischka, der Hund — der sagt wohl dasselbe?"

„Alle reden sie schlecht."

„Ja was denn?"

„Es ekelt mich, es zu wiederholen."

„Was ekelt dich denn? Hab keine Furcht! Sags!"

„Sie sagen: daß ihm der Bauch platzen möge und die Eingeweide herausquellen."

Da freute sich Michail Semionowitsch, er fing sogar laut zu lachen an.

„Wollen sehn, bei wem sie zuerst herausquellen. Wer hat denn das gesagt? Der Tischka?"

„Keiner hat ein gutes Wort gesagt. Alle schimpfen, alle drohen."

„Nun und der Petruschka Michejitsch? Was sagt der? Schimpft wohl auch, der Scheißkerl?"

„Nein, Michail Semionowitsch, Peter schimpft nicht."

„Was denn?"

„Er war der einzige von den Bauern, der kein Wort sagte. Ein ganz wunderlicher Kerl! Ich habe gestaunt über ihn, Michail Semionowitsch."

„Wieso?"

„Was er angestellt hat! Alle Bauern staunen!"

„Ja, was denn?"

„Es ist gar zu wunderlich. Ich ritt zu ihm heran. Er pflügt die schräge Deßjatine am Türkenhügel. Wie ich auf ihn zureite, höre ich jemand singen, mit ganz feiner Stimme, sehr schön; und an seinem Pfluge zwischen den Deichseln schimmert etwas."

„Nun?"

„Es schimmert, wie ein Lichtlein. Ich komme näher, und da sehe ich, er hat eine Wachskerze für fünf Kopeken an das Querholz angeklebt, und die brennt, der Wind löscht sie nicht aus. Er aber hat sein neues Hemd an, geht hinter dem Pfluge her und singt Osterpsalmen. Er dreht den Pflug um, er schüttelt ihn aus, aber die Kerze brennt immer weiter. Vor meinen Augen hat er den Pflug ausgeschüttelt, die Querstange umgelegt und den Pflug gewendet — aber die Kerze brannte immer weiter."

„Und hat er etwas gesagt?"

„Nichts hat er gesagt. Als er mich sah, wechselte er nur den Osterkuß mit mir und fing dann wieder an zu singen."

„Hast du auch nichts zu ihm gesagt?"

„Ich sagte nichts, aber es kamen andere Bauern, die spotteten über ihn. ‚Michejitsch', sagten sie, ‚wird sein Leben lang

die Sünde nicht abbüßen können, daß er zu Ostern gepflügt hat.'"

„Und was sagte er?"

„Er sagte nur: ‚Friede auf Erden und den Menschen ein Wohlgefallen!' Dann nahm er wieder seinen Pflug zur Hand, trieb das Pferd an und sang mit feiner Stimme. Die Kerze aber brannte und erlosch nicht."

Der Amtmann lachte nicht mehr. Er legte die Gitarre fort, ließ den Kopf hängen und verfiel in Gedanken.

So saß er eine Zeitlang da, dann jagte er die Köchin hinaus, schickte den Schulzen fort, ging hinter den Vorhang, legte sich auf das Bett und fing an zu stöhnen und zu seufzen, als käme eine Fuhre Getreide gefahren. Seine Frau lief zu ihm, fragte ihn, was ihm fehle; er gab keine Antwort. Er sagte nur:

„Er hat mich besiegt! Nun kommt die Reihe auch an mich."

Die Frau redete ihm zu:

„Reite doch hinaus und schick die Bauern heim. Es ist ja nicht so schlimm! Hast so arge Dinge gemacht und dich nie gefürchtet, woher kommt jetzt auf einmal die Angst?"

„Ich bin verloren," sagte er, „er hat mich besiegt!"

Da schrie die Frau ihn an:

„Besiegt! Besiegt! Weiter weißt du nichts zu sagen! Reit hinaus, schick die Bauern heim, und alles ist gut! Reit hinaus, ich lasse dein Pferd satteln."

Das Pferd wurde vorgeführt, und die Frau überredete den Mann wirklich, hinauszureiten und die Bauern nach Hause zu schicken.

Michail Semionowitsch stieg auf und ritt ins Feld hinaus. Als er das Gatter vor dem Dorfbezirk erreicht hatte, machte ein Weib ihm das Tor auf, und er ritt ins Dorf hinein. Kaum sahen die Leute den Amtmann kommen, so versteckten sie sich alle, einige in den Häusern, andere hinterm Zaun, wieder andere in den Gemüsebeeten.

Der Amtmann ritt durch das ganze Dorf und kam zum Gattertor am andern Ende. Das Tor war geschlossen, und er konnte es nicht aufmachen, ohne abzusteigen. Er rief, jemand solle kommen, ihm aufmachen, aber es zeigte sich niemand. Da stieg er selbst vom Pferde, machte das Tor auf und wollte wieder aufsitzen. Er stellte den Fuß in den Steigbügel, reckte sich in die Höhe, wollte das Bein hinüberwerfen, da scheute das Pferd vor einem Schwein, fuhr gegen das Gatter, der Amtmann aber war ein schwerfälliger, ungeschickter Mann und fiel statt in den Sattel mit dem Bauch über das Gatter. In dem ganzen Gatter war nur ein Pfahl, der oben zugespitzt war, und gerade dieser war etwas höher als die andern. Diesen Pfahl rannte er sich nun gerade in den Bauch. Der ganze Bauch wurde ihm aufgerissen, und Michail Semionowitsch fiel zur Erde hin.

Die Bauern kamen vom Pflügen. Vor dem Tor schnauften die Pferde und wollten nicht weitergehen. Die Bauern schauten hin, da lag der Amtmann auf dem Rücken, die Arme ausgebreitet, die Augen starr, und alle seine Eingeweide waren herausgequollen und eine große Blutlache neben ihm —: die Erde hatte es nicht aufsaugen wollen.

Da erschraken die Bauern und führten die Pferde hinten herum. Nur Peter Michejitsch stieg ab, trat vor den Amtmann hin, sah, daß er schon tot war, schloß ihm die Augen, spannte seinen Wagen an, lud mit seinem Sohne den Toten drauf und brachte ihn nach dem Gutshaus.

Die ganze Geschichte kam dem Gutsherrn zu Ohren, und um Schlimmeres zu vermeiden, entließ er alle Bauern gegen Zins.

Und da erkannten die Bauern, daß die Macht Gottes sich nicht in der Sünde, sondern im Guten offenbart.

Übertragen von Arthur Luther. Aus dem im Druck befindlichen dritten Band von Tolstois Sämtlichen Erzählungen, die im Herbst in vier Bänden vollständig vorliegen werden.

THEODOR STORM
MYSTERIUM

Die vollständige Fassung des in Band I, S. 243 unserer Storm-Ausgabe fragmentarisch (soweit es damals bekannt war) veröffentlichten Gedichts, das Storm nur wenigen Freunden handschriftlich mitteilte. Entstanden wird es zwischen 1845 und 1852 sein.

„DIE letzte Nacht, bevor wir scheiden,
Dann, doch nicht eher bin ich Dein.
Gieb mir die Hand! Du sollst nicht klagen,
Ich will nichts mehr für mich allein.“

Sie sprachs. Und endlich kam die Stunde,
Und nur die Sterne hielten Wacht;
Nur zweier Herzen tiefes Schlagen
Und nur der Athemzug der Nacht.

Kein Ungestüm und kein Verzagen;
Sie löste Gürtel und[1] Gewand,
Und gab sich feierlich und schweigend
Und hülflos in der Liebe Hand.

Er hielt berauscht an seinem Herzen
Die Rose ihres Angesichts.
„So laß mich nun die Welt beschließen!
Nach dieser Stunde giebt sie nichts.“

Sie aber weinte, daß in Thränen
Ihr leidenschaftlich Herz zerging;
Sie dachte nichts, als daß zum Scheiden
Sie jetzt in seinen Armen hing.

Sie bebte bei der Glocken Schlagen
Und schloß sich fest an seine Brust;

[1] Geändert aus: langsam das



Und in den Schmerz der künft'gen Stunden
Warf sie des Augenblickes Lust.

Sie wußte nicht, es war vergessen,
Daß sie begehrt und hülfelos
Lag mit den jungfräulichen Gliedern
In des geliebten Mannes Schoß.

Als er ein Weib umarmen wollte,
Lag sanft entschlummert, athmend lind,
An seinem tief bewegten Herzen
Ein blasses müd' geweintes Kind.

* * *

ARTHUR VAN SCHENDEL
VENEDIGS HOCHZEIT

Es nahte die Zeit der Feste, die mit dem Himmelfahrtstage beginnen. Die Flotte, neunundvierzig Galeeren und vier große Schiffe stark, lag in hellen Farben und mit all dem neuen Tauwerk an den Kais vor Anker, wo das Volk in lauter Begeisterung und unter verwunderten Gesten sich Raum schaffte, um einen Blick darauf zu werfen. Es waren warme, lange Tage, und überall sahen die Bürger die Glut des Sonnenhimmels, die sonnigen Kanäle und vielerlei Pracht; die Sommerkleider wurden angelegt, Frauen und Edle prunkten mit Brokat und Seide und glänzenden Korallen. Über das glatte Wasser hörte man Trompetentöne von den Inseln ringsumher, ganz in der Frühe und wiederum nach der Arbeit, denn dort übten die Musiker der Gilden. In den Straßen stand mancher Mann wieder sorgenbefreit bei der Arbeit und sang oder pfiff und blickte zwischendurch nach dem schmalen Streifen Himmel über sich; inmitten spielender Kinder plauderten Nachbarn in Gruppen über die Feste, die den Admirälen zu Ehren gegeben

werden sollten, über die reichen Fremden, die zur Messe gekommen waren, über das Versprechen des Rates, den Kornzoll abzuschaffen. Sorglosigkeit klang in leisen oder munteren Stimmen aus den offenen Fenstern; von jedermann aufgenommen, vernahm man in Gassen und Höfen und längs den grünen Mauern der Seitenkanäle die schnurrigen Ausdrücke des Volksmundes; die Tagediebe und Faulenzer, die mit Blumen an den Mützen in den Kirchenportalen ausgestreckt lagen, riefen Vorübergehenden nach, vergnügten sich untereinander.

Die Stadt war auf die Feste gerüstet; Edle und Kaufleute aus andern Städten fanden überall etwas Merkwürdiges zu sehn. Die Gondeln waren in hellen Farben gestrichen und voller fremdländischer Trachten, es fuhr auch ein Prinz aus dem Morgenlande, in seiner Barke thronend, daher mit vielen Sklaven an den Riemen. Teppiche prangten an den Balkonen der vornehmen Häuser, und aus den Fenstern hingen die Banner.

Vor allen andern war das Haus der Maluse von Lune prächtig anzusehn, weil eine Hochzeit darin stattfinden sollte. Zwei Kandelaber aus getriebenem Silber und mit vielen farbigen gleich Trauben von Edelsteinen funkelnden Gläsern waren von draußen zu sehn. Und dort hielten auf dem Kanal auch die Gondeln einen Augenblick still, denn oberhalb der vergoldeten Türe war ein großes Wappen aus Maizweigen angebracht worden, kleine Bäume, lauter rote Blüten, standen an den Stufen, und von den Balkonen rollten sanft in der Sonne Teppiche hernieder, so kostbar und seltener Art, daß sogar byzantinische Kaufleute erstaunt hinaufblickten, derweil sie vorüberfuhren und ehrerbietig vor Tamalone sich verneigten, der an der Türe stand und artig und zierlich zurückwinkte.

Am offenen Fenster saß Maluse inmitten der Kästchen und Kostbarkeiten, und wenn sie aufblickte nach der Kuppel jenseits des Kanals am goldnen Himmel, dann glomm in ihren

halbgeschlossenen Augen ein verwundertes Leuchten auf, sie lächelte, leise atmend, und wußte nicht, was sie empfand. Und wenn sie eine Weile so hinausgeblickt hatte, bemerkte sie, daß das Lächeln verschwunden war, aber sie wußte nicht warum — von draußen drang wie vorhin der gleiche melodische Laut plätschernden Wassers zu ihr, sie vernahm Tamalones Stimme, und ein unbestimmter Frauengedanke, der fast traurig stimmte, ein Gedanke an die Jugend vielleicht oder ein Unglück, das zuweilen kommt, wenn die Menschen am glücklichsten sind, verschwand, noch ehe er ihr deutlich geworden war. Dann trat sie auf den Balkon hinaus, lehnte sich über den orange und weißen Teppich, blickte umher in den Sonnenschein, hörte Tamalones Stimme und atmete wieder ruhig in tiefem Glück.

Und fröhlichen Sinnes war Tamalone in diesen Festtagen, er wußte nicht mehr, daß er heimatlos war. Wenn ihm von ungefähr seine alten Gedanken in den Sinn kamen, dann blieben sie ihm fremd: mit hochgezogenen Augenbrauen schritt er dann wohl dahin, ohne die Menschen zu sehn, sein Herz aber blieb unbewegt, und ein vertrauter Laut des Stadtlebens, der Ruf eines Bootsmanns oder ein Gruß, den Männer wechselten, bewirkte sofort, daß sein Gesicht wieder aufleuchtete, oder daß er lachte. Das fahrende Leben als ein Fremder unter Fremden, sein eigen nur Erde und Himmel nennend, das war eine Zeit, die hinter ihm lag. Zuweilen freilich, nachts, fühlte er mit einemmal eine drohende Furcht, und es zitterte in seinem Herzen, als wären es Tränen, er wußte, was es bedeutete; aber gegen Morgen konnte er es wieder vergessen. In den Tagen vor der Hochzeit benahm sich Tamalone, als sei er unwiderruflich ein ehrsamer Bürger geworden, und ein Herr von achtunggebietendem Ansehn war er, denn er geleitete allenthalben die Gesandten der Pisanischen Republik, die wegen des Bündnisses gekommen waren.

Schließlich waren die Fremden so zahlreich eingetroffen,

daß man keinen Platz mehr weder in den Stadtherbergen fand noch in denen der Gilden. Der Papst hatte einen Gesandten geschickt, der bei dem Bischof abstieg; auch vom Kaiser war ein Gesandter angelangt, der auf dem jenseitigen Ufer der Münzbrücke Wohnung nahm, und der schwarze Prinz schlug bei einem der großen Herren sein Quartier auf.

Am Himmelfahrtstage früh um vier Uhr begann die Musik auf dem Platze zu spielen, unter den Klängen einer alten Weise erwachte der Herzog Riniero Sen, um die Hochzeit mit dem Meere zu feiern. Bereits gingen Menschen an den Fahnen und Gerüsten vorüber, angenehm klangen ihre Stimmen in der Morgenluft. Dann wurde es lebendig, eine neue Musikbande mit einer Handvoll Leute voran kam aus der Marktstraße her, gefolgt von Mönchen mit dem Bischof und dem Kardinal, sie betraten die Kirche, in der die drei Schatzbewahrer zwischen den Säulen des Vorportals knieten. Eine dritte Schar Musikanten erschien, es waren die Schneider in schwarzer silberdurchwirkter Livree, sie trugen nur Strickstöcke und Fiedeln und trippelten flink gleich Lerchen in den jungen Tag. Es dauerte nicht lange, und es wimmelte der Platz von all den Musikanten der Gilden, alle in ihren Farben.

Und dann schlug die Glocke. Der Großkapitän und seine Obersten, in solch blitzendem Harnisch, daß jedermann aufblickte, verließen feierlich den Palast und nahmen zu beiden Seiten der roten, von Gold und Edelsteinen schweren Standarte Aufstellung; der Löwe, der darauf zu erblicken war, leuchtete von Karfunkeln, der schlanke, weißgekleidete Träger war ohne jeden Schmuck. Die Admirale, der alte und der junge, und der Herzog im goldnen Mantel und mit Stab und Ketten verließen das Portal, und ringsum schwieg die Musik. Der alte Admiral trat vor die Standarte und rief mit mächtiger, weithin über das Stimmengewirr hörbarer Stimme: „San Marco! San Marco! San Marco!“ — Hüte und Schleier

und Tücher fuhren hoch über die Köpfe, von Tausenden von Stimmen aufgenommen und wiederholt, erbrauste der Name des Evangelisten Sankt Markus, in die Seitenstraßen, über Kanäle pflanzte er sich fort, „San Marco!“ rief die ganze Stadt — die Glocke dröhnte herrlich hoch am strahlenden Himmel.

Und eine neue freudige Überraschung eilte geräuschvoll über den Platz: wie aus einem Brunnen sprudelte aus dem Kirchenportal ein Schwarm weißer Knaben, wohl an die zweihundert, ein jeder mit einem blinkenden Gefäß, woraus wohlriechender Duft emporstieg; sie ordneten sich in Reihen und stimmten den Chorgesang an, und zart ertönten ihre Stimmen durch das Brausen der Menge. Am Palast vorüber zogen sie zum Hafen, der in gold und blauem, in der Morgenhitze flimmerndem Lichte lag, darin die dünnen Segel sich kaum bewegten. Der Bischof trat zur Standarte, gleich darauf die Gesandten und Tamalone mit den Pisanern, auch der Kanzler, die Ratsherren, die Edeln; unter dem Glockenturm verblieben nur die weißen Schwestern mit den Sträußchen, die Mönche und dahinter das Volk, und vornehme, leise wispernde Frauen mit entblößtem Hals füllten allmählich die Galerie des Palastes. Den Knaben folgten die Musikanten mit den Gilden.

Zuerst die Zimmerleute. Ernste Männer, braun und kräftig, sie trugen rote Wämse, die Hosen rot und weiß gestreift; kein Ende schienen die Reihen gestreifter Beine, der wiegenden Federn auf den Mützen zu nehmen, jedoch sah man Gesellen ohne ihre Meister und Meister fast ohne Knechte. Ihnen folgten, als Ritter verkleidet, die Barbiere und Feldschere, zwar nicht so viele, aber lauter erscholl das Jauchzen, und auch die Edlen riefen und winkten ihnen zu. Die Glasbläser schlossen sich an in hellem Grün mit glitzernden Knöpfen von Glas, ihre Spielleute bliesen auf kurzen Pfeifen; ein jeder trug ein Vogelbauer, und jedesmal blieben an die zwanzig vor dem Her-

zog stehn, öffneten den Schlag, und in alle Richtungen hinaus flogen die Vögel, und die Menschen lachten, das Gesicht ins Sonnenlicht emporgewandt, um ihnen nachzuschauen. Dann kamen die Metzger in Purpur, an den Armen goldene Girlanden. Es war eine ununterbrochene Spannung, und gleichmäßig schlug die große Glocke. Dann erschienen die Lastträger in violetter Seide, sie lachten unter ihren Bärten und trugen Sträuße in den Händen, die sie auf die Standarte warfen, aber auch viele darüber hinweg zu Füßen der schönen Frauen in der Galerie. Dann weißgekleidet die Weber, aber bei weitem nicht vollzählig, mancher von ihnen, hieß es, besitze kein Festkleid, und die wenigen sahen nicht sauber aus; kaum jubelte man ihnen zu, schweigend blickten die Ratsherren drein, und einer sah ernst den andern an, ob er dasselbe denke. Dann folgten die Schmiede, auch sie in gestreifter Kleidung, paarweise mit Blumengewinden aneinander gebunden und auf Hörnern blasend. Dann die Bildhauer, die Schneider, die Kürschner, die Glöckner, die Pastetenbäcker, Süßigkeiten verteilend, und die Fischer mit Schellentrommeln. Mehrere aber von den Handwerkern fehlten im Zuge, von den Gerbern sah man nicht einen einzigen. Den Notaren und Wechslern, die zuletzt in schimmerndem Schmuck vorüberzogen, rief man kaum noch zu; es waren Herren, und sie grüßten ihre Verwandten unter den Edlen mit der Hand oder einer Verneigung.

Und alle Glocken spielten.

Darauf wurde die Standarte zum Hafen getragen, der Herzog und der Bischof gaben ihr mit den Angesehnen das Geleite, und der Zug der Frauen schloß sich an. Da war das weite Meer, da lag es vor ihnen, blank wie ein Spiegel des Himmels, mächtig und blau und weithin strahlend, und hier war das goldne Schiff der Republik, mit den beiden karminroten Segeln, Dutzende von roten Ruderern saßen auf dem

Zwischendeck an den vergoldeten Rudern, Blumen ringelten sich von den Wimpeln nach dem Steven und vom Steven an Bord hin zum Achtersteven. So lauter Jubel, so hell und anhaltend, erscholl nunmehr am Kai, daß es sicherlich nicht einen einzigen Mann dort in der Sonne und unter den Tausenden froher Menschen geben mochte, der nicht eingestimmt hätte, als der Bucentaur, das geliebte Schiff der von allen geliebten Stadt, unter den sprühenden Schlägen der Ruder und mit sanft geschwellten Segeln, mit all den weißen Knaben auf Deck und all dem Reichtum der Reichen, im Wasser sich spiegelnd, vorüberfuhr, von den neuen Kriegsbarken gefolgt, umgeben von zahllosen Schiffchen und Gondeln, die flink dahinglitten, als mache das Rudern mit der Last der Blumen und Posaunen keine Mühe. Kein Boot, keine Barke oder Barkasse blieb am Wall verankert, denn jedes Fahrzeug, mochte es auch noch so klein sein, fuhr mit singenden Städtern hinaus ins leuchtende Meer und folgte den andern nach Osten, wo das Fest des Meeres erbrauste...

Ein wundersames Klingen war dort hinter den Inseln am goldnen Horizont, ein Sausen und Summen, verklingend und wieder anschwellend, und helle Töne, ein Jauchzen vielleicht oder höchste Musik stieg bisweilen daraus empor, gleich einem Jubeln aus tausend Kehlen.

Verlassen lag die geschmückte Stadt, nur Sonne und Schatten ruhte auf den Plätzen, kein Mensch war zu sehn. Irgendwo an einer Ecke, wo die Luft ihn lau umspielte, saß wohl ein Greis gesenkten Hauptes und lauschte oder träumte vor sich hin; einsam schritt ein Wächter vorüber und prüfte aufmerksam Türen und Fenster, eine barmherzige Schwester in weißer Tracht ging lautlos am Kanal entlang, ihre Pflicht an den Kranken zu erfüllen. Die Wohnungen der Menschen und das Sonnenlicht und von ferne ein Geräusch, das war alles.

Am Hafen dagegen herrschte ein lustiges Treiben. Der Her-

zog hatte mit seinem Ring von den Meeren Besitz genommen, der Bischof die Fluten mit dem geweihten Wasser besprengt, und das Volk all seine Blumen darüber hingestreut; aber recht hoch und ausgelassen sollte es erst in der Stadt hergehn. Umringt von zahllosen Booten mit Musik, fuhr der goldene Bug des Bucentaurs langsam durch das Getriebe zurück, in seinen roten Segeln fing sich die grelle Glut, als er sich schräg auf den Wall zu bewegte. Und im Nu wimmelte es dort von lauten, erregten Menschen.

Die Standarte, der Herzog und sämtliche Großen erschienen in der Sonne auf dem Platz, vor den Gerüsten standen die Soldaten, und die Menge drängte sich um sie. Da wurden Spiele gezeigt, von Rittern zu Pferde, von jungen Männern, die mit der Faust kämpften, und vieles andere; den lautesten Beifall fand der neue Tanz mit Hüten, Minnesänger führten ihn vor: zwanzig waren als Frauen weiß verkleidet, und weitere zwanzig in Blau warfen einander, in gleichmäßiger Bewegung, ihre Hüte über die Frauen hinweg zu, und dann bildeten sie andere Figuren, so überraschend und köstlich, daß das Volk immer von neuem unter lauten Rufen darauf hinwies.

Als gegen Nachmittag der Himmel fahler wurde, zerstreuten sich die Tausende über die Stadt, und für den, der einsam seines Weges ging, entwickelte sich ein wunderliches Leben und Treiben, weil ein jeder das Fest auf seine Art nahm. Die Herbergen hallten wider von den vielen, die aus und ein gingen, auf den kleinen Plätzen tanzten die Frauen im Kreise umher, Männer zupften die Saiten, oder es blies wohl auch einer die große Trompete, die andern lachten und riefen und schenkten den Wein aus runden Krügen; Brüder liefen heiter dazwischen umher und taten auch einen Trunk, Kaufleute verkauften Pasteten und Austern in farbigen Muscheln und sangen dazu. Und wer gefühlvollere Neigungen verspürte, die Scharen der summenden Mädchen, von jungen Burschen gefolgt, die Lie-

benden zu zweien allein, sie verloren sich in dunklern Gassen, schweiften an dämmerigen Kais entlang über die Stege und Brücken, wo das glatte Wasser im Perlenglanze des Himmels die Blumengewinde spiegelte.

Am Kanal schien Licht aus allen Fenstern, schimmerndes Leben herrschte in den Palästen, und draußen trieben in der Abendsonne letztem Schein die Gondeln vorüber. Bei Maluse, wo die Gesandten aus Pisa mit den Edelfrauen zusammensaßen, wurde im Saal getanzt; zwei Minnesänger sangen einen französischen Ringelreim, leicht vom Weine gerötet, stimmte Tamalone den Kehrreim an, denn er kannte das Lied, die Gäste summten es tanzend mit, und Maluse saß ruhig dabei, in einem Gewand voll glänzender Figuren, ein Lächeln auf den Lippen.

Als es spät war, sahen die Gäste, beim Abschied an der Tür verweilend, einen großen Mond in warmem, kupferrotem Scheine über den Schiffen stehn; vor den Häusern hin, aus denen lautes Festtreiben herübertönte, stiegen Nebelschwaden aus dem Wasser, und rechts in der Ferne nahe der Brücke bewegten sich Fackeln hin und her.

In dem dunkeln Wohnzimmer nahm Tamalone Abschied von Maluse, küßte sie innig und streichelte sie, morgen wollten sie heiraten. Er geleitete die Gesandten in ihr Quartier und schritt dann pfeifend der Herberge zu.

Ein wildes Getümmel herrschte auf dem kleinen Platz: Fackeln standen ringsum oder fuhren hoch über die Köpfe der tanzenden Männer, weithin schossen die Lichtbündel in die Dunkelheit über das Laub der beiden Zypressen, der weiße Mond leuchtete von der andern Seite neben dem Türmchen. Musikanten saßen in den offenen Fenstern, ein jeder hüpfte oder drehte sich oder sprang, die Frauen mit aufgebundenen Röcken. Und als Tamalone sich der Tür näherte, umringte ihn plötzlich, die Arme hoch emporgeschwungen und unter

ausgelassenen Rufen, ein dichter Haufe, die Jüngeren brachten neue Kannen herbei, ein Lied wurde angestimmt, aber nicht beendet, weil jeder unter Verbeugungen und Verneigungen Tamalone umtanzte. Der Wirt stiftete der Hochzeit zu Ehren ein Doppelfaß für jeden, der nur trinken wollte, auch die Stadtwächter hielten mit ihren Piken einen Becher fest in der Hand, während sie zusahen.

Aus dem soeben erschienenen Buche „Der Wanderer“,
aus dem Holländischen übertragen von Robert Monjé.

* * *

SCHILLER

NÄNIE

AUCH das Schöne muß sterben! Das Menschen und Götter bezwinget,
Nicht die eherne Brust rührt es des stygischen Zeus.
Einmal nur erweichte die Liebe den Schattenbeherrscher,
Und an der Schwelle noch, streng, rief er zurück sein Geschenk.
Nicht stillt Aphrodite dem schönen Knaben die Wunde,
Die in den zierlichen Leib grausam der Eber geritzt.
Nicht errettet den göttlichen Held die unsterbliche Mutter,
Wann er, am skäischen Tor fallend, sein Schicksal erfüllt.
Aber sie steigt aus dem Meer mit allen Töchtern des Nereus,
Und die Klage hebt an um den verherrlichten Sohn.
Siehe! da weinen die Götter, es weinen die Göttinnen alle,
Daß das Schöne vergeht, daß das Vollkommene stirbt.
Auch ein Klaglied zu sein im Mund der Geliebten, ist herrlich,
Denn das Gemeine geht klanglos zum Orkus hinab.

* * *

FELIX BRAUN

SCHILLERS GRÖSSE

EINEM Geschlecht wie dem der naturalistischen und impressionistischen Zeit, der die Psychologie für das Wichtigste der Kunst galt, mußte entgehen, was an Schillers Erscheinung, Charakter und Werk von einer Größe war, die, sowie man ihrer erst einmal innegeworden, alles, selbst das Wesentlichste, was ihm mangelte, unbeträchtlich macht. Heute, da wir das Barock neu zu begreifen vermögen, Monumentalität, Pathos, Kunst als Spiel wieder schätzen, da überdies der politische Lauf der Epoche viele der bereits zu selbstverständlichen Tugenden veralteten Forderungen, wie die nach Freiheit, Sittlichkeit, Manneswürde, zu neuen Idealen erheben läßt, wird auch an Schiller, dem letzten deutschen Dichter des Barock, wieder kund, was allzu lang der Nation vertraut gewesen und darum ihr allmählich wohlfeil geworden war. Was Otto Ludwig und der spätere Realismus gegen ihn vorgebracht hatten, ja, selbst Nietzsches Hohnwort, ist, wenn auch nicht ganz, so doch am Ende hinfällig geworden: wir bewundern in Schiller den größten Architekten des Dramas aller Völker und Zeiten, dessen konstruktive Bewältigung so stark ist, daß etwa das Mißlingen einiger Frauengestalten oder gewisser Motivationen gerade noch kritisch angemerkt werden mag, im übrigen aber als ohne Bedeutung für die eigentliche Wertsetzung übersehen bleiben kann.

Wer von denen, die Schiller leichten Herzens seiner Mängel oder Mißgriffe wegen abtun, hat sich auch vorgehalten, daß dieser durchaus schöpferische Urheber selbst ein kleines Gedicht — von denen im antiken Maß abgesehen — selten der Mitteilung für wert befand, dessen Gestalt nicht von ihm zum erstenmal begründet war. Sowohl Schillers als Goethes Balladen — man erinnere sich an „Die Kraniche des Ibykus“,

„Die Braut von Korinth“ — sind strophische und melische Neuschöpfungen: daran messe man die Hervorbringungen späterer, selbst bedeutender Balladiker wie Fontane, Strachwitz, Liliencron. Der konstruktive Sinn des achtzehnten Jahrhunderts — Klopstock, Bürger, Wieland, Hölderlin bauten gleichfalls ihre Gedichte — half dem Genius wohl beim Werk, forderte aber von ihm planvolles Tun, ausdauernde Kraft, endgültigen Sieg. Den errang Schiller ruhmvoll: was immer wir von ihm haben, stammt aus erster, aus seiner Hand, ist sein Eigentum, sein Eigenwerk.

„Dieses alles zugegeben,“ könnte eingewendet werden, „was für ein Verdienst wäre das schließlich? Ein doch nur äußerliches. Solche Form, und sei sie die originalste, ist uns entbehrlich geworden. Ergriffene, nicht bewundernde Leser wollen wir sein. Wie aber sollte uns noch ein Pathos ergreifen können, die wir nicht mehr, wie in der Jugend, leicht zu begeistern sind? Was ists, das wir an Schiller noch zu lieben vermögen?“ — Ich antworte: Etwas einzigartig Erschütterndes, das sich dem, der recht zu lesen weiß, durch sein ganzes Werk immerzu offenbart. Sein tragisches Wesen, das tragischer ist als alle seine Tragödien zusammengenommen.

Insofern war Schiller der deutscheste aller deutschen Dichter, als er der in sich selbst antithetischeste war. Die innere Dualität, die ihn zum Dramatiker bestimmte, die ihn für die Kantische Philosophie a priori empfänglich machte, war sein einziger Gegenstand, den er in Gedichten, Dramen, Abhandlungen nicht erschöpfte: und hätte er so lange wie Goethe gelebt, er wäre nicht zu Rande gekommen mit der furchtbaren Tatsache seines Selbsterlebnisses, die ihn vor sich selbst ebenso erhob als verwarf. Was er in sich, dem Menschen wie dem Dichter, erkannt hatte — und Erkennen war seine große Stärke —, ist nichts Geringeres gewesen als die Feststellung, daß er nicht genug Natur sei. Mit dieser Einsicht mußte sein

höchster Lebenssinn, das Dichtertum wanken: denn — und das mußte dem scharfen Versteher der Zusammenhänge und Bedingungen grausam klar sein — ohne Natur ist Poesie nicht möglich. In allen Literaturen aller Völker ließ sich kein Beispiel für einen so gearteten Dichter finden.

Es ist bekannt, daß nach dem „Don Carlos" eine große Pause seiner Produktivität eintrat, die mit historischen und philosophischen Studien ausgefüllt wurde, lange genug, um die merkwürdige Frage an sich selbst, ob er zur Poesie zurückkehren solle oder nicht, fast erklärlich zu finden — eine Frage, die kein Dichter von Natur, es sei denn, die Religion nehme von ihm Besitz, wie es bei Racine der Fall war, je an sich gerichtet hat. Damals muß Schiller zum erstenmal die Tragik seines Genius erkannt haben. Vollends, da er sich dem Manne nahe fand, den er als Geist wie als Natur aufs höchste verehren mußte, Goethe, erfaßte sein hoher Verstand die furchtbare Lage seiner eigenen Existenz. Das Jahr 1793 muß die Höhenkurve der Krise gewesen sein. Damals legte er das Fundament zu dem Aufsatz: „Über naive und sentimentalische Dichtung", der großartigsten Selbstverteidigung, die jemals ein Dichter unternommen. Im Herbst des nächsten Jahres, unmittelbar nach seinem ersten persönlichen Brief an Goethe, darin er das Bildnis des mit Neid geliebten Geistes aus einer erschütternden Untensicht zeichnet — acht Tage darauf im nächsten Brief entwirft er, nicht minder ergreifend, das eigene —, wird der Aufsatz begonnen und 1795 beendet. Diese beiden Briefe sind gewissermaßen die Handstudien zu den dort dargestellten idealen Charakteren des naiven und des sentimentalischen Dichters.

Es ist das Wesenhafte der Natur, das er an Goethe bewundert. Noch sieht er ihn mit dem Blick des über die Natur Philosophierenden, nicht, wie später, da er das Wirkliche, das Naive, erlebend erkannt hatte. Die tiefe Unschuld des Natürlichen,

die selbst einem höchsten Geist, wie dem seinen, verwehrt blieb, ist ihm Goethes innerliches Geheimnis. „Die Dichter sind", stellt er fest, „entweder selbst Natur oder —" — hier endlich rettet die sonst immer bereite Antithese den schon an sich Verzweifelnden — „sie werden die verlorene suchen." Dem naiven wird der sentimentalische Dichter entgegengestellt. Was von der Natur versagt ist, muß in einer anderen Sphäre wieder errungen werden können. Was von der Erde nicht mitgegeben ist — das ungeheure Erlebnis der Figur Wallensteins wird da sichtbar —, muß sich aus den Sternen gewinnen lassen. Ein berühmtes Wort im „Tell" spricht das gleichfalls aus. Zwar — ob dieses Suchen, dieses Wollen je zu seinem Ziele gelange? Ob der sentimentalische Dichter je hoffen könne, den naiven zu erreichen? In dem Streben danach muß man Schillers ganzen übermächtig ringenden Kampf um einen letztlich verwehrten Preis, der ihm aber posthum doch glorreich zufiel, auffassen, würdigen und verehren.

Er bekennt, daß ihm als Jüngling Shakespeare durchaus entgegen gewesen. „Ich war noch nicht fähig, die Natur aus erster Hand zu verstehen." Später erst wird ihm der Unterschied zwischen „wirklicher" und „wahrer" Natur klar, zu welch letzterer die innere Notwendigkeit des Daseins gehöre. Wir wissen, daß darauf der von Schiller kreierte Gegensatz des Realismus und Idealismus beruht. Trotzdem vermochte die philosophische Einsicht den Gewissenszweifel nie ganz zu besiegen. Da er sich, bescheiden, fast ängstlich, gleichwohl nicht ohne einen edlen Stolz, gegen Goethe abgrenzt, hat er gewissermaßen seinen eigenen Grundriß gezogen und darauf die Erneuerung seiner Produktion erst wieder ermöglicht. Dessen ist er sich bewußt, was der „kalte Verstand" in ihm gefährdet. Dennoch muß er seiner Meister werden: durch den Willen. „Leider aber, nachdem ich meine moralischen Kräfte recht zu kennen und zu gebrauchen angefangen, droht eine Krank-

heit, meine physischen zu untergraben. Eine große und allgemeine Geistesrevolution werde ich schwerlich Zeit haben in mir zu vollenden, aber ich werde tun, was ich kann, und wenn endlich das Gebäude zusammenfällt, so habe ich doch vielleicht das Erhaltungswerte aus dem Brande geflüchtet." Mit diesem heroischen Wort ist der Entschluß, die dichterische Mission neu aufzunehmen und sie zu Goethes unerreichlichem Vorbild über das Höchstmögliche der eigenen Kräfte und Gaben emporzusteigern — was als einziges Mal in der Weltliteratur in der Tat gelang, ja, über die Genialität der Jugend zur Vollkommenheit der Gestalt hinaus gedieh! —, auf dem Felsen des Willens gegründet.

Wenn man verfolgt, wie die Natur in Schillers Gedichten erscheint, nie unanschaulich, doch selten konkret, und sie dann im „Tell" in einer Alpenhaftigkeit gewahrt, die doch das Werk der Einbildungskraft, nicht der Anschauung noch der Erinnerung ist — ein Triumph des erfindenden Hauptes, für den sich schwerlich ein zweites Beispiel erbringen lassen dürfte —, so gibt sich dem Ehrfürchtigen ein großes Geheimnis des kunstbildenden Genius ahnend anheim: es kann eine zweite Natur dem Dichter, der nach ihr strebt, gewährt werden. Aber nicht dem, der bloß aus der Phantasie sie erzaubern will, wird sie sich darbieten, sondern allein dem, der weiß, daß die Gesetze, die für den Umlauf der Sterne gelten, auch die Völker und Menschen regieren; der versteht, daß die Schicksale gebaut werden wie Pyramiden und Tempel; der das Einige des Seins in allen Geschöpfen zu schauen und bildend aus ihnen darzustellen vermag.

Hiezu tritt eine Kraft, die sich der dichtende Genius zum eigentlichen Mittel auserwählt hat: das Pathos der Sprache, des Verses, des Reimes, an sich ein Formales, aber wie die reinen Prinzipien der Welt, obwohl sie bloß Formen sind, dennoch alles Lebendige schon enthalten, ja, es erst verur-

sachen — „es ist der Geist, der sich den Körper baut“ —, so auch wäre zu sagen, daß der Vers Schillers das Pneuma seiner Dichtung ist, aus dem seine ursprünglich vielleicht nicht voll erschaute Welt hervorgeht. In solchem Sinn Schillers Dichtertum ein geistiges zu heißen, bedeutet — allem Naturalismus zum Trotz — eine höchste Rechtfertigung. Es ist etwas vom Schöpfungssturm Michelangelos in allen seinen Werken.

Größe ist so ihr vorherrschendes Merkmal. Gestalten wie König Philipp, Wallenstein, Burleigh, Isabella, Marfa — was noch könnten an ihnen Einzelzüge bedeuten, da sie doch vor und über allem herrlich, hinreißend groß sind? Ein Gedicht wie „Das Ideal und das Leben“, „Der Spaziergang“, „Die Glocke“, ja selbst ein dem Umfang nach kleines wie die „Worte des Glaubens“ oder „Das Lied des Pförtners“: welche andere Empfindung käme da in uns auf, als die des Erhabenen, das bis ins Satzgefüge feierlich durchscheint?

Jakob Grimm, der zur Hundertjahrfeier in der Berliner Akademie die berühmte, mit dem Johannisabendzug der Kölner Frauen längs des Rheins beginnende Rede hielt, vergleicht „Goethes kristallene Klarheit“ mit der Gottfrieds von Straßburg, dagegen „Schillers geistigen Aufflug“ mit dem Wolframs von Eschenbach. Außerordentlich wird „der empfindsame, phantasiereiche, freidenkende Schwabe“ von Goethe geschieden, der „ein Franke, mild, gemessen, heiter, strebsam, der tiefsten Bildung offen“ erscheint. Wie schön heißt es von der Sprache Schillers, daß er „in ihr völlig und glänzend haushielt, er wußte lautern Saft aus ihr zu ziehen“. Hier beginnt aber ein Bereich, in dem Empfänglichkeit entscheidet. Wem das Organ fehlt für die Schönheit des Schillerschen Verses, seiner erlauchten, adeligen, strahlenden Prosa, der kunstvoll schönsten, die in Deutschland geschrieben worden, dem mangelt auch der Sinn für das, was sich in Fassaden und Fronten großer Bauwerke ausdrückt. Nur mit auf Plänen und Rissen

gegründeten Schöpfungen aber können die Schillers gemäß verglichen werden.

Geister seiner Art lieben das Große, wie es Baumeister und Musiker meinen. Etwas von der Macht, die im Mittelalter die romanischen und gotischen Dome, nach dem Dreißigjährigen Krieg die Kirchen und Schlösser, die Fugen und Oratorien des Barock geschaffen hat, liegt seinen Werken allen, Gedichten, Tragödien, Aufsätzen, zugrunde. Wenn das vertikal Emporstrebende das Kennzeichen der germanischen Gotik ist: in Schillers Dramatik und Lyrik ragt es so steil und hoch auf, daß die Liebe der sich in ihm erkennenden Nation zu ihm schon daraus erhellen muß. Während in Goethe, wie im Straßburger Münster, viel Romanisch-Horizontales ein ruhevolles Gleichmaß bewirkt, dringt der Schillersche Geist, unnahbar, wie der Turm von Ulm inmitten der weit weg gelagerten Häuser seines Platzes, höher und höher dem Unendlichen entgegen, dem Himmel zu. Auch hier aber — die letzten Gedichte bezeugen es — wird die Antithese nicht harmonisiert. Gleich dem „Demetrius" ist das ganze Leben, so planvoll, das ganze Werk, so kunstreich es ist, nur ein göttlicher Torso. Dies spricht das späte Gedicht „Der Pilgrim" ergreifend aus:

Abend wards und wurde Morgen,
Nimmer, nimmer stand ich still;
Aber immer bliebs verborgen,
Was ich suche, was ich will.

Berge lagen mir im Wege,
Ströme hemmten meinen Fuß.
Über Schlünde baut ich Stege,
Brücken durch den wilden Fluß.

Und zu eines Stroms Gestaden
Kam ich, der nach Morgen floß;

Froh vertrauend seinem Faden,
Werf ich mich in seinen Schoß.

Hin zu einem großen Meere
Trieb mich seiner Wellen Spiel.
Vor mir liegts in weiter Leere,
Näher bin ich nicht dem Ziel.

Ach, kein Steg will dahin führen,
Ach, der Himmel über mir
Will die Erde nie berühren,
Und das Dort ist niemals Hier!

Eine letzte, tiefste Tragik enthüllt sich, tiefer als die, an die Furcht oder Mitleid rühren, ein letzthin Menschliches, an dem jeder von uns, er sei, wer er sei, außer es rette die Gnade ihn, scheitert.

* * *

FELIX TIMMERMANS
WIE DER „PALLIETER" ENTSTAND

Die nachstehenden Äußerungen sind — daher ihr improvisatorischer Charakter — eine „Causerie", die Timmermans in verschiedenen Orten Belgiens und Hollands gehalten hat und die in „Ons Volk ont Waakt" abgedruckt wurde. Es sei bemerkt, daß der Held des Buches nicht Pallĭēter, noch Pallīĕter, sondern Pallīēter ausgesprochen wird.

ICH werde oft gebeten: „Erzähle doch etwas mehr über diesen Pallieter! Wo ist der hin? Was geschieht mit Mariechen und den Drillingen? ... und bleibt Charlot noch immer so rundlich?"

Ich kann darauf nichts antworten. Was jeder vom Pallieter wissen muß, das steht im Buche, und mehr weiß ich auch nicht.

Ich habe vom Pallieter alles gesagt, was von ihm zu sagen ist, und ich habe nicht die Absicht, noch kleine Pallieters dazu zu machen.

Wohl aber kann ich erzählen, wie das Werk entstanden ist.

Viele meinen, er sei nur so vom Himmel gefallen; ich hätte eines Tages gedacht: „Früher hast du einmal etwas Trauriges geschrieben, jetzt willst du etwas Lustiges machen."

Falsch!

Pallieter ist geboren unter Tränen und aus bedrängter Seele. Aber die Tränen habe ich ihm später abgetrocknet, und darum scheint der Mann so dazustehen, wie auf einmal aus dem Boden gewachsen, stark und voller Lebenslust; nein, Pallieter ist nicht jubelnd zur Welt gekommen.

Im Jahre 1910 erschien bei Victor De Lille, in Maldeghem, mein erstes Werk, die „Schemeringen van de Dood".

Aus diesem Büchlein hat sich, wie der Schmetterling aus einer Larve, der Pallieter losgerungen.

Als ich die „Schemeringen" schrieb, hatte mich der kalte Atem des Todes vom Leben fortgeweht, und sein grauenhaftes Unbekanntes lastete unheimlich auf mir.

Ich war in diese Atmosphäre geraten durch einen Freund, der nach jahrelanger Abwesenheit mir von Spiritismus, Theosophie, Astrologie, Kabbalismus usw. erzählte. Er glaubte fest daran, hatte ein apostelstarkes Wort, und ich, der ich niemals von diesen Dingen gehört hatte, der ich von Haus aus katholisch war, fühlte mich freudig davon angezogen. Das Geheimnisvolle lockte mich, und ich stürzte mich hinein, begierig wie ein Taucher, der auf dem Grund des Wassers Schätze glänzen sieht.

Stellen Sie sich vor: Man ist jung, man fühlt einen Sturm in sich, eine Sehnsucht noch ohne bestimmtes Ziel, und dann plötzlich wird man in ein Bad von Metaphysik getaucht. Es setzt ein schwindelnder Kreislauf ein von Geheimwörtern, von

Millionen von Welten und Geistern: ein selbst über die Begriffe Dantes hinausragender Weltenbau. Man begreift, daß man noch Jahrhunderte leben muß und zwei Körper hat statt einen. Ich kaufte einen Stoß Bücher und las sie alle durcheinander: Blavatsky, Zend-Avesta, Kabbala, Jakob Böhme, Eckart, Ruisbroeck, alles, was nur Mystik war.

Mein Freund, klug wie er war, zog sich durch alle diese gegeneinander aufwirbelnden und doch einander verwandten Systeme und Weisheiten einen geraden Weg; er war vergnügt und ruhig, und der Seelenfriede strahlte ihm vom Gesicht.

Ich aber war von der neuen Wissenschaft so eingenommen und voller Begeisterung, daß ich alles auf einmal schlucken wollte.

Aber es war viel mehr eine Betäubung als eine Bereicherung; eine geraume Zeit nachher floß dieses Betäubungsmittel, dieser nirwana-ähnliche Duft wie trockener Sand durch die Finger. Ich hatte keinen Spaß mehr daran, aber die Begriffe und Systeme blieben wie Schatten in meiner Seele haften, und der eine sagte zum andern: „Ich bin wahr, aber du nicht!"

Ich war in einen Irrgarten geraten und konnte den Weg zur Wahrheit nicht zurückfinden.

Zudem war meine Seele damals Irrtümern besonders zugänglich; und weil ich nicht wußte und nicht klug daraus wurde, was nun eigentlich das Wesen des Lebens sei, so wußte ich auch nicht nach diesem Wesen zu handeln, und wollte doch danach handeln; mein Tun und Denken wurde unentschlossen, vorsichtig, und die Angst vor dem Leben, die Angst vor der Tat hing wie ein nebliger Schleier über meinem Lebenshorizont. Wer das einmal tief empfunden hat, schreckt vor sich selbst zurück, sehnt sich nach Einfachheit und Erlösung von jeder aufreibenden Philosophie; man kann es nicht wie Staub von den Schuhen bürsten, und man beneidet den

Köhler, der fest auf seinem einfachen Glauben steht und sagen kann: „Das ist es!"

Friede! Mein Herz schrie nach Frieden, aber niemand merkte etwas davon, und jeder glaubte mich voller Lebenslust.

Aber mein Herz fand keinen Frieden, die „Ismen" hielten mich gefangen.

Ich war von ihnen durchtränkt, und Neigungen zum Unbewußten regten sich in mir. Ich suchte nach Seelenfrieden, zuerst in der Einsamkeit. Ich ließ mich, während eines Winters, in einem kleinen wallonischen Dorf nieder, am Rande ewiger Wälder. Da ich jedoch aus einem vollen und lauten Hause kam, fühlte ich die Einsamkeit wie einen schweren Druck auf der Brust, und im Frühling war ich wieder in Lier, meiner kleinen Heimatstadt, innerlich noch gepeinigt und gejagt.

Die Sehnsucht nach Seelenruhe blieb. Dann zog ich nach Achel in die Abtei der Trappisten, in der Hoffnung, durch Gebet und Stille zur inneren Klarheit zu gelangen.

Ich ging hin wie zu einer Oase in der Wüste, aber, wie Emerson sagt, man wird sich nicht los. Statt mich dem strengen, aber seelenvollen Klosterleben hinzugeben, kamen mir dort Bücher von Görres und anderen über Mystik in die Hände, die ich gierig las. Wieder hämmerten die Begriffe aufeinander los. Ärmer an Frieden, als ich hingegangen war, kam ich von dort zurück.

Später mietete ich in unserem Beginenkloster ein paar Zimmer, wo ich malte und las. Dort sprühten Friedenslaute wie aus einer fernen Spieldose über mein Herz. Ich las Thomas von Kempen und Katharina Emmerich. Jedoch meine Freunde besuchten mich zu oft. Meine Zimmer gehörten mehr ihnen als mir. Man trieb Spiritismus, was Aufsehen erregte; es wurde geraucht und gesungen; es war ein echtes Künstlerleben mit Streitigkeiten, Enttäuschungen und Langerweile.

So blieb ich in der erstickenden Kelleratmosphäre, und in dieser Stimmung schrieb ich die „Schemeringen van de Dood".

Ich ließ den Mut sinken und hoffte nicht mehr auf eine Änderung.

Dann kam ein glückliches Unglück über mich.

Ich mußte einer inneren Operation wegen ins Krankenhaus.

Da lag ich nun mit meiner ganzen Weisheit und Vielwissenheit nichtig und unansehnlich im Bett.

Ich fühlte meine Stunden gezählt. Es schien mir, als ob ich nur noch den Atem auszublasen brauchte, aber ich tat es nicht.

Und das große Wunder geschah!

Die Nähe des Todes selbst brachte den Rückschlag. Ich hatte auf einmal den Tod satt. In mir entsprang ein Brunnen von Lebenslust. Ich, der ich meine Lebensfreude verloren hatte, gewann das Leben wieder lieb, das Leben an sich, das Leben ohne Bücher, ohne Begriffe und Weisheiten.

Mein Geist war erlöst. Ich verlangte wieder nach dem Leben, um seine Güte in mich aufzunehmen wie den Duft einer Blume. Dann war die Erde wieder ein Vorhof des Himmels.

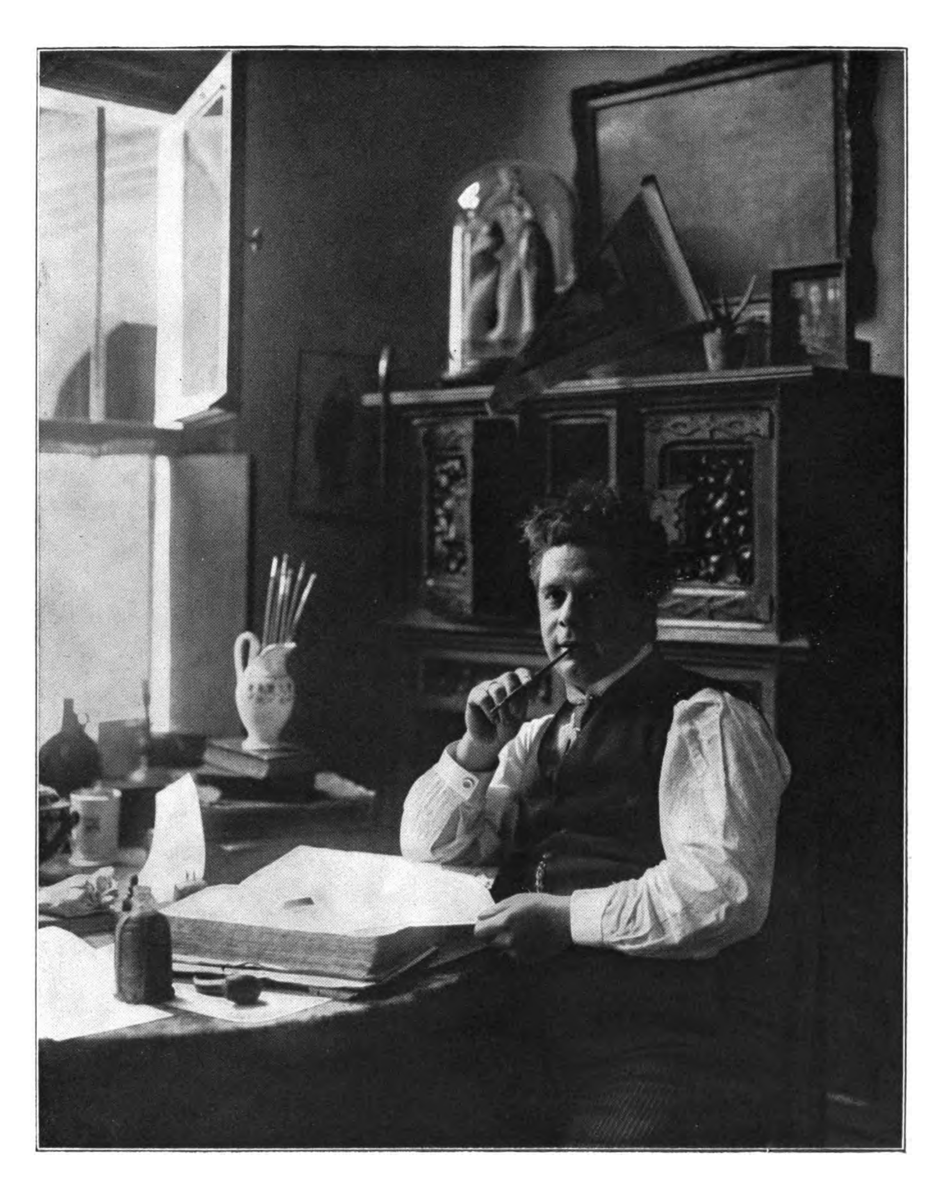
Dies geschah um Ostern, als der Lenz einzog. Und das Nönnchen, das mich pflegte, brachte mir ein Blumentöpfchen mit zwei Hyazinthen, einer roten und einer blauen.

Diese haben den ersten Samen zum Pallieter in mich gelegt.

Ich dachte an den Frühling, der draußen das Horn blies, ich hatte ländliche Visionen, und es zuckte und zerrte in mir, alle diese Schönheit und Güte mit meinen Sinnen zu genießen.

Jedoch erst mußte mein Leib gesunden.

Und während ich danach lechzte, mich im Frühling zu tummeln, tauchte in mir das Bild eines Menschen auf, der frei im Leben stehen würde, nirgends gebunden, voller Liebe und voll Dankes an das Leben und an Gott, religiös ohne Theorie und Wortklauberei; eines Menschen der Freude. Ich



Felix Timmermans

fühlte, daß ich selbst das nie werden würde, und konnte mir auch keinen unter meinen Freunden so vorstellen. Oh! so einen Menschen zu schildern!

Endlich durfte ich nach Hause zurück. Und mein erster Gang war auf das Feld. Ich sah es mit den Augen eines Neugeborenen, und wie herrlich war die Natur, die ich vernachlässigt hatte. Ich stand wie in einem Paradies, wo nichts mehr verboten ist, und „Wer möchte da sterben!" war der Jubelschrei meiner erlösten Seele. Mit diesen Worten befreite ich mich von dem letzten Nebeldunst, der über meiner Seele lag.

Es trieb mich zur Feder, und voller Begeisterung wollte ich ein Tagebuch der Natur schreiben. Tag für Tag, ein ganzes Jahr hindurch, ein Tagebuch von den Wolken, den Bauern, den Früchten der Erde, dem Gras.

Es sollte ein Lobgesang auf die Erde sein und ein Lobgesang für Ihn, der mich auf sie gestellt hat.

Ich schrieb am ersten, am zweiten, am dritten Tage, aber die Zahl der Seiten wurde von Tag zu Tag geringer; es wurde eintönig. Dann fühlte ich plötzlich, daß ein Mensch darin fehle. Und wieder erhob sich vor meinem Geist das Bild dieses Menschen, dieses frohen, dankenden, frei jubelnden Menschen, der ich selber hatte sein wollen.

Denn der ganze Pallieter ist nur ein Verlangen.

Und nun sah ich keinen Baum mehr, an dem nicht dieser Mensch hochkletterte, keinen Bach, den er nicht durchwatete; wo abends aus den offenen Türen der Bauernhäuser Gebete summten, da betete er mit; und wo ich den Geruch von Waffeln spürte und das Klirren der Gläser vernahm, da saß auch er am Tisch.

Er mußte sein wie ein wandernder Baum, der das Leben in sich aufsaugen würde und durchkosten. Jemand, den ein rohes Wort nicht abschreckt, der sich mit Fuhrleuten und

Zigeunervolk eins fühlen würde, der Karten spielen und sich wie ein Kind an Seifenblasen ergötzen könnte, der noch echt und rein zu beten vermöchte, ohne zu fragen, dem ein Gänseblümchen etwas Heiliges ist; jemand mit gesundem Appetit; jemand, der die Bücherkultur hat hinter sich liegen lassen und offen dasteht für alles, was ihm von der Natur zugeworfen wird, und auch vieles von den Menschen: Tanz, Gedichte, Kunst; der Gezelle und Rabelais, Wagner und Palestrina, Straßen- und Zigeunermusik in einem wäre: mit einem Wort, ein Mensch, der von allem die Blume genießen würde.

So ist, kurz gesagt, der „Pallieter" entstanden, aber nun mußte er auch noch geschrieben werden. Und das hat vier Jahre gedauert.

Viele denken, Pallieter sei die Kopie eines Menschen, der in Lier wohnt; es gibt sogar welche, die denken, ich sei es selbst.

Nein, Pallieter ist reine Phantasie; aber doch habe ich hie und da von Menschen, die dem Pallieter ähnlich veranlagt sind, Züge genommen und verarbeitet.

So wie Charlot ist, kenne ich mehrere, und aus den vielen habe ich eine gemacht.

Der Pastor ist ein Kauz, den ich früher gekannt habe, der die Geige spielte und sanft und gut und lustig war, und fähig, so zu handeln und zu sprechen wie der Pastor im „Pallieter". Eines Tages stand er auf der Kanzel und fragte seine Gemeinde: „Wißt ihr, was der Tod ist?" und, selber antwortend, sagte er: „Jetzt seht ihr mich, und jetzt seht ihr mich nicht mehr", und er versteckte sich hinter der Kanzel.

Bei Franzoo, dem Maler, hatte ich oft Valerius de Saedeleer vor Augen, den minuziösen Landschaftsmaler. Von ihm das Wohnen auf der Mühle, die blühenden Kinder und auch der Spinat mit Schweinebraten und Bratkartoffeln.

Ähnlich wie bei den Personen verfuhr ich bei der Landschaft.

Eines Tages kam ein Herr zu mir und fragte mich: „Können Sie mir nicht den Beginenwald zeigen? Ich habe schon den ganzen Tag danach gesucht."

Ich konnte nichts anderes sagen, als daß ich ihn auch nicht kannte.

Ich habe nicht die Landschaft der Nethe an sich beschrieben. Es sind Landschaften meiner Phantasie. Und wenn ich sie erst mit geschlossenen Augen sehe und sie wie eine wirkliche Landschaft betrachte, dann schreibe ich leicht. So ist es mir mit jedem Werk gegangen. Erst muß ich es in mir schauen.

Das Kapitel „Füllhorn" schrieb ich in ein paar Stunden, auf der Ecke eines Kamins, um mich Gesang und Lärm von Spitzenarbeiterinnen; während ich an dem „Fest" die ganzen vier Jahre gearbeitet habe; erst als an dem Buche bereits gesetzt wurde, fand ich den Kern des Festes: die Strafe der Reisbreischüssel.

So ist Pallieter der Erlösungsschrei einer Seele, die sich in die Finsternis hineingearbeitet hatte. Ihr könnt beruhigt sein, ich selbst bin kein Pallieter! aber während ich ihn schrieb, wenn auch mitunter dunkle Wolken aufzogen wie bei jedem, bin ich es innerlich gewesen, und das hat mich dann auch aufgerichtet und mich das Leben schöner und besser sehen lassen.

Aus dem Flämischen übertragen von Pieter Mertens.

* * *

JAN VAN RUISBROECK
WAS DIE OBERSTEN HIMMELSSTÄNDE FÜR UNS TUN

DIE allerobersten Stände des Himmels, Throninhaber, Cherubime und Seraphime, die unterstützen uns freilich nicht in dem Streite, unsere Sünden zu überwinden; sie leben erst mit uns, wenn wir des Streites entrückt in den Frieden mit Gott,

in das Schauen und in die ewige Liebe erhoben sind. Die drei Vertreter der mittleren Stände, das sind die Fürsten, Gewaltigen und Verweser; diese streiten mit uns gegen den Teufel, gegen die Welt und gegen die Laster, kurz, gegen alles, was beim Dienste unseres Herrn sich uns in den Weg stellen will; und sie befehligen und regieren uns und unterstützen uns, ein inwendiges Leben mit allen Tugenden zu erreichen.

Nun gebt gut acht. Indem wir kraft der Gnade Gottes und der Beihilfe der Engel die Welt überwinden und verachten alles, was in der Welt ist, werden wir zu Königen und Fürsten über all diese Welt, und das Himmelreich ist unser. Und der vierte Chor der Engel, welche den Titel von Prinzen führen, dienen uns zum Ruhme Gottes.

Mehr noch: Indem wir uns selbst erniedrigen und verachten und Gott zur Ehre von Herzen und aus tiefstem Grunde uns demütigen, tiefer als alle Kreatur, so besiegen wir den Teufel und alle seine Zettelungen. Und der fünfte Chor der Engel, welche die Gewaltigen oder Mächtigen heißen, werden unsere Gefährten und dienen uns bei den inneren Übungen zum Ruhme Gottes und um uns den Sieg zu sichern.

Aber es geschieht noch mehr, wenn nämlich der Mensch sich selber verachtet und sich tiefer als alle guten Menschen stellt, derart, daß er sich nicht für würdig hält, irgendeinem guten Menschen in Tugenden zu gleichen, wenn er niemanden verurteilt und nur allein sich verdammt. Alles, was er nun an Tugenden verrichten mag, das dünkt ihm von geringer Wichtigkeit und als ein Nichts; denn der Geist der Gerechtigkeit Gottes und sein eigener Geist der demütigen Erniedrigung lassen ihn nicht zur Ruhe kommen. Sie rufen Tag und Nacht in seinem Herzen: „Du sollst Gott lobpreisen und ihm dienen.“ Sie nagen ihm das Herz aus dem Busen und das Mark aus seinem Gebein. Und Hunger und Gier, Gott zu dienen, werden so groß, daß alles, was er an Gutem tut, im Nu verzehrt ist

und es eine Ruhe nicht gibt. So wird er denn zornig und neidisch auf sich selber, daß er dazu ohnmächtig ist, soviel zu tun, bis es ihm genügt. Das ganze natürliche Behagen an ihm selber und an allen Kreaturen ist ihm vergangen und abgestorben, und er weiß nichts, noch fühlt er anderes als nur immer: „Du sollst Gott nachleben und ihm dienen." Und da er sich ohnmächtig sieht, sich auszugeben, wie er es begehrt, so haßt er sich selber und verachtet er sich. Denn der Geist unseres Herrn treibt seine Begierden immer aufs neue zu Dienst und Ehrerweisungen und zu mehr an, als er vollbringen kann. Soviel er beibringt, immer bleibt er schuldig und im Rückstand; und davon werden die Begierden rast- und ruhelos.

Wenn der demütig erniedrigte Mensch nun sieht und begreift, daß er niemals dem nachkommen kann, was Gott von ihm heischt, wirft er sich nieder vor die Füße unseres Herrn und spricht: „Herr, ich kann Dir nichts vergelten; ich verzichte auf mich und liefere mich aus in Deine Hände. Tu mit mir alles, was Du willst." Auf diese demütige Auslieferung antwortet unser Herr: „Du gefällst mir gut in deiner Übergabe und deinem Zutrauen. Ich verleihe dir meinen Geist der Freiheit und der Wahrheit, damit ich allein mehr als alle guten Werke und Tugendübungen dein Ansporn und Behagen bin."

Seht, dieses wechselseitige Behagen zwischen Gott und dem freien demütigen Menschen, dieses bildet die Wurzel der fürsorgenden Liebe und aller Heiligkeit eines inwendigen Lebens. Und wer sich dieser Übung des Behagens befleißigt, der kann von keiner Sünde mehr angefochten werden; alle Feinde flüchten vor ihm, gleichwie die Schlange vor dem Weinberge, der blüht. Wechselseitiges Behagen zwischen Gott und dem demütig Freien, das ist das höchste und erlauchteste Ergebnis des inwendigen Lebens. Von hier aus werden alle weiteren Tugenden und guten Werke angeordnet und ausgeführt; denn Gott spen-

det seine Gnade, und der verinnerlichte Mensch gibt seinerseits die guten Werke zurück.

Auf die Art steigert und erneut sich Gnade und gutes Werk unablässig, denn Gott spricht im verinnerlichten Menschen: „Ich gebe dir Meine Gnade, gib du Mir deine Werke.“ Und er spricht im Behagen zu den freien Begierden weiter: „Ich gebe Mich dir, gib du dich Mir. Willst du Mein sein, so will Ich dein sein.“ Und dieses sind huldreiche Fragen und Antworten, die nicht mit Worten äußerlich, sondern im Geiste innerlich gesprochen werden. Und die liebende Seele antwortet darauf also: „O Herr, Du lebst in mir mit Deiner Gnade und mehr denn alle anderen Dinge behagst Du mir. Ich muß Dich lieben, Dich lobpreisen, Dir danken, und ich könnte darauf gar nicht verzichten; denn es bildet für mich das ewige Leben. Du bist meine Speise und mein Trank; je mehr ich esse, desto mehr hungert mich. Je mehr ich trinke, desto mehr dürstet mich; je mehr ich besitze, desto mehr begehre ich.“

Hierauf erwidert der Geist unseres Herrn in der Inwendigkeit der Seele, nicht äußerlich mit Worten, sondern innerlich mit Gefühlen: „Geliebtes Herz, Ich bin dein und du bist Mein; Ich gebe Mich in dich über alle meine Gaben hinaus und ziehe und sauge dich in Mich über alle deine Werke hinaus.“

Indem die verinnerlichte Seele sich nun in das Einsaugen Gottes schickt, derart, daß sie sich freiwillig in den Geist unseres Herrn gibt, fühlt sie alsbald eine unergründliche Liebe, von der sie gänzlich eingehüllt wird. Und sie wird entrückt über sich selber und über alle Gaben in den Geist unseres Herrn und fühlt eine unendbare Wonne, von der sie gänzlich umflossen wird und die sie nicht zu fassen vermag. Und die verinnerlichte Seele wird zwischen unergründlicher Liebe und unendbarer Wonne umhalst und umarmt im Anschauen der Liebe.

Doch ist die Stunde kurz; Liebe will nicht müßig sein. Sie ruft mit lauter Stimme in die nach innen gekehrte Seele:

Dankt, lobt und ehret euren Gott!
Das ist der Liebe Rat und ihr Gebot.

Seht, dieses ist die höchste und erlauchteste Stufe der inneren Übungen und steht am nächsten schon dem eigentlichen schauenden Leben. Wir werden hiermit den Engeln des sechsten Chores ähnlich, welche Dominaciones oder Verweser heißen; denn sie walten über die fünf Chöre oder Rangordnungen, welche unter ihnen stehen. Und diese Stufe ist erhaben und hat größeres Gewicht als alle sonstigen Übungen, deren man sich für das innere Leben befleißigen mag.

Aus: „Die sieben Stufen der geistlichen Liebestreppe" in dem Dom-Bande „Die Zierde der geistlichen Hochzeit und die kleineren Schriften. Herausgegeben und übertragen von Friedrich Markus Huebner."

★ ★ ★

MITTEILUNGEN DES VERLAGS

Zu dem nunmehr abgeschlossenen fünften Jahrgang des „Inselschiffs" haben wir Decken in Pappband und Halbpergament anfertigen lassen, die zum Preise von M. 1.50 und M. 2.50 bezogen werden können.

Auch in diesem Jahre wird, wie nun schon seit 1905 (mit Ausnahme eines Jahres) regelmäßig, der Insel-Almanach erscheinen, der von unseren Autoren reich beschickt und aus Werken verschiedenster Art unseres Verlags auf das mannigfaltigste ausgestattet worden ist.

An Neuigkeiten werden ferner in den nächsten Wochen erscheinen: Die sächsischen und salischen Kaiser (ein neuer Band in der Reihe Deutsche Vergangenheit) und die Tagebücher und Briefe von Johann Wilhelm und Friederike Tugendreich Volkmann, die Ludwig Volkmann, der Urenkel beider, unter dem Titel Die Jugendfreunde des „Alten Mannes" herausgegeben hat. Wir kennen aus dessen Jugenderinnerungen die innige Freundschaft, die die Familie Kügelgen mit dem Leipziger Senator und seiner Gattin verband; diese Aufzeichnungen, die hier zum ersten Male veröffentlicht werden, lassen erkennen, auf welchem sicheren Grund diese Freundschaft ruhte, sie werden willkommen sein als schöne Ergänzung zu Kügelgens Buch und als Beitrag zur Abrundung des Gesamtbildes der Zeit,

„als der Großvater die Großmutter nahm“. Die Balzac-Ausgabe schreitet mit den Bänden 6 und 7 um ein großes Stück ihrem Ende zu; von Leo N. Tolstois Erzählungen erscheinen der dritte und vierte Band, übertragen von Arthur Luther. Sie enthalten unter anderem die Volkserzählungen und Legenden, sowie die Kreutzersonate und den Hadschi Murat. Die vier Bände von Tolstois Erzählungen sind damit vollständig, und die bisherige Ausgabe der Romane ist zugleich zu einer Ausgabe der Sämtlichen Romane und Erzählungen in zwölf Bänden erweitert worden. In den Dom ist der flämische Mystiker Ruisbroeck mit dem Band Die Zierde der geistlichen Hochzeit und die kleineren Schriften, übertragen von Friedrich Markus Huebner, aufgenommen worden. Ein äußerst geistvolles Buch, auf der Cranach-Presse in 150 Exemplaren gedruckt, kommt unter dem Titel Aus dem alten Europa. Menschen und Städte durch den Insel-Verlag in den Handel. Die Verfasserin ist Helene von Nostitz. Es ist ein Buch aus einem zweiten Ancien régime, die hohe Geistigkeit der Salons vor 1918 spiegelt sich darin.

Von den Werken, deren Erscheinen wir im vorigen Heft ankündigten, werden bis zu unserem Bericht im nächsten (Weihnachts-) Heft bestimmt vorliegen: Hans Carossas Rumänisches Tagebuch, das Kriegstagebuch eines deutschen Arztes, der zugleich ein Dichter ist und die oft grauenvollen Ereignisse mit einer schönen Menschlichkeit erlebt; sodann Albrecht Schaeffers Novellenbuch Das Prisma, das vierzehn Erzählungen aus den Jahren 1918 bis 1923 vereinigt.

Neuaufgelegt wurden die Briefe der Herzogin Elisabeth Charlotte von Orléans, aus den zwei vor sechzehn Jahren erschienenen Bänden in einen zusammengezogen und reich mit Bildern ausgestattet, wiederum von Hans F. Helmolt herausgegeben. An Neuauflagen liegen außerdem vor: Rainer Maria Rilke, Auguste Rodin (41.–45. Tausend); Das Stundenbuch (50.–54. Tausend); Hans Sachs Werke Band I (7.–10. Tausend), Band II (7.–9. Tausend).

Das Porträt des Dichters der „Jobsiade“ auf S. 209 ist eine Wiedergabe des Titelbildes in der ersten Gesamt-Ausgabe des Werkes vom Jahre 1799.

* * *

